ΒΟΡΙΑΣ

Vorias – Nordwind

Roman

MontAurum

Über den Autor

1953 in Bern geboren, besucht Markus Heimlicher Schulen in Bolligen, Bern und Davos. Der Werkzeugmacherlehre folgt das Ingenieurstudium und die erste Anstellung am EIR Würenlingen. Der Aufbau einer Solarberatungsstelle an der HTL Brugg-Windisch gilt als Pioniertat, doch er versteht sich eher als Tüftler, Kulturkritiker und Trivialphilosoph, als Generalist mit der Fähigkeit, aus (fast) nichts etwas anzufangen. Und er will die Welt sehen.

Reisen führen ihn nach Asien, in den südpazifischen Raum und nach Australien. Er notiert sich zahllose Episoden, die er erlebt, Geschichten, die er vernimmt, Gedankenblitze und Träume. Dann folgt die Begegnung mit den Ideen von Carl Gustav Jung und Jean Gebser. Immer auf der Suche nach geeigneten Ausdrucksmitteln, beginnt er Mind Maps zu zeichnen, die mehr und mehr auch den Charakter von Mandalas annehmen: <http://www.nplus1.ch/Seiten/mandalas.html>.

In Bern begründet er das «Büro n+1». Als Organisator, Redaktor und Feuilletonist für Energie und Umwelt wird er Zentralsekretär der Schweizerischen Vereinigung für Sonnenenergie (SSES) und Mitinitiant der ersten «Tour de Sol», übernimmt dann die Programmleitung für Energie-Technologietransfer (ENET) im Auftrag des Bundes und präsidiert schließlich den Sonnenenergie-Fachverband Schweiz (SOFAS). Kontakte von früher ermöglichen ihm den Bau des ersten griechischen Erdhauses neueren Datums auf Kreta.

Dann beginnt er zu schreiben. Eingeengt durch den flachen Charakter des Papiers entwickelt er die «Lebensdatenbar», ein relationales EDV-Informationssystem, das die freie Verknüpfung von Figuren, Gruppen, Ereignissen und Quellen zulassen soll, arbeitet seine langjährigen Notizen auf und beginnt, regelmäßig zu meditieren. 2010 gewinnt Markus Heimlicher den 1. Preis im Literaturwettbewerb der Schweizer Zeitung «Der Bund» mit dem Essay «Die Wende von Wendschatz». Er hat 3 erwachsene Kinder und lebt in Bern und auf Kreta.

Mit «Vorias» gönnen Sie sich einen Drink aus seiner Datenbar, im vorliegenden Fall gemixt auf dem Papier des MontAurum Verlages. Eine Demoversion der Bar (MAC) kann kostenlos heruntergeladen werden auf:

<http://www.nplus1.ch/Seiten/informer.html>

Markus Heimlicher

ΒΟΡΙΑΣ

Vorias – Nordwind

Roman

Vorbemerkung des Verfassers:
Allfällige Ähnlichkeiten mit noch lebenden oder verstorbenen Personen oder mit realen Vorkommnissen sind zufällig und keineswegs beabsichtigt.

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme:
Vorias – Nordwind / Markus Heimlicher. – Bremen :
Montaurum Verlag, 2010. – 303 S.

MontAurum Verlag
Dr. Stephanie Bergold, Bremen
www.montaurum.de
info@montaurum.de
Verlagsnummer: 3-937729

Lektorat: Nicole Terstappen
Titelfoto: Büro n+1, Bern

Umschlag:
picasox Mediengestaltung, Bern
Anne Röthlisberger

© MontAurum Verlag, Bremen 2010

Alle Rechte vorbehalten.
Druck: Quickprinter
Made in Germany

ISBN: 978-3-937729-31-2

1

Vor zehn Tagen hatte sich das lang ersehnte Hochdruckgebiet über den Azoren eingestellt und mit ihm der Sommer, den die Berner jedes Jahr mit Sehnsucht erwarten. Das Aarebad Marzili erwachte täglich in neuer Frische und entwickelte sich dann zu einem infernalischen Basar, der bis am Abend anhielt, wobei die Zusammensetzung seiner Gäste im Laufe des Tages änderte.

Vormittags war der Rasen den Genießern, Lebenskünstlern und Rentnern vorbehalten. Fast – denn noch vor Arbeitsbeginn pflegten gewiefte Bundesangestellte an empirisch ermittelten Stellen die Badetücher auf den vom Tau noch feuchten Rasen zu legen, um diesen sorgfältig vorbereiteten Trumpf während der Mittagspause auszuspielen, wenn sie unter neidischen Blicken schwitzender Nachbarn das Vollkornsandwich im Schatten ihrer Stamm-Bäume verzehren durften.

Dann kam die Zeit der Gymnasiastinnen und Gymnasiasten höherer Klassen, die sich aus Tradition auf der großen Wiese einzufinden hatten: vor der Matura um zu lesen, was in Hinblick auf die mündlichen Prüfungen noch zu lesen verblieb, während der Prüfungswochen hingegen, um schnatternd und lärmend Resultate und Erlebnisse auszutauschen. Die Angestellten der Öffentlichen Hand erkannten darin ein Zeichen für den baldigen Beginn ihrer Blockzeit und überließen ihre Schattenplätze gnädigen Blickes der nachdrängenden Jugend.

Am späteren Nachmittag erschienen die Studierenden, dann junge Mütter mit ihren Babies, zu welchen sich nach und nach Ehemänner und Väter gesellten, die von gleitenden Arbeitszeiten profitierten. Für letzte Höhepunkte sorgte kurz

nach Ladenschluss noch das Verkaufspersonal, das sich punkto Bademode stets auf dem neuesten Stand wusste.

Die ursprüngliche Bestimmung der ehrwürdigen Anstalt – wohl die Erhaltung der Volksgesundheit – war in Hinblick auf die sommerlichen Besucherzahlen und das Konsumationsverhalten der Badegäste längst in den Hintergrund getreten.

Für Massimo, der in der vergangenen Woche beinahe Tag und Nacht am Schlussbericht seines Projekts und dann am Vortrag seines Chefs gearbeitet hatte, war das Marzili entschieden die falsche Adresse.

Er brauchte Ruhe.

Heute Mittag hatte er sich deshalb per E-Post im Abteilungssekretariat abgemeldet. Dann war er in den Schosshaldenbus gestiegen, nach Hause gefahren und hatte sich dort umgezogen. Ein unangetasteter Futternapf in der Küche zeigte, dass Kasimir seit Tagen nicht mehr zu Hause gewesen war – der Katzenkönig des Berner Rosengartens gab sich im Frühsommer sehr beschäftigt. Massimo war mit seinem Wagen nach Bolligen und weiter Richtung Krauchthal gefahren, hatte die Hauptstraße verlassen und nach einem knappen Kilometer den schattigen Weiler Laufenbad erreicht, wo er den Wagen abstellte.

Er zog seine gelbledernen Wanderschuhe an und schnallte sich die Geldkatze um den Bauch, die das Notwendigste enthielt, um sich außerhalb der eigenen vier Wände zurecht zu finden. Dann entnahm er dem Kofferraum einen hölzernen, mit einer Zeitung ausgekleideten Spankorb, schloss ab und machte sich auf den Weg.

Unmittelbar hinter dem Weiler wand sich eine Naturstraße an der rechten Talflanke hoch und führte dann in respektvollem Abstand am Fuß

der auf einer Sandsteinrippe liegenden Ruine Geristein vorbei.

Sehr viel war von der Burg heute nicht mehr zu erkennen, manche ihrer Steine mochten im Laufe der vergangenen Jahrhunderte als Baumaterial für die Häuser des nahen Dorfes gedient haben. Später waren die Mauern in unbeholfener Art durch eine Blechabdeckung vor dem weiteren Zerfall geschützt und den seltenen Besuchern – meist Schulklassen der näheren Umgebung – zur Besichtigung freigegeben worden. Für eine Restauration galt der Rundturm den Heimatschützern wohl als zu bedeutungslos.

Viel reizvoller jedoch als die Ruine war ein unweit von ihr hinter Tannen sich abzeichnendes riesiges Sandsteintor, das aussah wie ein in der Manege sitzender Elefant und aus diesem Grund dessen Namen trug, ein Elefant, der sich mit dem Rüssel gegen einen steil in die Luft ragenden, über 10 Meter hohen Felszahn stützte.

Ob dieses Monument einst durch eine gewaltige geologische Krafteinwirkung entstanden, ob die Öffnung in grauer Vorzeit von Menschen- oder Titanenhand geschaffen worden oder ob es sich vielleicht gar ein Brandungstor des Molassemeeres handelte, vermochte niemand mit Sicherheit zu sagen.

Massimo folgte erst der Straße bis zum Elefant und dann dem schmalen Pfad, der unter dem Torbogen hindurch in den Wald hinein führte. Seine Augen brauchten einen Moment um sich ans Zwielicht zu gewöhnen. Schmetterlinge tanzten. Vögel zwitscherten. Feuchte Wärme schlug ihm entgegen. Brennnesseln, Waldmeister, Sauerklee. Raschelndes Laub. Alles war so, wie es sein musste. Und das Wichtigste: er war allein.

Oberassistent Wellstein war hierher gekommen um Pilze zu sammeln.

Er frönte dieser Leidenschaft seit dem Tode seines Vaters, der ihm vor acht Jahren nebst einem bescheidenen Vermögen auch einen hellblauen, wenig gebrauchten Fiat 850 hinterlassen hatte, welchen es zu veräußern galt. Ein Familienfreund, kurz vor der Pensionierung stehend und im Begriff, in seine italienische Heimat zurückzukehren, war damals überglücklich, dass er den Wagen günstig erwerben konnte. So glücklich, dass er an einem Samstagmorgen Massimo zu Hause abholte, hierher fuhr und ihm dann auf einem ausgedehnten Spaziergang durch den herbstlichen Geristeinwald jene Stellen zeigte, wo der Feinschmecker seit vierzig Jahren die Pilze für seine „Funghi alla Toscana“ gefunden hatte.

Erst in den folgenden Jahren erkannte Massimo den Wert dieses Vermächtnisses.

Denn er stellte fest, dass ihm hier, wo er nicht unter Leistungszwang stand, stets die allerbesten Ideen zufielen. Ja, zufielen – anders ließ sich dieser Vorgang nicht beschreiben, denn zuweilen, nachdem er durch das Elefantentor getreten war, sich vom Weg gelöst, einige Zeit die würzige Waldluft eingeatmet und dem Fluss der Gedanken keine Beachtung mehr geschenkt hatte, stellte er fest, dass sich seine Wahrnehmung – umstülpte.

Das Entweder-oder des universitären Alltags mutierte dann unwillkürlich zum Sowohl-als-auch einer natürlichen Kreativität, die nur darauf wartete, dass er den Mut aufbrachte, sich ihr bedingungslos hinzugeben.

Sobald dieser Zustand sich eingestellt hatte, wurde die in Form von Pilzen angestrebte Ernte zur Nebensache. Es war dann, als ob die Umgebung und sein Innerstes sich gegenseitig umarm-

ten. Seine Gedanken wurden entweder kristallklar – oder sie erübrigten sich vollständig.

So war im Laufe der Zeit das Pilze Sammeln, was immer man darunter verstehen wollte, zu einem festen Bestandteil von Massimos Leben geworden. Dies war seine Art und mit ein Grund, weshalb er als Informatiker Erfolg hatte: wenn er etwas tat, so tat er es leidenschaftlich und gründlich.

Es war noch etwas früh im Jahr um Pilze zu finden. Experten hätten aus dem mitgetragenen Spankorb möglicherweise geschlossen, dass der grün angezogene Spaziergänger mit den gelben Wanderstiefeln und der auffälligen Bauchtasche ein eitler Anfänger sei und sich in der Jahreszeit geirrt hatte, weniger profunde Kenner vielleicht vermutet, dass ihm besonders ergiebige Pilzplätze bekannt waren, die sie bis dato noch nicht hatten aufspüren können.

In der Tat war er heute weniger der Pilze wegen hergekommen. Er wollte der Stadtberner Sommerhektik und den vielen Touristen aus dem Weg gehen. Und nicht zuletzt versprach er sich vom heutigen Nachmittag auch etwas mehr Klarheit in Hinblick auf seine berufliche Situation.

Denn Massimo hatte es satt, am Institut für logistische Information und angewandte Systematik der Universität Bern für seinen Chef jene brillanten Arbeiten zu schreiben, die dieser dann an Logistikkongressen auf der ganzen Welt präsentierte und dabei so tat, als wären sie auf eigenem Mist gewachsen.

Schon hatte er das Hochplateau des Geristeinwaldes durchstreift und dabei eine Hand voll Eierschwämme, einige Wulstlinge sowie an einer Stelle, die er zuvor nicht gekannt hatte,

zwei besonders schöne Hexenröhrlinge gefunden.

Doch heute war einer jener Tage, an denen nichts sich umstülpte. Nachdem er einige höfliche Worte mit einem Spaziergänger gewechselt hatte und derweil von dessen Hund erst angeknurrt, knapp nicht ins Bein gebissen und danach sehr gründlich abgeschnuppert worden war, hatte sich diese ernüchternde Erkenntnis abgezeichnet.

Er war dann Richtung Bantiger weitergegangen. Wenn sich heute keine tieferen Einblicke einstellten, so dachte Massimo, wollte er mindestens noch auf den Turm steigen und den Rundblick genießen.

„Katzenstyg“ lautet der Flurname für das letzte, enorm steile und bei nassem Wetter kaum zu begehende Wegstück, das als Direttissima zu diesem beliebten Berner Ausflugsziel hinauf führt, wo der Waldpfad schließlich in die geteerte Privatstraße der Sendestation einmündet.

Massimo hatte schon zwei Drittel der modernden Holzstufen hinter sich gebracht, als sich aus seiner Bauchtasche vibrierend der Refrain der Internationalen vernehmen ließ. Schnaufend lehnte er sich an einen Baum und riss den Verschluss auf. Noch bevor das fragile Telefon ein weiteres Mal zum letzten Gefecht aufrufen konnte, hielt er es mit schmutzigen Fingern ans Ohr.

Das aggressive Brummen des UKW-Senders war zu vernehmen.

»Ja? « Oberassistent Wellstein versuchte, das Keuchen zu unterdrücken.

»Bist du’s, Massimo? Man versteht dich kaum. Hier ist Andrea Lage vom Institut. Es gibt Neuigkeiten. «

»Es riecht nach Rauch und Schwefel. Ist etwa der Feurige Elias hernieder gekommen?«

Unbeirrt fuhr die Abteilungssekretärin fort: »Ja, gerade vor einer halben Stunde. Er ist nicht von Thessaloniki nach Zürich, sondern erst heute Morgen von Athen nach Genf zurückgeflogen. Und hat bereits im Zug nach Bern begonnen, die ganze Abteilung umzupflügen.«

Doch dies konnte unmöglich der Grund des Anrufes sein, denn sein Chef war jedes Mal aufgekratzt, wenn er von einer dieser Konferenzen zurückkam. »Offenbar ist seine Präsentation meines Schlussberichts angekommen.« Das würde ihr auf die Spur helfen.

»Sehr, Massimo, sehr, und er hat ein neues Projekt in Aussicht, etwas Großes und Kompliziertes, aber er will dir das selber sagen. Er war heute Nachmittag – ungehalten, dass er dich nicht am Institut angetroffen hat.«

»Das war ein Teil meiner Überstunden in den Nächten vor seiner Abreise. Morgen früh bin ich wieder da.«

»Geht nicht, da hat er Vorlesung. Am Freitag um 11 Uhr in seinem Büro – ist das OK?«

»Ich werde mich einfügen. Magst du Pilze?« Er keuchte nicht mehr.

»Nur knackige und wenn ich sie nicht vorher rüsten muss. Und gegen Reizker bin ich allergisch.«

Das Gespräch war beendet.

Massimo nahm die verbleibenden Stufen des Katzenstygs in Angriff und folgte dann der Straße bis zum Sendeturm, dessen Treppenaufgang – einer Zugbrücke nicht unähnlich – ihn zum Besteigen der Aussichtsplattform einlud. Nach der Kraxelei wäre ihm der Lift lieber gewesen, doch war dessen Benutzung dem Pikettdienst vorbehalten. Massimo überwand sich.

Jeder Umgang der Wendeltreppe brachte ihn den harzigen Tannenspitzen näher, die den

Rundblick aufs Berner Mittelland noch störten. Die letzten der verzinkten Metallstufen führten ihn schließlich darüber hinaus. Eine Elster schimpfte und flatterte empört davon, nachdem sie mehrmals vergeblich versucht hatte, sich zuoberst auf einem Wipfel festzukrallen.

Mit erhöhtem Puls konnte Massimo auf den Platz hinunter sehen, wo eine Mutter mit schreiendem Kind neben zwei Picknickboxen wartete, während der Vater mit zwei älteren Geschwistern der Eisentreppe zustrebte. Indianerschmuck, Spielzeugpistolen, der Geruch von gegrilltem Fleisch.

Die Landschaft hüllte sich in einen zarten Schleier dunstiger Weite.

Gegen Norden schweifte der Blick über die bewaldeten, in der Ferne sich auflösenden Linien des Emmentals und wurde dann gestoppt durch die gelbliche Front des Juras, die einer von den Göttern mit dem Tod durch Versteinerung bestraften, weil feig das Weite suchenden Flutwelle nicht unähnlich sah.

Im Süden hatten sich die ersten Quellwolken gebildet und sich verhüllend vor den Eiger und keusch zwischen Mönch und Jungfrau geschoben. Davor zeichneten sich in üppigem Blau die scharfen Konturen der Berner Voralpen ab.

Morgen würde es die ersten Gewitter geben. Die Tage des Azorenhochs waren gezählt.

2

»Zahlen Sie bar oder mit Karte?« Hinter dickem Brillenglas übten zwei riesige Augen sich in einem Mitleid heischenden Aufschlag. Abwesend zog Massimo einen Schein aus der Geldkatze, nickte erleichtert, als er das Wort „Tragtasche“ hörte, ließ sich die italienische Petersilie, die Schalotten, den Wermut und den Rahm hinein packen und ging dann Richtung Rolltreppe, die ihn aus der Delikatessenabteilung der Magazine zum Globus ins Erdgeschoss hinaufbrachte, wo es bereits wieder spürbar wärmer war.

Irgend etwas hatte er vergessen.

Während er sich durch die enge Parfümerieabteilung hindurch manövrierte, versetzte er sich gedanklich in seine Küche, rüstete Pilze, hackte Schalotten und Petersilie, schüttete Olivenöl in die Pfanne, dämpfte Zwiebeln an, löschte Reis mit Weißwein ab, wollte Prosecco in den Kühlschrank stellen – überflüssigerweise, denn dort wartete eine Flasche seit Wochen darauf, in trautem Rahmen geöffnet zu werden. Im Geiste hatte er den Tisch gedeckt und bei Frau Kläfiger vom oberen Stock die Vase für einen allfälligen Blumenstrauß ausgeliehen.

Inzwischen war Massimo in den Bus Richtung Paul Klee Zentrum gestiegen und fuhr eben über die Nydeggbrücke, als in seinem Kopf die Katzenklappe leise sich meldete, jenes kephalophone Signal, an das er sich in den letzten Jahren widerstrebend gewöhnt hatte:

»Ich bin wieder zurück. Es war anstrengend, doch es hat sich gelohnt«, maunzte sein virtueller Hauskater, während er sich durch den Mittelgang des Gelenkbusses wand und auf der hintersten Bank neben Massimo Platz nahm, nachdem er seinem Wohngenossen erst eine zerkratz-

te Nase und dann das Hinterteil entgegen gestreckt hatte. Sein dunkles Fell war mit Kletten übersät.

»Steht mein Abendbrot bereit?« Die übrigen Fahrgäste nahmen Gott sei Dank von der in Massimos Kopf stattfindenden Unterhaltung keine Notiz.

Natürlich – Massimo hatte das Katzenfutter vergessen. Doch jetzt saß er im Bus und es war zu spät, um noch einmal zurückzufahren. Zwar blieben heute die Geschäfte der Innenstadt bis neun Uhr geöffnet, doch in einer Stunde würde Andrea Lage vor der Tür stehen.

Zu Hause hatte er erleichtert festgestellt, dass ihm die reelle Rückkehr von Kasimir erst noch bevorstand. Er hatte gelüftet, angewidert den halbvertrockneten Inhalt des Katzentellers mit einem Esslöffel ins Klo gekratzt (was man nicht tun sollte) und eilends das Geschirr vom Vortag abgewaschen. Schon war das Mise en place beendet, der Esstisch freigeschaufelt und abgewischt.

Es war immer wieder erstaunlich, was er an seiner Wohnung alles auszusetzen wusste, wenn er sie mit fremden Augen ansah. Doch für Feinheiten war es jetzt sowieso zu spät.

Als er mit zwei Flaschen Wein aus dem Keller zurückkam, trat jemand vor die offene Balkontüre. Erst hatte er Andrea gar nicht erkannt, denn in den Händen trug sie einen Blumentopf mit einer dunkelgrünen Pflanze, die ihr bis übers Gesicht reichte. »Bin ich hier richtig?« fragte der schwebende Hibiskus. »Vorne an der Haustüre hat keiner geöffnet.«

Ein Begrüßungskuss kam aufgrund der Situation ohnehin nicht in Frage, ebenso wenig ein Händedruck. Wie gut. Weder hätte Massimo den Mut gehabt, sich zum Einen hinreißen zu lassen,

noch war ihm bloß das Andere übrig geblieben. Er war erleichtert, dass ihm einmal mehr eine Entscheidung abgenommen worden war. Als schließlich die Flaschen in der Küche und der Blumenstock neben der leeren Vase auf dem Esstisch standen und Andrea sich die abgeknickte Hibiskusblüte aus dem Ausschnitt gezupft hatte, hatten sich die Rituale erübrigt. Sie setzte sich.

»Ein Glas Prosecco?« Massimo trat mit zwei Gläsern und einer durch Feuchtigkeit beschlagenen Flasche aus der Küche.

»Sehr gerne. Du kannst mir ja dabei noch erklären, womit ich die Ehre verdient habe, von dir zum Abendessen eingeladen zu werden.« Andrea hatte ein Alter erreicht, in dem man gerne gleich zur Sache kam.

Er hatte geahnt, dass eine solche Frage kommen würde, aber gleich im zweiten Satz – wenn dies so weiterging, würde er spätestens nach dem Apéro nichts mehr zu erzählen wissen. Sein Blick verfolgte erst das Zick-Zack-Muster des Eichenparketts, ruhte kurz auf ihren knallgrünen Mokassins, wanderte prüfend die übereinander geschlagenen, marzilibraun gebrannten Beine hoch und fand endlich bei den ums Knie gefalteten Händen Halt. Massimo merkte, wie sie ihn dabei vergnügt beobachtete.

Verwirrt blickte er auf und entschloss sich, für die Einleitung einen konventionellen Pfad zu beschreiten.

»Eigentlich ist es ganz einfach«, begann er, nachdem sie angestoßen hatten. »Das SBB-Projekt ist abgeschlossen und ich frage mich, ob ich bleiben oder mir wie Ali und Kaudemi einen neuen Job suchen soll. Ich möchte dereinst bei den Studenten nicht im Ruf stehen, als Oberassistent auf die Pensionierung zu warten. Viel-

leicht sollte ich auch etwas ganz Anderes machen.«

»Oha. Du willst wieder mal einen Haken schlagen?«

»Es ist erfreulich, wie viel Interesse das Sekretariat meinem Lebenslauf entgegenbringt.« Massimo hatte ursprünglich Theologie studiert, sich vor Antritt der ersten Vikariatsstelle aber entschlossen, sein Studium abzubrechen und von der Seelen- zur Warenlogistik zu wechseln.

»Es hängt natürlich sehr davon ab, was Kesselring mir morgen zu sagen hat.« Er machte eine erwartungsvolle Pause, zuckte mit der rechten Schulter und lächelte sie an, doch seine Hoffnung erfüllte sich nicht.

»Dann werde ich jetzt das Pilzrisotto zubereiten.«

Andrea machte Anstalten aufzustehen. »Kann ich dir helfen?«

»Ich möchte nicht unhöflich sein, nur … eigentlich koche ich lieber allein. So eine Angewohnheit, besonders bei Pilzgerichten. Alles ist vorbereitet. Und die Küche ist sehr klein.«

Ein Windstoß drang durch den offenen Flügel des Küchenfensters. Sekunden später schlug die Balkontüre zu. »Siehst du? Ich muss hier zumachen. Du kannst Dich solange ein bisschen in der Wohnung umsehen.« Dann war er weg. Zuckendes Wetterleuchten hinter dem Gurten. Unter der Schiebetür hindurch pfiff der Wind.

Andrea stand auf und machte die Tür zum Balkon wieder ganz auf. Dann trat sie mit dem Glas in der Hand zu den Büchergestellen, die rechtwinklig zueinander angeordnet waren und vom Boden bis zur Decke reichten. Jung. Gebser. Goethe. Steiner. Wittgenstein. Schweitzer. Tolstoi. Ein Kriminaltablar. Eine esoterische Ecke. Einige Pilzbücher. Zahlreiche Kataloge von Bilderaus-

stellungen im In- und Ausland: Warhol, Beuys, Malewitsch, Picasso, Klee, Hopper, Mühlemann, Escher. Kein Konsalik. Kein Leon Uris. Keine Weinbücher. Keine Readers Digest. Andrea war erleichtert. Sie spürte Kultur. Handfest, doch in einer selbstverständlichen, uneitlen Form.

Dann ließ Sie ihre Blicke im Wohnzimmer umher wandern, das von einem langen Esstisch aus Eichenholz mit dazu passenden Stühlen dominiert wurde. Keine Polstergruppe, nur ein riesiges dunkelrotes Plüschsofa, das sehr bequem aussah sowie einen zerkratzten Ledersessel älteren Datums. Daneben lagen einige Zeitungen und ein weißer Netzadapter.

An den Wänden hingen drei große, impulsiv gemalte Acrylbilder, alle in ähnlichem Stil. Andrea brauchte einige Augenblicke um sich an den Ausdruck des Malers zu gewöhnen. Im ersten Moment hatte sie nur ein Gewirr von Klecksen und Linien wahrgenommen.

Dann begann sie zu sehen.

Ein grüner Mann mit starrem Blick und einem Stein in der Hand, der im Begriff war, aus dem Bild herauszutreten und dabei versuchte, nicht über ein noch grüneres Krokodil zu stolpern. Daneben im gleichen Format vier menschliche Gestalten, drei davon mit Tierköpfen, fasziniert in die Nacht hinaus auf etwas blickend, das sich sowohl außerhalb der Bildgrenzen als auch jenseits ihres Fassungsvermögens befand. An der gegenüberliegenden Wand im Querformat ein vielzackiges gelbes Etwas, das durch braune und bläulichgrüne Vogelfedern in symmetrischer Anordnung beschützt wurde.

Mit Ausnahme von Massimos Aktentasche aus Naturleder, die müde am Türpfosten lehnte, war alles sehr neu für sie.

Kein Wunder. Beide hatten seit dessen Gründung am Institut gearbeitet, doch während der ganzen Zeit nur selten miteinander zu tun gehabt. Die nicht immer ganz einfache Aufgabe von Andrea war, alles Unangenehme von der Chefetage und ganz besonders vom Direktor fern zu halten, während Massimo ein Stockwerk tiefer an Projekten arbeitete, deren Ziel es war, den akademischen Ruf ihres Chefs zu unterstreichen und dem ILIAS-Institut das Profil einer innovativen und dynamischen Denkfabrik zu verleihen.

Der Austausch hatte sich bisher auf Formalitäten, auf interne Telefonate und etwas anzügliche elektronische Unterhaltungen beschränkt. Genau genommen, kannte sie Massimo kaum, sie wusste nicht viel mehr, als dass er die in Programmiererkreisen nicht unübliche Gewohnheit hatte, sich teuer, aber salopp anzuziehen, dass er nicht besonders pünktlich war und dass er den Kaffe schwarz und ohne Zucker trank.

Es war inzwischen dunkel geworden. Regen hatte eingesetzt, begleitet von näher kommendem Donnergrollen. Der Spalt unter der Schiebetür ließ erkennen, dass in der Küche das Licht brannte. Teller klapperten, Besteck schepperte, Gläser klirrten. Der geheimnisvolle Kochvorgang schien bald zu einem Ende zu gelangen. Jetzt wurde die Küchentür aufgeschoben, Massimos Silhouette erschien im Türrahmen, er hielt ein Tablett mit Besteck und Geschirr in den Händen und war gerade im Begriff zu fragen:

»Möchtest du uns den Tisch decken?«

Doch er kam nicht dazu. Ein blauer Blitz, unmittelbar gefolgt von einem satt abgerundeten, ohrenbetäubenden Donnerschlag und einem trockenen Knistern. In den Sekundenbruchteilen, die ihr zur Verfügung standen, sah Andrea, wie

die Leuchtstoffröhre in der Küche ausging, sie sah Massimos unendlich erstauntes fahlblaues Gesicht im Türrahmen, hörte Besteck, das über einen Tellerrand rutschte und auf den Boden fiel. Fühlte etwas Nasses, das ihre Knöchel streifte und irgendwo in der Wohnung verschwand.

Sie kreischte.

Nach einigem Zögern war die Küchenlampe wieder angegangen. Zum zweiten Mal knallte die Balkontür zu. Massimo stellte das Tablett neben den Hibiskus, machte Licht, verriegelte sie, sammelte das Besteck ein.

»Was war das?« fragte Andrea angewidert, als sie sich etwas gefasst hatte.

»Ein Blitz.«

»Ich meine das Kalte, Nasse, Haarige, das zwischen meinen Beinen hindurchgerast ist.«

»Könnte der Kater gewesen sein.«

»Wieso „könnte"?«

»Seit vier Tagen ist er weg. Kiltgang, würde Gotthelf sagen. Kasimir ist zuständig für den Rosengarten.«

»Und wo wäre er jetzt?«

»Er hielte sich unter dem Sofa versteckt und würde erst hervorkommen, wenn das Gewitter vorbei wäre, der Besuch sich verabschiedet hätte und er seinen Blechnapf klappern hörte. Und wir könnten jetzt eigentlich essen.«

***

»Die ersten Pilze in diesem Jahr. Vorher war nichts los«, meinte Massimo und kostete kennerhaft den Hexenröhrling, dem die Petersilie und der Noilly Prat eine besonders aparte Geschmacksnote entlocken konnten.

»Bist du ganz sicher, dass keine giftigen darunter sind?« Sie erinnerte sich an die Pilzbücher in seiner Bibliothek.

»Es ist wie bei den Atomkraftwerken – die hundertprozentige Sicherheit gibt es nicht. Du brauchst eben ein gewisses Vertrauen in die Technik.« Er wies erst mit seiner großen Nase zur Küchentüre, dann tippte er mit dem Zeigefinger auf seine Brust: »Und in den Menschen, der sie bedient.«

»Es sind auch schon, sagen wir mal: Störfälle aufgetreten«, gab Andrea zu bedenken.

Man aß einige Minuten schweigend weiter. Dann kam Massimo endlich zur Sache:

»Was würde geschehen, wenn noch mehr von der Gruppe abspringen würden?«

»Ich müsste noch mehr Inserate aufgeben. Aber es würde nur soweit kommen, wenn Kesselring keinen lukrativen Auftrag in Aussicht hätte. Wenn du gestern nicht im Wald gewesen wärest, wüsstest du das alles auch.«

»Ach? Und wer hätte in diesem Fall die Hexenröhrlinge herbeigezaubert?«

Der Pinot Noir aus dem Château de Praz und die Erleichterung darüber, dass der Blitz niemanden totgeschlagen hatte, lockerte endlich die sonst in geschäftlichen Angelegenheiten ach! so verschwiegene Zunge Andreas: »Also. Es geht um satellitenunterstützte Containerlogistik für die Hochseeschifffahrt. Der Chef hat an der Tagung in Thessaloniki mit seinem Vortrag großen Erfolg gehabt, und ist am gleichen Abend noch mit zwei Geschäftsherren in den Nachtzug nach Athen gestiegen, um Tags darauf an ihrem Hauptsitz in Piräus einen Vorvertrag abzuschließen.«

Er wurde sachlich: »Was würde dagegen sprechen, eine einheimische Firma zu beauftragen?

Die Griechen haben doch hervorragende Programmierer. Und arbeiten zudem viel günstiger.«

»Aber weniger diskret. Das ganze darf unter keinen Umständen an die Öffentlichkeit kommen. Man will sich gegenüber der Konkurrenz den Vorsprung sichern. Alles ist streng vertraulich. Deshalb haben sie doch den Elias abgefangen und in die Pflicht genommen, weil unser Institut in der Welt der Hochseeschifffahrt ein unbeschriebenes Blatt ist. Nur Geduld – morgen Mittag weißt du mehr.«

Er merkte, dass sie schon zu viel gesagt hatte, wahrscheinlich auch nicht viel mehr von der Sache wusste und wechselte das Thema.

***

Es war spät geworden. Der Regen hatte aufgehört. Andrea war auf den letzten Bus gegangen. Als Kasimir lautlos in die Küche trat und sich würdevoll neben den Katzenteller setzte, stand Massimo gerade in Gedanken versunken vor der Spüle und war im Begriff, die Dessertteller abzuwaschen. Zwei vorwurfsvolle grüne Augen blickten zu ihm auf und erinnerten ans fehlende Katzenfutter.

»Das war aber heute Abend kein souveräner Auftritt, mein Freund. Überhaupt siehst du ziemlich mitgenommen aus. Du solltest deine Pflichten nicht so tierisch ernst nehmen«, rügte Massimo.

Der Kater blieb sitzen, begann, mit der Zunge den zerzausten Schwanz glatt zu streichen und wartete geduldig, bis sein Fressnapf mit Pilzsoße gefüllt wurde.

3

Die Steuerverwaltung von Chanià, an die man ihn im Grundbuchamt verwiesen hatte, lag in einem etwas heruntergewirtschafteten Bürogebäude an der Odòs Tzanakàki. Ein Lift führte ins zweite Geschoss, dessen Mitte als Schalterraum diente. Auf drei Seiten befanden sich die Büros der Angestellten, die kundenseitig mit trepanierten Glasscheiben versehen waren. Die vierte Seite bildete eine Fensterfront, deren vergilbte Stoffstoren man zum Schutz gegen die Morgensonne heruntergelassen hatte.

Im Zentrum des öffentlichen Teils stand ein massiver Korpus mit Akten, die durch schwarze Leinenstreifen zwischen grauen Kartondeckeln zusammengehalten wurden. Jeder Stoss war auf der Vorderseite und am Rücken mit einem Familiennamen beschriftet und offenbar alphabetisch eingeordnet. Auch an den Wänden sowie oberhalb und unterhalb der Schalter gab es solche Gestelle.

Ein riesiger spitalfarbener Propeller, dessen Motor durch einen Haken und zwei Drähte mit der Decke verbunden war, drehte sich träge um eine Welle, wobei der Antrieb die durch ein beschädigtes Propellerblatt entstandene Unwucht mit einer ebenso zyklischen Gegenbewegung auszugleichen versuchte.

Weil auf einem großen Schild zu lesen stand: »No Smoking in this room« roch es für einmal nicht nach kaltem Rauch, sondern nur nach altem Papier, Javelwasser und Männerschweiß.

John hatte sich eben aus dem Lift gequetscht und ging um keine Zeit zu verlieren zielstrebig auf den erstbesten Schalter zu, wo ein Mann hinter der Scheibe saß und gerade im Begriff war, mit spitzem Mund einen Kaffee zu schlürfen oh-

ne dabei den sorgfältig gestutzten Schnurrbart zu gefährden. Der Kunde wartete, bis der Beamte den ersten Schluck genommen und das weiße Tässchen wieder abgesetzt hatte. Dann klopfte er mit seinen dicken Fingern so höflich es ging an die Scheibe.

Der Beamte blickte auf und wies müde mit dem Kinn auf ein Kartonschild, das hinter die kreisförmige gelochte Sprechmembrane geklemmt war und auf dem ein mit Kugelschreiber gezeichneter Pfeil zum benachbarten Schalter wies, wo ebenfalls ein solches Schild zu erkennen war.

John schaute nach links und nach rechts und stellte fest, dass an sechs Schaltern ähnliche Hinweise angebracht waren. Vor Schalter sieben hatte sich trotz der frühen Stunde – es war halb zehn Uhr und das Amt öffnete um neun – eine Warteschlange mittlerer Länge gebildet. John wurde klar, dass er hinten anzustehen hatte. Während er wartete, versuchte er zu begreifen, was sich ganz vorne abspielte.

Hinter der letzten Scheibe sass eine Frau.

Die meisten seiner Leidensgenossen waren Männer. Griechen. Kreter, die sich damit schwer taten, der Machthaberin hinter dem Schalter ihr Anliegen offen zu legen, da solches in Männeraugen wohl auch der Aufgabe ihrer biologischen Überlegenheit und damit einer Kapitulation der Steuerverwaltung gegenüber gleichkam.

Bald erkannte John, dass der einmalige Kontakt mit der Schalterbeamtin selten hinreichte um dem Anliegen der Bittsteller zu genügen. Vielmehr wurde ihnen ein passendes Formular zugeschoben, das vom Kunden auf der Ablage unmittelbar neben dem Schalter ausgefüllt werden konnte, wodurch dieser ganz im Sinne des Wortes zum Nebenansteher abstieg, während der

nächste Ansteher erwartungsvoll aufrückte, um sein eigenes Anliegen vorzubringen.

Falls – und dies war die Regel – während des Ausfüllens Fragen auftauchten, durften diese an geeigneter Stelle in die Unterhaltung der Schalterbeamtin mit dem neuen Hauptansteher eingeschoben werden, was möglicherweise zu Folge hatte, dass die Frau einige Augenblicke vom Schalter wegtrat, um hinter dem Nebenschalter einen Kollegen beim Kaffeetrinken zu unterbrechen, wohl um ihn um einen Rat zu fragen oder um eine Bestätigung zu bitten.

Solch unfreiwilligen Partnerschaften zwischen Haupt- und Nebenanstehern begegneten beide mit dumpfem Schweigen in Richtung Schalteröffnung, wobei der Hauptansteher nicht selten noch mit den drei mittleren Fingern ungeduldig auf den Schaltertisch klopfte.

Es war ohne Weiteres möglich, dass aus dem neuen Hauptansteher kurz darauf ein zweiter Nebenansteher wurde, der seine Pflichten auf der anderen Seite des Schalters wahrnahm. Bei Andrang und Komplexität der Geschäfte konnten so mehrere Nebenansteher aus einer Hauptschlange hervorgehen. Der Schalterbeamtin oblag nun die herkulianische Aufgabe, dieser vielköpfigen Hydra, vor welcher sie nur durch besagte Glasscheibe geschützt war, im Laufe des Arbeitstages einen Kopf nach dem anderen abzuschlagen.

Im besten Fall, wenn alle erforderlichen Dokumente vorlagen, konnte das Geschäft innert weniger Minuten besiegelt werden, was fast immer dadurch geschah, dass an einem separaten, etwas erhöhnten Schalter eine angemessene Gebühr entrichtet wurde, worauf der Kunde eine Quittung erhielt, mit der er sich bei Schalter sieben vor den Nebenansteher drängte, worauf ihm

von innen das ersehnte Dokument oder was auch immer ausgehändigt wurde.

John Pomano hatte außer seinem Reisepass, der ihn als amerikanischen Bürger auswies und der Kopie einer uralten Liste von Parzellen, die sein Großvater einmal besessen zu haben behauptet hatte, keine Dokumente bei sich.

Nach fünfundzwanzigminütigem Anstehen war er an der Reihe, hielt als erstes seinen biometrischen Pass neuesten Datums gegen das Glas, schob dann die Liste unter der Scheibe hindurch und schilderte der Beamtin sein Anliegen:

»Mein Großvater ist als Kind mit seinen Eltern nach Amerika ausgewandert. Die Familie ist auf Kreta noch im Besitz verschiedener Grundstücke, die wir jetzt wieder nutzen möchten. Ich bin von New York hierher gekommen um nachzusehen, wo sie sich befinden und wie groß sie sind.«

Für solche Fälle gab es kein Formular. Sie ging mit dem Papier nach hinten und kam nach zwei Minuten wieder zurück.

»Auf ihrer Liste fehlen die Parzellennummern. Wenn Sie die nicht kennen, können wir Ihnen nicht weiterhelfen. Gehen sie aufs Katasteramt von Chòra Sfakìon. Dort weiß man vielleicht mehr.«

Sie lächelte kühl, schob das Dokument zurück und wandte sich dann dem rechten Nebenansteher zu, der seit einiger Zeit nervös mit den Fingerspitzen auf die Platte des Schaltertisches trommelte.

4

Das nächtliche Gewitter war in einen Landregen übergegangen.

Massimo wollte eben mit Schirm und Mappe das Haus Richtung Busstation verlassen und zur Arbeit fahren, als er hörte, wie die Wohnungstür von Frau Kläfiger aufgeschlossen wurde.

»Herr Wellstein …?«

Die Stimme der Hausbesitzerin ließ ihn aufhorchen.

Wenn es so tönte, hatte er in der Regel etwas unterlassen, was eiserner Bestandteil einer ungeschriebenen Hausordnung war.

» … würden Sie rasch heraufkommen?«

Er brauchte gar nicht bis ganz hinauf zu gehen. Inmitten eines großen dunklen Flecks waren auf dem zweitobersten Tritt der Steintreppe Teile eines unverdauten Pilzgerichts zu erkennen. Neben der dunkelblau verfärbten Scheibe eines Hexenröhrlings waren unversehrte gelbe Pfifferlinge und angekaute Totentrompeten auszumachen. Die sie umgebende, etwas trübe Flüssigkeit war gerade im Begriff, auf den drittobersten Tritt hinunterzulaufen, wobei sie sich stetig tropfend wieder und wieder von dem nachgezogenen Schleimfaden trennte.

Es war alles in allem ungefähr so viel, wie in einem Katzenmagen Platz fand.

Während er sich sagen hörte: »Natürlich, das muss Kasimir gewesen sein, ich habe die Pilzresten von gestern Abend in der Küche nicht zugedeckt, ach wie dumm von mir«, was eigentlich nicht gelogen war, und dann: »ich werde das gleich zusammenputzen«, schrillten in einem anderen Teil seines Gehirns die Alarmglocken. Was, wenn wirklich ein giftiger Pilz ins Gericht

geraten wäre und Andrea auch – er wagte den Satz gar nicht fertig zu denken.

Als er um viertel nach neun mit durchnässten Schuhen am Institut an der Engehaldenstraße eintraf, befand sich kaum jemand im Gebäude. Die zwei verbleibenden Mitarbeiter seines Teams saßen den ganzen Tag für eine Schnittstellenbesprechung mit den Logistikern der SBB zusammen.

Das andere Team des ILIAS-Instituts nahm an einer Betriebsbesichtigung mit anschließendem Mittagessen teil. Einige waren auch schon in den Ferien. Der Chef hatte eine Verabredung mit dem Dekan. Es herrschte sommerlicher Universitätsbetrieb.

Massimo hatte sich als erstes ins Netzwerk eingeloggt, um die elektronische Post durchzusehen und sich bei dieser Gelegenheit beiläufig nach dem Befinden von Andrea zu erkundigen, als ein externer Anruf ihn unterbrach.

Dies war ungewöhnlich, denn die Ringschaltung sollte gemäß internen Weisungen nur während der Nacht aktiviert bleiben. Er räusperte sich, nahm den Hörer ab und meldete sich in kulantem Geschäftston mit:

»ILIAS-Institut. Wellstein.«

Eine Männerstimme ließ sich vernehmen und sagte betont deutlich einige Wörter, wahrscheinlich den Namen einer Person oder einer Firma in einer ihm fremden, dem Italienischen nicht unähnlichen Sprache und fragte dann auf Englisch, ob Professor Kesselring am Apparat sei.

Massimo verneinte und schlug dem Anrufer vor, es am Nachmittag zwischen zwei und fünf noch einmal zu versuchen, worauf dieser mit der Bestimmtheit eines Vorgesetzten erklärte, er würde um zwei Uhr noch einmal anrufen und dann auflegte. Erst nachdem das Gespräch been-

det war, kriegte Massimo rote Ohren. Er realisierte, dass auch das Sekretariat verwaist sein musste. War Andrea etwa gar nicht zur Arbeit erschienen?

Sein Unbehagen wuchs noch, als er kurz vor 11 Uhr sich zu Kesselrings Loge aufmachte und das Büro der Vorzimmerdame leer fand. Auf dem Tisch lag die doppelt unterstrichene Handnotiz seines Chefs: „Garage Frey anrufen: Termin für Service!!“

Mit dem elften Glockenschlag der Heiliggeistkirche öffnete sich am anderen Ende des Ganges die Lifttüre und zwei Männer kamen ihm entgegen. Es waren der Dekan und, einen halben Schritt voraus, mit wehender Krawatte und flatternden Hosen der Feurige Elias.

»Wenn Sie für die drahtlose Verbindung und die blendfreie Beleuchtung sorgen, Her Kollege, können wir Ihnen bei den Möbeln auch etwas entgegenkommen«, hörte man ihn gerade noch sagen. Dann verabschiedeten sich die beiden und Kesselring nutzte die letzten paar Meter, um sich auf den neuen Gesprächspartner einzustellen:

»So, Wellstein.« Er streckte ihm die Hand zum eiligen Gruße hin. Massimo spürte einen harten Gegenstand in Kesselrings feuchtem Handteller. Es war der Schlüsselbund, schon bereit, die Tür zum Allerheiligsten zu öffnen.

***

Das Büro des Direktors war ein Bild, es hätte perfekter nicht sein können.

Im hinteren Teil des weiß gestrichenen Raumes befand sich sein Arbeitsplatz, der gebildet wurde durch zwei schräg gestellte, in rechtem Winkel zueinander stehende Bürotische mit dunkel gebeizten Eichenplatten und verchrom-

ten Beinen. Sie wurden verbunden durch einen kleinen, dreieckigen Tisch derselben Bauart.

Auf dem einen der großen Tische befand sich ein weißer Flachbildschirm mit beachtlichen Abmessungen, sowie die Telefonanlage, auf dem anderen eine rindslederne Schreibunterlage, daneben eine Lampe aus Metall. Das war alles. Auf dem mittleren Tisch diente eine Linckvase mit einem mindestens 60-fränkigen Blumenstrauß als Gallionsfigur: weiße Rosen, Gräser, Grünzeug, eine Komposition von beeindruckender Ästhetik; der Arbeitsplatz drängte in den Raum wie der Bug eines Schiffes in akademische Gewässer, was wohl auch der Leitidee des Innenarchitekten entsprach.

Im Rücken des direktorialen Arbeitsbereiches stand ein tischhoher abschließbarer Korpus aus Chromstahl und grau gespritztem Blech, darüber hing ein breites Ölbild, schon auf den ersten Blick erkenntlich als Produkt eines sehr bekannten, wenn auch nicht ganz unumstrittenen Schweizer Malers, das zwei Männer, einen alten und einen jüngeren mit einem etwas improvisiert anmutenden Fluggerät vor einem dunkelgrünen Hintergrund darstellte.

Im vorderen Teil des Büros waren zwei rechteckige Besprechungstische zu einem Quadrat zusammen geschoben. Jeder der acht beigestellten Designerstühle musste ein kleines Vermögen gekostet haben, doch der dunkelrote Ledersessel, auf den sich Kesselring soeben hinter seinem Schiffsbug niederließ, stellte alles in den Schatten. Er war ein Monument.

»Das Sekretariat ist nicht besetzt. Die Ringschaltung bleibt aktiviert. Wir erwarten noch einen wichtigen Anruf aus Griechenland. Frau Lage ist den ganzen Tag an einem Kurs. Nehmen

Sie sich einen Stuhl, Wellstein. Sie bleiben doch über Mittag im Haus, nicht wahr?«

Weil er die Gewohnheit hatte, ununterbrochen voraus zu denken und daher auch selten richtig bei der Sache war, fehlte seinen Sätzen manchmal etwas der Zusammenhang. Um so mehr war er an den Kongressen auf die süffig formulierten Vorträge des Oberassistenten angewiesen.

Andrea war also OK – Massimo hatte kaum Zeit aufzuatmen, denn Kesselring hatte noch im Absitzen sein elektronisches Notizbuch hervorgezogen, tippte jetzt mit dem Stift auf der Schreibfläche herum und fuhr weiter:

»Unser Referat ist in Thessaloniki auf ein erfreuliches Echo gestoßen und hat dazu geführt, dass dem ILIAS-Institut ein neuer Auftrag in Aussicht gestellt worden ist.« Auch dann in der Mehrzahl zu sprechen, wenn er nur sich meinte, war eine Eigenart von Kesselring, die er sich im Laufe seiner steilen Karriere angeeignet hatte. Doch diesmal hatte er damit den Nagel auf den Kopf getroffen, denn die nächtlichen Überstunden vor seiner Abreise steckten noch tief in Massimos Knochen.

Unbescheiden fuhr der Professor fort: »Es hat sich da unten wieder mal bestätigt, dass wir in Containerlogistik an der Weltspitze mitreden können. Bisher haben sich unsere Erfahrungen auf den Bahn- und Straßenverkehr beschränkt. Wenn ein Container durch Europa fährt, sind wir in der Lage, innert Sekunden festzustellen, wo er sich befindet und wohin er sich bewegt. Doch unser Auftraggeber heißt diesmal nicht SBB, sondern ist eine weltweit operierende Logistikfirma, die zusammen mit namhaften Reedereien daran ist, etwas Ähnliches für die Seefahrt aufzubauen. Von jedem Container, der eine aktivierte Freistellungsnummer hat, wird man dann in

jedem Augenblick sämtliche Eckdaten abrufen können. Weltweit. Vernetzt. Es geht aber noch weiter.

»Stellen Sie sich vor, der Kunde verbindet sich übers Internet mit GoogleEarth, klickt auf die Datenschicht mit den Containern und sieht augenblicklich, wo seine Bananen stecken geblieben sind – falls er ein angemessenes Entgelt für unsere Dienstleistung entrichtet, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Massimo verstand sehr gut, was er meinte. Die Begeisterung war Kesselring, wie immer, wenn es um Geld ging, ins Gesicht geschrieben. Wenn er richtig in Schwung kam, verfügte er sogar über eine beeindruckende Eloquenz und konnte dann mühelos zusammenhängende Sätze bilden. Ob Bananen wirklich in Containern transportiert wurden, bezweifelte Massimo allerdings.

»Aber die große Sensation kommt erst. Die Spediteure wollen ja nicht aus purer Neugier wissen, wo ihre Fracht steckt, sondern die wollen sich mit aktuellsten Daten sichere, zeitlich und finanziell optimierte Transportrouten berechnen lassen. Unter Berücksichtigung der verfügbaren Verkehrsmittel, der geladenen Fracht, der Ölpreise und so weiter. Und damit die Container intelligent umgeladen und möglichst rasch weiterspediert werden können, braucht es ein Netz von Logistikplattformen, die solche Aufgaben effizient lösen. Und es braucht intelligente Container.

»Wissen Sie, was das heißt, Wellstein? Sie geben übers Internet die Nummer Ihres Containers in den Zentralrechner ein und können vorerst mal die aktuelle Bill of Lading ausdrucken. Sie wissen nicht nur, was er enthält, sondern auch, wie feucht und wie warm es in seinem Innern ist, ob er stillsteht oder sich bewegt und – und –

und«, Kesselring machte eine Raum holende Armbewegung, »einfach alles. Und falls er geknackt wird, bieten wir gegen eine Umtriebspauschale noch gleich ein Video des Diebstahls an.«

Er sprach so, als ob er all das soeben aus dem eigenen kreativen Fundus geschöpft hätte; in Wirklichkeit war es jedoch das zentrale Thema der Konferenz von Thessaloniki gewesen.

»Gibt es dafür nicht schon fertige Produkte auf dem Markt? Mir fallen spontan mindestens zwei Anbieter ein, die an der letzten EuroCargo in Köln genau so etwas angekündigt haben«, wagte Massimo einzuwenden.

»Insellösungen, Wellstein, alles nur Insellösungen. Die Griechen hingegen streben die totale Integration an … über Satellitennavigation, mit der unsere Spediteure längst umzugehen wissen. Wir liefern ihnen ganzheitliche Supply Chains.« Seine Augen begannen zu leuchten.

»Welche Rolle fällt dem Institut zu?«

»Eben.« Der Akademiker hatte wieder Bodenkontakt gefunden und verkündete mit wichtiger Miene: »Man steht noch ganz am Anfang. Unser Auftraggeber hat zur ersten Etappe des Projekts ein Pflichtenheft erarbeitet. Es wurde mir in Athen ausgehändigt. Wir stehen bei den Griechen hoch im Kurs. Das ist unsere Chance.«

Kesselring zog ein grünlichgraues Dokument mit rotem Leinenrücken aus seiner Mappe und begann, genüsslich darin zu blättern, bis er die Zusammenfassung gefunden hatte. Dann wandte er sich wieder zu Massimo und dozierte:

»Es umfasst erst mal die üblichen Kapitel wie Auftrag, Problemanalyse, Machbarkeit, Gültigkeit und Projektablauf. Im Anhang stehen dann konkrete Hinweise auf die Datenstruktur, wobei …« Er überflog den Text bis zum Schluss und blickte begeistert in virtuelle Welten: » … wobei

besonderes Gewicht auf diese globale Kommunikation zwischen dem Spediteur, der Plattform und dem intelligenten Container gelegt werden soll. Da werden wir uns einklinken, Wellstein, im ganz großen Stil«

»Darf ich mir dieses Pflichtenheft einmal ansehen?« Massimo wollte die Hand ausstrecken, doch hinter dem Blumenstrauß wurde abgewinkt.

»Sie können das Dokument nachher mitnehmen. Reservieren Sie sich einige Tage Zeit und legen Sie mir eine Aktennotiz in die Post, wenn Sie sich ihre Meinung gebildet haben. Jetzt sollten wir noch das Organisatorische besprechen. Wir brauchen ein gutes Team, Sie sind ja im Moment nur noch zu dritt. Frau Lage hat gestern die ersten Inserate aufgegeben. Im September werden die drei neuen Arbeitsplätze unter dem Dach bezugsbereit sein.«

Er lehnte sich nach vorne. »Ich habe mir vorgestellt, dass Sie dieses Projekt leiten würden, Wellstein. Sie haben das Zeug dazu. Sind Sie dabei?« Kesselring musste das Niesen unterdrücken, er war wohl den Blumen zu nahe gekommen.

Massimo stutzte. Das hatte sein Chef doch seinerzeit beim SBB-Projekt auch gesagt, fuhr es ihm durch den Kopf, mit genau denselben Worten, nur hatte es damals noch „Herr Wellstein“ geheißen. Kesselring hatte ihm im Laufe der Projektabwicklung mehr und mehr Verantwortung aufgebürdet, aber keine Kompetenzen überlassen wollen. Denselben Fehler gedachte sein Oberassistent nicht noch einmal zu machen.

»Um wie viel Geld geht es denn da?« fragte er scheinbar harmlos, doch im Geiste hatte er soeben auf Nahkampf umgestellt.

Der andere putzte sich die Nase und meinte dann gedehnt: »Wir rechnen in der ersten Etappe mit sechs Personenjahren. Mit ungefähr einer Million«, er hüstelte bescheiden, » – Euro natürlich. Das ist eine erste Abschätzung. Hinzu kommen die Reise- und Übernachtungsspesen.«

Es bestätigte sich wieder einmal, dass der Feurige Elias sich von Geld beeindrucken ließ, von Projektmanagement jedoch keine Ahnung hatte. Noch bevor er den Inhalt des Pflichtenhefts und die genauen Systemgrenzen kannte, bevor er wusste, auf welche Vorarbeiten man sich abstützen konnte, welche Software direkt zu übernehmen, welche einzukaufen und zu parametrisieren und welche Teile selbst oder von Dritten zu schreiben waren, wollte der Professor in der Lage sein, den Aufwand für ein derart komplexes Projekt anzugeben! Genau so gut könnten sich die Kosten auf das Zwei-, Drei- oder X-fache belaufen. Jeder seriöse Manager würde erst einmal eine Vorstudie erarbeiten lassen.

Es war das erste Mal, dass er in seinem Chef den Dilettanten erkannte.

Kesselring verstand genau, war er meinte und wie ernst es ihm war, als Massimo nun gnadenlos seine Vorbehalte einbrachte. Und endlich hatte er auch das Wichtigste verstanden: der sofortige Vertragsabschluss wäre eine grobe Unvorsichtigkeit und kam noch gar nicht in Frage. Das musste auch dem Auftraggeber einleuchten, mehr noch: es unterstrich die Seriosität des Schweizer Angebotes.

In der Zwischenzeit war es drei Viertel eins geworden und die Diskussion hatte sich nach einigen wenig überzeugenden Ausflüchten des Feurigen Elias erschöpft.

»So, Wellstein. Da haben wir ja heute beide viel gelernt.« Sein Chef bemühte sich, das Gesicht zu wahren und verlorenes Terrain kraft seines Amtes wieder zurück zu gewinnen. »Jetzt wünsche ich Ihnen einen angenehmen Sommer. Halten Sie hier die Stellung – ach so, klar, Sie haben auch Ferien eingegeben. Falls es Fragen gibt, können Sie mich über das Handy auch in Griechenland erreichen.« Andrea hatte ihm gestern noch Abend anvertraut, dass der Chef am Samstag mit seinen beiden Kindern für zwei Wochen in ein Ferienresort auf Rhodos fliegen würde.

»Und das Wichtigste, Wellstein: Passen Sie auf dieses Dokument auf!« Er tippte mehrmals mit dem Zeigefinger auf das Pflichtenheft. »Es muss unter allen Umständen unter Verschluss gehalten werden. Dazu habe ich mich in Athen schriftlich verpflichtet. Wenn die Chinesen oder die Koreaner dahinter kommen, sind wir geliefert.«

»Ehm, etwas wollte ich noch sagen.« Massimo setzte zum ultimativen Würgegriff an, der ihn für vieles entschädigte, was Kesselring ihm im Laufe des vergangenen Projekts aufgehalst hatte:

»Bevor ein Vertrag abgeschlossen werden kann, müssten auch wir – Sie und ich – noch grundsätzlich über die Form unserer Zusammenarbeit reden. Zugegeben, das Projekt tönt vielversprechend. Doch sollte die Wahl für seine Leitung auf mich fallen sollte, würde ich darauf bestehen, es diesmal auch nach außen zu vertreten.«

Es entstand eine kurze Pause.

»Darüber kann man sich unterhalten«, klang es dann gedämpft durch die Blumen zurück.

Massimo begann genülich, seine Papiere zu ordnen und gab zum Schluss noch einen obendrauf:

»Und wenn Aufgaben delegiert werden, dann in Übereinstimmung mit den klassischen Regeln der Betriebswirtschaft, ich meine – – « noch selten hatte er eine Pause derart genossen, »natürlich immer auch mit entsprechender Kompetenz und Verantwortung.«

Hinter dem Blumenstrauß schluckte es leer.

Als Massimo im Begriff war aufzustehen, summte das Telefon. Kesselring griff erleichtert zum Hörer, meldete sich, hörte einige Sekunden aufmerksam zu und jubelte dann begeistert:

»Mister Fòskolos! What can I do for you?«

Der erwartete Anruf.

Der Chef schob das grau-rote Heft über das Pult zu seinem Assistenten hinüber, schaute zur Tür und hob die Hand, was bedeutete, dass er nicht im Beisein von Massimo verhandeln mochte, worauf sich dieser im Stil eines Judokämpfers höflich verneigte und das Allerheiligste verließ.

5

Wer sich am Freitagabend beim Einnachten dem beleuchteten Ladenfenster der Vorias-Bar näherte, vernahm bereits auf dem Trottoir das gedämpfte Filtrat eines billigen Schlagzeuges durch die mit Armeewolldecken abgedichteten Kellerfenster.

Tam-tata-tam-tam – tam-tata-tam-tam – tam-tata-tam-tam – tam-tata-tamtam rumpelte die große Trommel, die man im Volksmund Pauke nennt.

Sechs verwaiste runde Blechtische standen im Freien, durch das Fenster erkannte man eine Bodenvase, einen Gipsengel, der von der Decke hing, vier Zweiertische und die drei Barhocker am Tresen. Das war alles. Gäste waren fast keine zu sehen.

Beim Aufstoßen der Glastür gesellt sich der virtuose Lauf einer Bassgeige akustisch zum Schlagzeug. Rosa steht im schwarzen Kleid mit dem schulterfreien Ausschnitt hinter der Theke. Strahlend wie man es von ihr gewohnt ist, lässt sie die Blicke der männlichen Kundschaft auf sich ruhen, ihren schweren Busen streifen und die von der Zeit gezeichneten und durch vielgeprüften Samt kaschierten Linien vervollständigen.

Sie ist die Besitzerin der Vorias Bar, der kleinsten Bar von Bern, einem Lokal, das bis vor einigen Jahren noch als Metzgerei gedient hat, und sie ist die Liebenswürdigkeit in Person. Niemand hat Rosa je ungehalten gesehen. Jeder Situation scheint sie gewachsen zu sein. Kein Small Talk ist ihr zu banal, kein Kunde zu unwichtig um ihm nicht volle Zuwendung zu schenken. Ihr Lächeln ist trotz fortschreitenden Alters immer noch be-

zaubernd, und ebenso sind es ihre rehbraunen Augen.

Mit viel versprechender Miene weist Rosa neuen Gästen den Weg zur Treppe, die in den Konzertraum hinunter führt.

In einem Keller dieser Größe hätten in den siebziger Jahren nicht einmal die Verstärkeranlagen der Pink Floyd Platz gefunden; bei Rosa findet alles darin Platz, was zu einem Vorias-Musikevent gehört. Mikrofone und Lautsprecher gibt es ohnehin keine. Als Beleuchtung dient eine Halogen-Zimmerlampe, deren Blechschirm gegen die Decke gerichtet ist. Daneben steht, zum einfacheren Transport auf einem Untersatz mit zwei roten Kinderwagenrädern befestigt, das Schlagzeug: eine kleine und eine große Trommel sowie ein Hi-Hat. Der Fußballkasten rechts davon ist mit einem Brett abgedeckt und dient als Tabernakel für Musikalien und Biergläser.

Der Schlagzeuger hält sich zurück um seine Kollegen nicht zu übertönen: den klein gewachsenen Bassgeiger, dessen Instrument fast bis zur Decke reicht und die zwei Gitarristen mit ledernen Schirmmützen, die neben ihm stehen und die ganze Breite des Kellers und fast ein Viertel seiner Fläche für ihre ausladende Show beanspruchen. Der Rest gehört dem Publikum, das entweder zuhinterst auf einer langen Bank sitzt, entlang den Seitenwänden mitflippt oder in der Mitte des Lokals zum Rhythmus der unverstärkten Musik und zu den Stimmen der vier Männer auf dem Gussasphalt abtanzt.

Auf der Tafel vor der Bar stand zu lesen: „low income entertainment group“, was wohl der Name der Band ist, und weiter unten: „fine music to comfort your weakened soul and to protect you from bureaucracy“ – derart ehrgeizige Ziel-

setzungen dürften an der Schweizer Bundeshauptstadt kaum spurlos vorbeigehen.

Neu hinzu kommende Besucher erscheinen beim Eingang vor der schallstoppenden Wolldecke und erkämpfen sich zwischen wackelnden Bäuchen und wippenden Busen einen Stehplatz am Rande des Geschehens. Ducken sich ein wenig, um mit dem Kopf nicht an den havarierten Kronleuchter zu stoßen, der ohne weitere Funktion neben einem spiraligblanken Lüftungsrohr von der Mitte des Raumes herunterhängt.

Die vier jungen Männer haben es geschafft.

Im Keller bewegt sich alles, das Meiste im Takt zu ihrer Musik. Erinnerungen, Sehnsüchte kommen hoch, lange Vergessenes wird wieder erkannt, einzelne singen mit und erfreuen sich an eigenen, vielleicht bloß gedachten Rhythmen. Hin und wieder erscheint auch Rosa mit einem Tablett vor der Wolldecke und verteilt die bestellten Getränke.

Eine junge Afrikanerin mit Dreadlocks, bislang so unaufdringlich wie der obligate Schwarze in einer alten amerikanischen Fernsehserie, klatscht begeistert und kann ihren zu kurz berockten Hintern nicht mehr stillhalten, als die Band einen Song speziell für Emur spielt, für den Freund, der gerade neben ihr sitzt und andächtig seinen Kopf hin und her bewegt.

Daneben räkelt sich ein glatzköpfiger Mittvierziger mit kreisenden Schultern an der geweißelten Wand, klopft mit der Hand auf den Oberschenkel und verdreht die Augen verzückt Richtung Decke, als die Gruppe ihren harten 4/4-Takt zu einem vierstimmigen „Would you like to come and meet me, babe?“ steigert.

Der Zustand der Luft nähert sich der Nebelgrenze, was bei der herrschenden Temperatur einiges heißen will. Von der Stirn des schulter-

turnenden Glatzkopfes läuft Schweiß durch die Augenbrauen und tropft von hinten auf seine Brillengläser. Es reicht eine Dreiviertelstunde, bis er kapituliert, nach oben geht, gegenüber einer attraktiven Rothaarigen im besten Alter zu sitzen kommt und bei Rosas Tochter einen B52 bestellt, diesen Drink, von dem wohl ebenso viele Versionen gemixt werden, wie es auf der Welt Barkeeper gibt.

»Bist du oft hier?« fragt ihn die Rote, die Andrea heißt und scheinbar gewohnt ist, rasch auf den Punkt zu kommen.

»Nein, nur selten. Aber ich wohne im Quartier.« Und sie hat die grünsten Augen, die er jemals in seinem Leben gesehen hat. Andrea hat ihren jüngeren Cousin, den Bassgeiger hier hin begleitet. Bisher hat sie ihn nur als klassischen Musiker gekannt. Auch für sie ist der Kellersound neu und packend.

»Eigentlich ist er Biologe. Ein Multitalent. Er arbeitet an seiner Dissertation. Irgendetwas mit endemischen Pflanzen. Meditiert jeden Morgen drei viertel Stunden. Nächste Woche fährt er auf die griechischen Inseln um dort die Ausbreitung der Mittelmeerflora zu studieren.« Natürlich weiß der Glatzköpfige nicht, was endemische Pflanzen sind, denn er ist Germanist und nicht Biologe und sucht dem Gespräch sacht eine andere Wendung zu geben: »Und was machst du?«

So vernimmt er, dass sie Abteilungssekretärin an einem Institut der Uni ist, am Rand von Ostermundigen, unmittelbar hinter dem Paul Klee Zentrum wohnt, in der Freizeit tropische Orchideen, Hibisken und auch sonst noch Pflanzen züchtet, sich für nordische Runen interessiert, vor 20 Jahren in Basel Ethnologie studiert hat und nach dem tragischen Tod ihres Mannes sich

aus wirtschaftlichen Gründen dazu gezwungen sah, einen kaufmännischen Beruf zu ergreifen.

Mit Pfiffen und Applaus geht im Keller das Set zu Ende, genau dann, als der Germanist im Gegenzug zu ihrer erfrischenden Offenheit ein selbstgefälliges Outing als trivialphilosophischer Eremit zu zelebrieren beginnt. Doch die Götter schützen sie vor seiner Eitelkeit, denn etwa zwanzig schweißnasse Gestalten drängen die Treppe hoch. Sie bringen den warmen Geruch verbrauchter, parfumgeschwängerter Luft mit sich. Man strebt ins Freie, hat Durst, möchte rauchen.

»Das ist Jean-Paul.«

Andrea will ihrem Gesprächspartner den Cousin vorstellen, der sie jedoch, von seinen Bassläufen noch ganz aufgedreht, durch seine kleinen, runden Brillengläser kaum wahrnimmt. Der Germanist scheint gut erzogen zu sein und steht auf. Es ist wahr; die Beine ihres Verwandten sind nicht sehr lang geraten. Die beiden ungleichen Männer geben sich die Hand. Heftpflaster schützen die sonst bogengewohnten bleichen Bassgeigerfinger. »Sorry, ich muss rasch an die frische Luft. Das Impro-Set dauert bis nach elf. Seid ihr dann noch da?« Und weg ist er.

Nach der Pause geht Andrea in den Keller. Der andere bleibt sitzen, zieht eine zusammengefaltete und zerknitterte Schreibkarte aus seiner Hosentasche, macht Notizen. Dinge, die er vielleicht später einmal im Roman, den er gerade schreibt, verwerten kann, etwa „She's my tutti, my tutti frutti" / mit schw. Klebstr. reparierte Baßg. / Mädchen mit Tigerstrumpfh. / „Suzur, gäu dasch gäbig!" / zurückvers. nach L.pool, den Namen der Gruppe und noch Weiteres, und skizziert schließlich mit seinem Füller auf der Rückseite einen intellektuell bebrillten Garten-

zwerg mit Bassgeige, letztere mit Andreas wunderschön geschwungenen Hüften und, wenn die Patrone in seinem Montblanc nicht königsblau gewesen wäre, mit ihren smaragdgrünen Augen; das Ganze stützt er seitlich ab durch das langgezogene Ypsilon eines alternden Studentengässchens und versiegelt das Werk mit einer tintenen Windrose, die merkwürdigerweise nicht nach Norden, sondern nach Südosten zeigt.

***

Nach dem Konzert leert sich das Vorias langsam, ein Teller für die Kollekte wird herumgereicht, einige der Gäste gehen wohl noch in die Innenstadt, wo das Nachtleben erst nach elf Uhr richtig losgeht. An der Bar unterhält sich Rosa lebhaft mit einem großen, sensibel aussehenden und etwas abgehoben wirkenden gut 30-jährigen Mann mit südländischem Einschlag über Ferienpläne, Body Painting, Aktionskunst und Tarot. Rosa scheint diesen Massimo schon lange zu kennen. Der Germanist stellt sich gesellig zu den beiden, bestellt einen weiteren B52 und vernimmt unter anderem, wie ein Kater vor einigen Tagen den Rest eines Pilzgerichts ins Treppenhaus gekotzt hat.

Draußen ist der zerkratzte VW-Bus der „low income entertainment group“ heran gerollt. Kühle Luft strömt durch die geöffnete Tür in den Raum. Die Musiker beginnen, ihre Habseligkeiten die enge Treppe herauf zu tragen, was bei der Bassgeige schwer fällt. Als der Bassist und seine Cousine endlich keuchend mit dem riesigen Ding in der Bar stehen, schießt der Südländer auf und ruft:

»Andrea!«

Etwas befremdet – oder etwa schon eifersüchtig? – muss der Glatzkopf zusehen, wie der Südländer auf die Rothaarig-Grünäugige zu-stürzt und sie abküsst, links – rechts – links, wie das in Bern so üblich ist, wobei der Eindruck entsteht, dass dies ein erstes Mal ist und die beiden von diesem Debüt noch überraschter sind als er.

Später reden Jean-Paul und Andrea auf Massimo ein, während der Germanist daneben steht, der Unterhaltung folgt und seine Aktien als Zuhörer auf einen bloßen Höflichkeitswert hinunter sinken fühlt, was er der Einfachheit halber seiner Glatze zuschreibt sowie der Tatsache, dass er sich heute Morgen nicht rasiert hat.

»Machs doch wie Jean-Paul, setz dich irgendwo auf einer ruhigen Insel ab und nimm dir Zeit und Muße, dieses Pflichtenheft zu studieren. Ich kann mich doch in der Zwischenzeit um deinen schwarzhaarigen Frauenheld kümmern«, empfiehlt die Rot-Grüne, worauf ein schallendes Gelächter ausbricht, während der Germanist bei Rosa die fünf B52 bezahlt, sich nach einem tiefen Blick in ihren Ausschnitt verabschiedet, die Bar verlässt und um eine Erfahrung reicher seiner Mansarde zuwankt.

6

Brüllende Motoren, dudelnde Hupen und rauchende Auspuffe drängten erbarmungslos Koffer ziehende Touristen vom direkten Weg ab, um für schwer beladene Trucks und deren Chauffeure, die durch die Heckklappen der eingelaufenen Fähren in die Freiheit entlassen worden waren, den Weg zu den Hafenausgängen freizukämpfen.

Danach vermischte sich alles zu jenem infernalischen Verkehr, der in den frühen Morgenstunden rund um die Hafenbecken von Piräus herrscht.

Neben grausilbernen Taxis mit einladend geöffnetem Kofferraum buhlten die Fahrer um Kunden, die um so begehrter waren, je weiter sie befördert werden wollten oder besser noch: je weniger sie die Stadt kannten.

Mit einem halb bittenden, halb fordernden »Kouloùri! Kouloùri!« bot ein alter, auf einer Fischkiste sitzender Mann mit Holzbein frisch gebackene, auf einem abgegriffenen Stecken aufgereihte Sesambretzeln feil.

Auch nicht mehr ganz junge, aber dafür um so kessere Hostessen posierten neben gelbblauen Tragflügelbooten und versuchten, Kunden für Tagesausflüge zu den nahe gelegenen Inseln, etwa nach Ägina oder nach Hydra zu gewinnen.

Zigaretten rauchende Losverkäufer schauten bedauernd den Gruppen übernächtigter Rucksacktouristinnen nach, die leider nicht zu ihrer Kundschaft gehörten.

An einer provisorischen Haltestelle langweilten sich gut angezogene Damen mit frisch gepuderten Nasen und warteten darauf, dass der nächste Bus sie bald und schonend in die Nähe ihrer klimatisierten Büros beförderte, möglichst

bevor ihr Outfit durch Staub und Schweiß ruiniert worden war.

Der frühe Morgen war im Sommer die einzige Tageszeit, während der im Hafen von Piräus erträgliche Temperaturen herrschten. Sobald die Sonne über den angrenzenden Bürogebäuden aufgegangen war und die Hitze sich zu stauen begann, vermied man mit Vorteil jeden überflüssigen Schritt auf dem klebrigen Teerbelag der Hafenanlage.

Doch war es nicht die Hitze, die Theòdoros Fòskolos bewogen hatte, eine Stunde früher als gewohnt die Metro zu nehmen. An der Sitzung, zu der sein Auftraggeber heute eingeladen hatte, stand unter anderem auch eines seiner wichtigsten Mandate auf dem Spiel. Für Fòskolos, der vor fünf Jahren unter politischem Druck von dieser Firma in die Selbständigkeit entlassen werden musste, waren solche Entwicklungsaufträge von existenzieller Bedeutung – Grund genug, seinen Auftritt als Projektleiter sorgfältig vorzubereiten.

Vor der Lifttüre wartete ein Mann in einem schmutzigen, ursprünglich dunkelroten Overall neben seiner Werkzeugkiste.

»Ich gehe in den sechsten Stock. Und Sie?«

»Aufs Dach. Zur Klimaanlage. Wieder mal Kurzschluss«, brummte der Monteur, trat ein und drückte die beiden obersten Knöpfe. Der Lift mindestens schien noch zu funktionieren.

Die Präsentation von Fòskolos war für viertel nach neun angesagt. Gegen halb zehn traten Direktor Markàkis und Dr. Omar ins Sitzungszimmer, mit ihnen ein uniformierter Vertreter der Nato-Streitkräfte, ein vitaler Mittfünfziger, der als Mayor Randolpher vorgestellt wurde. Dann trafen nach und nach die Verwaltungsräte ein, von denen wohl einige im Morgenverkehr stecken geblieben waren. Innerhalb einer weiteren

Viertelstunde hatte man beinahe Vollzähligkeit erreicht, worüber Fòskolos nicht begeistert war: Verwaltungsräte pflegten zuweilen unbequeme Fragen zu stellen – versehentlich.

Eben war die Sonne hinter den Hochhäusern des Hafenbeckens aufgegangen und schien jetzt unbarmherzig durch die Glasfront ins Sitzungszimmer. Dr. Omar schloss die Tür.

Der Direktor begrüßte die Teilnehmer.

Noch vor Beginn seiner Ansprache, deren Ausführlichkeit, Länge und Tonfall ganz auf der taktischen Linie von Fòskolos lagen, hatte er begonnen, sich mit einem großen Stofftaschentuch den Schweiß von der Glatze zu wischen. Beflissen stand Dr. Omar auf, um die Sonnenstoren, soweit sie nicht klemmten herunterzulassen.

Nach zwanzig Minuten hatten die entfernteren Zuhörer begonnen, sich in ihren kognakbraunen Sesseln zurückzulehnen, die Füße weit von sich zu strecken und die Hände hinter dem Kopf zu verschränken.

Nun war die Reihe an Fòskolos.

»Es wäre unpassend, Ihnen erklären zu wollen, welchen Motor die Liberalisierung des Weltmarktes für das Wachstum des internationalen Transportgeschäfts darstellt. Wie die Umsätze von Trans Hermetic sich entwickeln, hat ihre Geschäftsleitung im soeben erschienenen Quartalsbericht ein weiteres Mal deutlich gezeigt – zeigen müssen, sollte man eher sagen. Und dabei war man noch zurückhaltend.«

Der Referent nickte freundlich zum Chefbuchhalter hinüber, der gelangweilt auf seinem Taschenrechner herum tippte, und fuhr fort: »Es konnten in den vergangenen Jahren stille Reserven in Form von Liegenschaften gebildet, wichtige Teile des Fuhrparks erneuert, eine überaus große Anzahl von Containern zugekauft und die

Bürokommunikation modernisiert werden, ohne dass dadurch die Geschäftsergebnisse wesentlich tangiert worden wären. Und – Sie haben last but not least wieder erfolgreich in Forschung und Entwicklung investieren können.«

Die Temperatur im Sitzungszimmer begann, sich der Leidensgrenze zu nähern. Ein ungehaltenes Schnauben des Chefs ließ Dr. Omar das Fenster des Notausstiegs öffnen, dessen Sicherungsknopf zwecks pragmatischer Klimatisierung durch unbekannte Vorgänger unfachmännisch beseitigt worden war.

Der älteste der Verwaltungsräte hatte inzwischen angefangen, tief und gleichmäßig zu atmen. Fòskolos ließ sich weder durch ihn noch durch die herein dringenden Hafengeräusche beirren, fühlte sich vielmehr in seinen Plänen unterstützt und begann, mit einschläfernder Stimme eine ausführliche Bilanz der Forschungs- und Entwicklungstätigkeit der vergangenen fünf Jahre zu ziehen.

Dumpfe Apathie, völlige Gefühllosigkeit der Zeit gegenüber begann sich auf die Zuhörer herab zu senken. Nach weiteren zehn Minuten war die Narkotisierung der verwaltungsrätlichen Sorgfaltspflicht soweit fortgeschritten, dass Fòskolos sogar ohne größeres Risiko »Gibt es bis hierher Fragen?« fragen konnte.

Natürlich gab es keine, und nach einem großzügig verlängerten Augenblick fuhr er zur Erleichterung des verbleibenden, noch aufnahmefähigen Rests der Zuhörerschaft weiter:

»Sie sind heute hier, um in groben Zügen den Plan für die nächsten fünf Jahre festzulegen. In Zusammenarbeit mit meinem Büro hat die Geschäftsleitung einen Vorschlag erarbeitet und den finanziellen Rahmen dafür abgesteckt. Erlauben

Sie, dass ich Ihnen die drei wichtigsten Pfeiler jetzt vorstelle.«

Er schaltete den Hellraumprojektor ein und legte eine Folie auf. Die kleine Schrift war auf der sonnenbeschienenen Leinwand knapp zu lesen, doch dieser kommunikationstechnische Makel schien niemand zu stören.

»Der erste Schwerpunkt betrifft die Entwicklung der Software für die vom Verwaltungsrat anlässlich seiner vorletzten Sitzung verabschiedeten Strategie einer weltweiten satellitenunterstützten Stückgutverwaltung.

»An der Veranstaltung von Salonìki wurden wir auf eine der Universität Bern angegliederte Schweizer Firma aufmerksam, deren Produkte und Dienstleistungen dem von uns ausgearbeiteten Pflichtenheft«, er streckte ein grau-rotes Dokument in die Luft, »in weiten Teilen entgegenkommen. Dieses Projekt ist im Moment entscheidungsreif. Wenn Sie uns heute grünes Licht geben, können wir unverzüglich starten.«

Einige Verwaltungsräte grunzten anerkennend. Fòskolos legte die nächste, diesmal völlig unlesbare Folie auf, wischte sich mit den Fingern den Schweiß vom Nacken und fuhr fort:

»Das zweite Projekt nimmt die Resultate des vor einigen Jahren aus Umweltschutzgründen zurückgestellten und allen Anwesenden bestens bekannten Projekts Kalypso wieder auf.

»Noch vor den großen Ferien werde ich mich persönlich in Gàvdos einfinden und mich vergewissern, dass die Rahmenbedingungen nicht geändert haben. Zudem sind noch einige ergänzende Messungen ausstehend. Dann werde ich zusammen mit Tàssos Markàkis – er nickte zu seinem Schwiegervater hinüber – die Verhandlungen für die Finanzierung der ersten Bauetappe weiterführen. In diesem Kontext wird jetzt

auch eine Zusammenarbeit mit den Nato-Streitkräften geprüft. Dies führt uns zum dritten Schwerpunkt, auf den ich nun noch etwas näher eingehen werde.«

Viele Verwaltungsräte waren noch nicht so lange im Amt, hatten gar nichts verstanden und hofften bloß, dass die Ausführungen des grauhaarigen Ingenieurs nicht allzu lang würden, lockte doch der Kaffee und vielleicht sogar ein Frühschnaps im luftigen Schatten der Dachterrasse.

»Auch unser drittes Projekt, das zur Zeit am weitesten fortgeschritten ist, hat seine Wurzeln im letzten Fünfjahresplan. Der kommunikationsfähige, mit Mikroprozessor und Solarzellen ausgerüstete intelligente Container, den wir zusammen mit der Universität Salonìki entwickeln, wird in etwa einem Jahr seinen Testbetrieb aufnehmen können.

»Das Referat, das Dr. Omar, der Leiter unserer Forschungsabteilung am Kongress in Salonìki gehalten hat, ist auf internationales Interesse, insbesondere auch auf jenes aus Militärkreisen gestoßen. Die Medien waren voll davon.«

Er nickte diesmal Richtung Randolpher, der mit der Nachtfähre von Soùda nach Piräus gefahren war, in seiner zerknitterten Uniform steif, aber gefasst vor sich hin schwitzte und ansonsten einen etwas übernächtigten Eindruck hinterliess.

»Logistisch gesehen – das war ja die Kernaussage des Referates – macht es keinen Unterschied, ob Sie eine militärische Einheit von A nach B oder einen intelligenten Container von einer Plattform zur anderen verschieben.« Er machte eine bescheidene Kunstpause, denn dies war seine Idee gewesen. Dann fuhr er weiter:

»Es ist wie bei den Computerspielen: bevor Sie starten, können Sie wählen zwischen Falken

und Tauben, Crime oder Sex. Die Softwarebasis jedoch bleibt immer dieselbe.«

Der Major war daraufhin hellwach geworden, hatte sich einen Ruck gegeben und in seinem etwas altmodisch klingenden Griechisch gesagt:

»Wie sie wissen, bin ich erst seit 34 Tagen im Mittelmeerraum stationiert – ich komme ursprünglich aus Melbourne. In Hinblick auf intelligente Container und diese phantastische Software würde ich gerne noch etwas Nachexerzieren. Können Sie mir in drei Sätzen sagen, worum es geht?«

Endlich schien Randolpher verstanden zu haben, dass man Geld von der Nato erwartete. Er nahm sein Schreibblech zur Hand, machte einige Notizen und ließ sich dann in den Sessel zurücksinken. Markàkis erachtete den Zeitpunkt als günstig um zur Abstimmung zu schreiten, stand auf begann mit den Formalitäten.

Dr. Omar, der so genannt wurde, weil seinen arabischen Familiennamen niemand aussprechen konnte, schickte sich an, die Stimmen zu zählen.

»Wenn Sie damit einverstanden sind, dass der Fünfjahresplan in der vorgeschlagenen Form weiterverfolgt wird, heben Sie bitte die Hand.«

Einige Mitglieder des Verwaltungsrates schauten nach links und nach rechts, zuckten mit den Schultern oder nickten zustimmend.

»Gegenmehr? – Niemand. – Enthaltungen? – Keine. – Die Vorlage ist einstimmig angenommen. Meine Herren, ich danke Ihnen für das Vertrauen.«

Er wechselte einen triumphierenden Blick mit Fòskolos, der mit gelockerter Krawatte schon eifrig daran war, seine Folien zu ordnen.

»Die Sitzung des Verwaltungsrates ist beendet. Wir treffen uns anschließend zum Kaffee auf der Terrasse.«

7

Nach der Abreise von Professor Kesselring war am Institut Ruhe eingekehrt.

Elektronische Fragen hilfloser Studenten waren selten geworden, administrative Feuerwehrübungen ebenso wie Vertreterbesuche ganz ausgeblieben. Der Chef des Hausdienstes kontrollierte mit subalterner Breitspurigkeit die Putzinstitute und der servile Direktionsassistent Müller überwachte so gut er es verstand den Ausbau des Dachstockes mit den zusätzlichen Arbeitsplätzen für das Trans-Hermetic-Projekt. Andrea war noch zwei Tage am FileMaker-Kurs. Massimo saß in seinem Büro und überlegte, was er als Nächstes tun sollte.

Er hatte dringend Urlaub nötig.

Vor ihm lag Kesselrings Pflichtenheft, welches anzusehen er bisher nicht die geringste Lust verspürt hatte. Wenn der Direktor von Rhodos zurückkam, erwartete er mit Bestimmtheit ein erstes Feedback. Er seufzte, stützte den Kopf in die Hand und ließ den Gedanken ihren Lauf.

Leise Futter heischend öffnete die durch den Kontakt mit feuchten Katzennasen schon etwas trüb gewordene Klappe. Ein hungriger Alligator mit umgehängter Serviette begann mit schwarzbehaarten Katerpfoten ungeduldig auf der Tastatur des Computers herum zu steppen …

Oberassistent Wellstein fuhr auf, als der Computer ein ihm wohl bekanntes akustisches Signal von sich gab. Auf dem Bildschirm stand zu lesen:

> Drücken Sie die Tab-Taste, klicken Sie in ein Feld oder wählen Sie den Menübefehl "Neuer Datensatz", bevor Sie mit der Eingabe beginnen.

Massimo schüttelte irritiert den Kopf, quittierte mit „OK“, griff zu seinem Handy und begann zu schreiben:

Wann hast du zeit
für eine instruktion
in katzenfütterung
+ pflanzenpflege?
Lgmw

Erst während der Mittagspause traf eine Antwort von Andrea ein:

IST DER KATER
FREITAG 17.00 ZU
HAUSE?
ANDREA L.

Massimo antwortete:

Vielleicht sogar
frau kläfiger lgmw

Und diesmal kam die Antwort prompt:

ICH BRENNE
DARAUF BEIDE
KENNENZULERNEN
ANDREA L.

***

»Frau Kläfiger, darf ich Ihnen Andrea Lage vorstellen? Sie wird in den nächsten drei Wochen meine Pflanzen gießen, Kasimir füttern und den

Briefkasten leeren – ich weiß, ich weiß, Frau Kläfiger, aber ich habe gedacht, dass es für Sie mit Ihrem Fuß auch nicht jedes Jahr leichter wird, alles in Schuss zu halten.« Die Hausmeisterin war etwas betupft, dass er diesmal nicht sie gefragt hatte, aber ihre Neugier überwog:

»Fahren Sie wieder nach Florenz?« Nur Massimo konnte den tieferen Sinn dieser Frage ahnen.

»Nein«, sagte er schnell, »diesmal geht's erst einmal auf den Peloponnes, und dann schauen wir weiter.« Er versuchte, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben. Nachdem Frau Kläfiger über Andrea soviel in Erfahrung gebracht hatte, wie es die Höflichkeit gerade noch erlaubte, wünschte sie schöne Ferien, verabschiedete sich von den beiden, schloss die Wohnungstür hinter sich und drehte von innen zweimal den Schlüssel.

Im Parterre hatte endlich Kasimir sich eingefunden. Mit stoischer Ruhe saß der riesige schwarze Kater vorwurfsvoll vor der Küchentüre, die Andrea vor dem Hinaufgehen der guten Ordnung halber zugeschoben hatte. Nur seine Schwanzspitze bewegte sich ungeduldig auf und ab.

»Ihr werdet euch schnell aneinander gewöhnen«, sagte Massimo und dachte amüsiert: mindestens bei den Augen gibt es schon Gemeinsamkeiten.

»Am liebsten mag er Schlagsahne. Und wegen der Schiebetür brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Es gibt nicht nur in der Balkontür, sondern auch im Küchenfenster eine Katzenklappe.«

»Wieso denn das?«

»Die hat mein Vorgänger mal einsetzen lassen. Ein Katzenliebhaber.«

»Der muss ein großes Herz gehabt haben … «

»Kann man so sagen.«

»Übrigens: Am Tag, wo du zurück kommst, fahre ich für eine Woche auf die Borromäischen Inseln. Kesselring fliegt nachher noch mit dieser Bärbel nach Miami und kommt erst morgen in vier Wochen wieder zurück«, sagte Andrea beim Abschied. »Den Schlüssel kann ich ja Frau Kläfiger abgeben.«

»Wirf ihn besser in den Briefkasten. Mein schwarzer Wohnpartner hat sonst keine ruhige Minute mehr.« Sie küssten sich zum Abschied.

Links – rechts – links.

Er riecht wie ein Männertreu, hatte sie eben noch gedacht. Und jetzt fühlte sie auf einmal, wie Massimos Hand langsam den Rücken hinunterfuhr, weiter und immer weiter und sie sanft und etwas länger als erwartet gegen sich zog, so weit, bis sie ihn durch das Sommerkleid an ihrem kleinen festen Hügel spüren konnte.

Als Andrea nachgab, ließ er sie los und schaute tief in zwei unendlich grüne Augen.

»Wir bleiben in Kontakt, ja?«

Sie spreizte Daumen und Zeigefinger voneinander, hob die Hand an ihr pochendes Ohr und lächelte.

8

John Pomano hatte sich seine Reise nach Europa anders vorgestellt. Der Flug von New York nach Athen hatte in keiner Weise den enthusiastischen Schilderungen seines Onkels entsprochen, der Dutzende von Malen bei Verwandten zu Besuch gewesen zu sein behauptete und bei jeder Gelegenheit auf seine für Amerikagriechen beachtliche Reiseerfahrung hinwies.

Erste Schwierigkeiten ergaben sich bereits nach der Passkontrolle, als der Leatherman, sein aufklappbares taschenmesserähnliches Patentwerkzeug Opfer einer minuziösen Leibesvisitation wurde. Alles Lamentieren hatte nichts geholfen – John wurde vor die schmerzliche Wahl gestellt, entweder in Amerika zu bleiben oder das Abschiedsgeschenk seines Vaters zu opfern.

Mit einer guten Stunde Verspätung, für die niemand eine Erklärung wusste, durfte man den Airbus 340 der Olympic Airlines endlich besteigen. Für John war alles neu: Die Bordkarte, das Gefühl, von Stewardessen angelächelt zu werden, die Enge des Mittelganges, die Art, wie die Sitze bezeichnet waren, die Luftdüsen, die Sicherheitsgurten, wobei sich letztere bei den etwas ungünstig verteilten 250 Pfund, die er auf die Waage brachte, genau genommen erübrigt hätten.

Während er den Flugvorbereitungen noch eine unbelastete Neugier entgegengebrachte, war ihm während des Beschleunigens auf einmal bewusst geworden, dass er dem Piloten oder wer auch immer das Gelingen des Fluges zu verantworten hatte ohne ihn näher zu kennen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war.

Zu spät. Eine Minute darauf schwebte die Maschine in der Luft, das rote Licht der unterge-

henden Sonne flutete durch die Fenster auf der andern Seite des Ganges, dann drehte der Bus nach Osten ab, überflog die Jamaica Bay und nahm Höhe gewinnend Kurs auf Athen.

Doch die Abendmahlzeit, die für griechische Sippen das Zentrum allen Seins bildet, an welchem sich die übrigen Aktivitäten des Tages zu orientieren haben, war weder reichhaltig noch schmackhaft. Einziger Lichtblick war, dass der Wein denselben Namen trug wie derjenige, der in der Taverne seines Vaters als Hauswein bezeichnet und unter der Theke aus einem Fass aus Kunststoff durch einen Gummischlauch in die Glaskaraffen abgefüllt wurde.

John zögerte nicht, ein zweites und ein drittes Fläschchen zu sich zu nehmen, um dem hartnäckigen Schluckauf entgegenzuwirken, der sich beim Nachtisch eingestellt hatte. Gerade als er das vierte bestellen wollte, wurde ihm anstelle von Rotwein bei schon gedämpftem Licht ein Kissen in die Hand gedrückt und eine gute Nacht gewünscht. Die Cabin Crew zog sich zurück und zeigte sich dann bis zum Morgengrauen nicht mehr.

Nach der Landung in Athen war seine Reiselust auf einen neuen, noch schwerer zu verdauenden Tiefpunkt gesunken, als er nach der Passkontrolle anstatt in die Transithalle unauffällig in einen Nebenraum des Immigration Office geleitet worden war.

Zwei Polizeibeamte stellten ihm eine Reihe zusammenhangloser Fragen, die er so gut es ging in seinem bestem Griechisch beantwortete.

Dann zeigte der grauhaarige dem Jüngeren, wie er Johns Fingerabdrücke abzunehmen hatte. Der Lehrling ging mit dem erzielten Resultat weg und kam nach einer halben Stunde wieder zurück.

»Würden Sie sich bitte freimachen?« hieß es.

John blickte erst verständnislos zwischen den beiden Polizisten hin und her, als ob er sie falsch verstanden hätte. Dann begann er zögernd, die Hose zu öffnen. Scheinbar teilnahmslos schauten die Sicherheitskräfte zu, wie er seine Körperfülle aus dem verschwitzten T-Shirt mit der Aufschrift »HERE I AM« zwängte und aus den Blue Jeans stieg.

Zu guter Letzt wurde noch ein Dritter, offenbar Vorgesetzter gerufen. Dieser stakte um ihn herum und inspizierte den bleichen feisten Körper von zuoberst bis zuunterst. Schließlich zuckte der Chef missmutig mit seinem Schnurrbart und John durfte sich wieder anziehen.

Nachdem er einen Zettel mit einem für ihn unverständlichen Inhalt unterschrieben hatte, wurde er mit einem verhaltenen »Everything is OK – Welcome to Greece« zu einer Tür begleitet, die direkt in die Ankunftshalle führte, wo er sich wieder unter die Reisenden mischte und als erstes auf der Toilette versuchte, die Stempelfarbe von seinen Fingerbeeren zu waschen, wofür er bei der Aufwartefrau einen Obolus von einem halben Euro zu leisten hatte.

***

Jetzt saß John Pomano unter einem Sonnenschirm des Hotels Plàza im Hafen von Chanià beim dritten Bacardi Cola und wartete auf den Agenten einer Firma, die sich auf das Wiederauffinden von Grundstücken ausgewanderter Familien spezialisiert hatte. Per Zufall hatte ihn auf dem Steueramt, gerade als er sich vom Schalter entfernen wollte, ein Herr angesprochen, der sich als Andrèas Psaràkis vorstellte, als Anwalt, der sich bereit erklärte, diese Arbeit für ihn zu über-

nehmen. Nicht ganz gratis selbstverständlich, doch das Honorar von 200 Euro, das er im Erfolgsfall zu bezahlen hatte, schien John angesichts der zu erwartenden und für einen Amerikagriechen aus Manhattan schier unfassbar großen Landflächen, um die es hier ging, als angemessen.

Heute war der Tag, an dem ihm die Ergebnisse überreicht werden sollten, jedenfalls hatte Psaràkis im Hotel eine solche Mitteilung hinterlassen.

Vor Johns geistigem Auge hatten sich ganze Ferienkataloge aufgeblättert. Endlich war sein in den letzten Jahren gereifter Entschluss, die 16-Stunden-Plackerei im dritten Untergeschoss der elterlichen Taverne nicht mehr mitzumachen, in greifbare Nähe gerückt.

Wenn er den Aussagen seines Großvaters glauben konnte, ging es bei den Grundstücken um mehrere, unmittelbar ans Meer anstoßende Parzellen Flachland an der bisher touristisch noch wenig erschlossenen kretischen Südküste, um ein Weidegebiet in einer höheren Lage, sowie um eine ungefähr 3 km^2 große unbewohnte und unbebaute Insel, von der sich der größte Teil ebenfalls im Familienbesitz befand.

John wollte hoch hinaus. Wenn auch der Horizont seiner täglichen Erfahrungen in Manhattan eher eingeschränkt gewesen war, verfügte er doch über dieses vielen Amerikanern anhaftende grenzenlose Selbstvertrauen und über gesunden Menschenverstand. Die nicht seinen Zwecken dienlichen Teile der Ländereien gedachte er zu verkaufen, um mit dem erworbenen Vermögen auf den attraktivsten Parzellen eine Taverne, Hotels oder besser noch: einen ganzen Ferienpark zu errichten, diesen in Schwung zu bringen und später zu verpachten.

John wollte es geschickter anstellen als sein um mehr als 10 Jahre älterer Bruder Chrìstos, der mit 16 Jahren dem eisernen Regime der Eltern bei Nacht und Nebel Richtung Kanada entflohen war, weil er es satt gehabt hatte, von morgens um 10 bis nachts um 2 Uhr in der Küche zu stehen.

Man hatte dann lange nichts mehr von ihm gehört. Erst Jahre später war einmal in der Taverne durch einen grimmig aussehenden tätowierten Krüppel mit nur noch einer Hand und einer Augenklappe ein kleiner gelber Briefumschlag abgegeben worden. Darin befand sich die abgebrochene Hälfte einer militärische Erkennungsmarke französischer Herkunft.

Der Fremde hatte damals erklärt, dass er in Afrika in einer Kompanie der französischen Legion gedient hätte und dass dies leider alles wäre, was von seinem Kameraden übrig geblieben sei. Als man den Quartieraufseher, der auch zu den Stammgästen des Lokals gehörte, gefragt hatte, was zu tun sei, hatte jener in Kenntnis der familiären Umstände empfohlen, die Geschichte nicht weiter zu verfolgen, zumal der unansehnliche Überbringer in der hintersten Ecke der Gaststube vor einem Pint des besagten Hausweins mit einer Papierserviette sein Glasauge geputzt hatte, dann aufstand, sich bei Johns misstrauischem Vater mit einem Knurren verabschiedete, wortlos und ohne zu bezahlen die Taverne verließ und danach nicht mehr gesehen wurde.

Der Vater, der Onkel und der Quartieraufseher hatten noch schweigend eine Flasche Wodka getrunken. Seither war von diesem Vorfall nicht mehr gesprochen worden – der große Bruder war tot.

John hingegen war guter Dinge, und die drei Bacardi waren daran nicht ganz unschuldig.

Wenn hier alles nach Plan ging, musste er vielleicht nicht einmal mehr nach Manhattan in die Küche zurück, sondern konnte unverzüglich auf Kreta einsteigen. Er könnte sich ein Auto, ein Motorboot und vielleicht sogar einen Jetski leisten. In einigen Jahren würde er dann die Eltern herüber holen.

Europa war doch besser als sein Ruf.

Wohlwollend prüften Johns Augen die flanierenden Touristinnen, die sich nach dem Strand in ihren Hotelzimmern frisch gemacht hatten und nun auf Shopping Tour gingen. Dann sah er vom Parkplatz her Psaràki mit seiner Assistentin kommen. John winkte mit der KYRIX, dieser bis zum heutigen Tag im Bleisatz hergestellten Tageszeitung von Chanià und machte Anstalten sich zu erheben, was leider misslang, weil der Sessel sein Hinterteil eingeklemmt hatte und sich nicht davon lösen wollte.

Resigniert plumpste er zurück

Die beiden nickten verständnisvoll, setzten sich zu ihm ans Tischchen und bestellten Frappees. Höflichkeiten wurden ausgetauscht, bis der bulgarische Kellner die Getränke gebracht hatte. Dann kam man zur Sache.

»Wir haben die Liste Ihres Großvaters mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln überprüft und dürfen Ihnen mitteilen, dass sie seinerzeit sorgfältig und wahrheitsgetreu ausgefertigt worden ist«, begann Andrèas Psaràkis höflich und zog eine Kopie der handgeschriebenen Fassung aus einem schmuddeligen Plastikmäppchen. John strahlte. Es hätte nicht mehr viel gefehlt, und er hätte nach hinten gegriffen und die Geldscheine aus dem Portmonee gezogen.

»In allen Fällen ist es uns gelungen, die Parzellennummer zu identifizieren. Allerdings müssen wir Sie dabei noch auf einige … «, er zögerte,

» … wie soll ich Ihnen das sagen, John – Besonderheiten aufmerksam machen. Vielleicht gehen wir die Liste einmal durch, damit Sie verstehen, wie ich das meine.«

John nickte und versuchte, sich in seinem Sessel interessiert nach vorne zu lehnen.

»Da ist zunächst ihr Weideland in der Hochebene von Kalikràtis mit einer Fläche von 33 Strèmata, was 3,3 Hektaren entspricht. Hier wurde vor bald zehn Jahren eine aus Mitteln der EU finanzierte Verbindungsstraße zwischen Imbròs und Asì Gonià gebaut, die um Höhe zu gewinnen, zuunterst auf Ihrem Grundstück in einer großen Serpentine verläuft, dann etwas weiter oben quer hindurch führt und schließlich noch eine Ecke davon abschneidet.«

John drückte sich ungemütlich in seinem Sessel hin und her und meinte: »Wieso wurden wir in New York nicht darüber orientiert?«

»Es kann sehr wohl sein, dass hier niemand mehr gewusst hat, ob von Ihrer Familie noch jemand lebt. Vielleicht hat man auch Ihren Großvater angeschrieben und er hat die Post weggeworfen, oder die Dokumente haben ihn gar nie erreicht. Solche Dinge geschehen häufig. Und wenn die Union Geld verspricht, mag der Bezirk nicht warten, bis sich ein allfälliger Eigentümer aus den ewigen Jagdgründen zurück meldet um sich enteignen zu lassen. Ganz abgesehen von den Anwohnern, die möglichst rasch die neue Straße möchten und alles Interesse haben, sich nicht an ausgewanderte Familien zu erinnern. Ob Sie ausgewandert oder tot sind, ist in der Sfakià dasselbe.«

John schluckte leer. »Fahren Sie fort.«

»Dann waren da diese sechs sehr schön gelegenen Parzellen von je etwa drei Strèmata ganz

vorne an der Küste, unmittelbar hinter den Sanddünen.«

»Ah!« meinte John, »Das hört sich gut an. Sind die alle noch da?«

»Natürlich ist das Land noch da – weil es aber für landwirtschaftliche Begriffe recht kleine Parzellen waren, die trotz ihrer hervorragenden Lage seit Jahrzehnten ungenutzt blieben, wurden sie während der Güterzusammenlegung in den späten Siebzigerjahren mit anderen Grundstücken verschmolzen. Zum Ausgleich wurde Ihrer Familie im Abwesenheitsverfahren ein Grundstück mit Blick aufs Meer in unmittelbarer Nähe der Ruine von Frangokàstello zugewiesen.«

»Na ja, immerhin, da könnte man doch was machen«, rief John. Begeistert stellte er sich vor, wie Touristen aus Autobussen drängten, nach allen Seiten Fotos schossen, nach dem Herumklettern auf den Gemäuern erschöpft und dankbar in seine kühle Taverne strömten und vor dem Weiterfahren im dazugehörenden Gift Shop noch einige Andenken kauften.

»Man könnte schon, wenn nicht im hiesigen Baugesetz dieser dumme Passus stünde, dass die Bauabstände zu archäologischen Stätten mindestens 200 Meter zu betragen haben.«

»Und das bedeutet?«

Psaràkis fixierte den Leuchtturm am Ende der Hafenmauer, der etwa soweit entfernt war, und antwortete:

»Das bedeutet, dass auf dieser Parzelle rechtens gar nicht gebaut werden darf.«

John blickte düster auf den Boden. Er war auf das Schlimmste gefasst, als er allen noch übrig gebliebenen Mut zusammennahm und den Anwalt fragte:

»Was ist mit der Insel?«

Psaràkis kramte in den Akten und hüstelte verlegen. »Ich habe in dieser Sache mit dem Bürgermeister von Chòra Sfakìon gesprochen, der auch für Gàvdos und Gavdòpoula zuständig ist. Von beiden Inseln wird erst seit kurzem ein Kataster geführt. Besitzänderungen wurden bis zu Beginn des letzten Jahrhunderts noch durch Handschlag besiegelt. Ihr Großvater war seinerzeit der erste, der für diese Parzelle als Besitzer eingetragen worden ist.«

»Könnte man Teile davon vielleicht an einen Landwirt verkaufen? Ist es sehr fruchtbar?«

»Wissen Sie, auf Gàvdos wohnen im Winter höchstens etwa 40 Menschen, Gavdòpoula hingegen – das ist die Insel ihres Großvaters – ist unbewohnt, weil es da kein Wasser gibt. Beide Inseln sind praktisch kahl. Es gibt nur noch wenige Zedern und Zypressen, die alle ums Überleben kämpfen.

»Ihr Vorfahre, John, war nicht der einzige, der damals ausgewandert ist, und alle haben dieselben Gründe gehabt: zu wenig Wasser, zu wenig Nahrung, zu wenig Brennholz – zu wenig Hoffnung. Zahlreiche Gegenden Kretas waren praktisch entvölkert.

»Viele Felder sind in der Zwischenzeit durch Verkarstung und Erosion vollständig zerstört worden. Ununterbrochen wird Humus als Staub ins Meer hinausgetragen. Zurück bleiben bloß Steine. Doch das ist nicht der Punkt.«

»Was ist denn der Punkt?«

»Die Insel Gavdòpula gehört ihrer Familie nicht mehr. Sie wurde vor fünf Jahren von einer Firma aus Piräus erworben.«

9

Ab Mailand hatte die Klimaanlage nicht mehr funktioniert. Sein T-Shirt klebte am Körper, als Massimo aus dem Zug stieg und sich mit Rollkoffer und Fototasche zu den übrigen Touristen gesellte, welche in der uringeschwängerten flimmernden Luft des langen Bahnsteigs dem Stationsgebäude von Venezia Santa Lucia zustrebten und die alle nur ein Ziel hatten: diesen Unort angesichts der übrigen Verlockungen Venedigs möglichst rasch hinter sich zu lassen.

Das Zwielicht des Bahnhofs. Hier roch es nach Javelwasser und Kaffee. Er kämpfte sich durch die Menge, kaufte eine Zeitung und trat dann durch eine der vielen Glastüren, die zu dieser Jahreszeit weit geöffnet sind, ins Freie.

An den schattigen Rändern der breiten Treppe lagerten wartende Touristen, bettelnde Mütter mit aufsässigen Kindern sowie Lederwaren feilbietende Afrikaner, letztere stets bereit, innerhalb von Sekunden ihre auf Tüchern ausgebreitete Habe zusammenzuraffen und sich mit einem Sprint vor den herannahenden Carabinieri zu retten.

»Ich wäre für einen Teller Spaghetti im „Tre Sorelle“«, meinte der schwarze Begleiter, der auf der obersten Treppenstufe der Ponte degli Scalzi geduldig auf Massimo gewartet hatte und nun auf weichen Pfoten elastisch nebenher ging.

»Hab Dank für den guten Tipp – ohne dich wäre ich nie darauf gekommen. Was suchst du hier in Venedig? Ich dachte, du besorgst den Rosengarten.«

Einige Dutzend weibliche Augenpaare einer deutschen Reisegruppe schmachteten dem gut aussehenden Mann entgegen, als er sich dem Lokal näherte. Er freute sich, dass die Frauen

noch immer auf ihn standen. Offen blieb in diesem Fall, ob sie sich Massimo noch als Partner oder schon als Schwiegersohn wünschten.

Im Innern des Tre Sorelle fand sich noch ein Tisch. Massimo setzte sich und bestellte Spaghetti alle vongole und ein Bier.

»Es dauert etwas länger, die Küche hat gerade sehr viel zu tun«, meinte der Cameriere mit einem viel sagenden Blick auf die Terrasse, wo geschnattert, gelacht und fotografiert wurde.

»Das macht nichts«, gab Massimo verständnisvoll zurück und zog den Corriere della sera aus seiner Tasche. »Ich habe Zeit.«

Der Kellner nahm die Bestellung auf und brachte das Bier.

»Sind Sie aus der Gegend?«

»Nein, ich bin Schweizer. Auf der Durchreise. Heute Abend fährt mein Schiff nach Patras.«

»Wo haben Sie Italienisch gelernt?«

»Meine Mutter stammt aus der Nähe von Florenz.«

Erste Teller wurden auf die Terrasse getragen. Die Damen begannen sukzessive zu verstummen.

Zwischen dem Primo und dem Secondo der Deutschen erhielt auch Massimo seine Spaghetti, die vorzüglich schmeckten, sowie ein zweites Bier, das der Kellner offerierte. Schon wurde auf der Terrasse der Kaffee serviert. Der Reiseleiter, ein weltgewandter fünfzigjähriger Don Juan, trieb die Frauen zur Eile an, kam dann in die Gaststube und trat an den Tresen um noch die Rechnung zu begleichen.

»In Tronchetto stehen unsere Busse. Ich soll heute beide Gruppen hinüberführen. Meine Kollegin musste noch mit einer der Damen zum Arzt. Hundertzwanzig Kilo. Ist auf einer feuchten Marmortreppe ausgerutscht und hat sich da-

bei den Knöchel verstaucht.« Der braungebrannte Strahlemann stieß einen eitlen Seufzer aus und zählte Geldscheine auf den Tisch. »Es ist immer das Gleiche: am Schluss habe ich alle am Hals. Frag mich bloß nicht, wie ich das ganze Gepäck vom Vaporetto zum Bus bringe.«

Der Cameriere war um Rat nicht verlegen und blickte zu Massimos Tisch.

»Dieser sympathische Schweizer fährt demnächst zum Hafen und muss in Tronchetto umsteigen. Er wird dir bestimmt rasch helfen, die Köfferchen der Damen umzuladen.«

Massimo lächelte säuerlich. Er dachte an das spendierte Bier und meinte:

»Wenn Sie in der nächsten Viertelstunde aufbrechen, bin ich dabei.«

Der Cameriere nickte bescheiden, als er für seinen heißen Tipp vom Reiseleiter ein valables Trinkgeld in Empfang nehmen durfte und verneigte sich mehrmals, als die Gäste aufbrachen.

»Du lässt dich wieder mal von anderen verwalten«, maulte es unter dem Tisch. »Für mich ist dein Aufbruch etwas zu hektisch. Kasimir bleibt hier und prüft, ob für ihn etwas übrig geblieben ist.«

Wenig begeistert stand auch der Schweizer auf.

Auf dem sich nähernden Vaporetto befanden sich bestimmt schon 200 Personen, doch Don Juan trieb seine Frauen unerbittlich über den Steg. Massimo half mit, die zahlreichen Koffer, Taschen und Souvenirs so gut es ging hinter dem Führerstand aufzutürmen, während sich die Damen schwitzend nach vorne zum Bug oder in die Kabine hinunter quetschten. Ungeduldig ließ der Kapitän mehrmals den Motor aufheulen, da er mit seiner Fracht schon Verspätung hatte.

Bei der Station Tronchetto ging die Hektik in ein Inferno über. Fast alle Passagiere wollten hier aussteigen, hatten einen Rucksack am Rücken oder am Bauch oder auch beides, zerrten ihre Koffer hinter sich her, versuchten, das Schiff zu verlassen und verkeilten sich dabei an der geöffneten Reling. Ein Panettone landete mitsamt Kartonverpackung im trüben Wasser des Kanals, weil der lilafarbene Tragbändel den Anforderungen nicht mehr gewachsen war.

Massimo hatte als erster auf den Schwimmsteg gewechselt, nahm jetzt die Gepäckstücke entgegen, die ihm der Reiseleiter mit Schwung über das Wasser reichte und gab sie an die nicht mehr ganz makellos gepuderten, aber dafür um so dankbarer lächelnden Touristinnen weiter. Nach fünf Minuten waren fast alle Passagiere vom Schiff gegangen, routiniert wurden die Taue gelöst, der Motor kam auf Touren, der Schiffspropeller sprudelte und das Vaporetto fuhr mit hoher Geschwindigkeit davon.

»So, das hätten wir, herzlichen Dank«, strahlte Don Juan und war gerade im Begriff, sich wieder den Frauen zuzuwenden. Der unfreiwillige Helfer packte seinen Rollkoffer, der auf dem Steg zurückgeblieben war. Die andere Hand wollte nach der Fototasche greifen – doch vergeblich. Er musste sie in der Hitze des Gefechts auf dem Vaporetto stehen gelassen haben.

Massimo schnellte herum, lief verzweifelt zum Geländer, wollte das Schiff zurückrufen, doch dieses war schon weit entfernt. Auf der Motorhaube hinter der Führerkabine erahnte man aus der Ferne als schwachen blauen Punkt das ersehnte Objekt.

Don Juan war erleichtert, als er realisierte, dass es sich nicht um ein Gepäckstück seiner Reisegesellschaft handelte und begann wieder zu

strahlen. »Gehen Sie aufs Fundbüro der ACTV, hier haben Sie die Nummer«, meinte er und schrieb etwas aus seiner Agenda auf ein Vaporettobillett, das er vom Boden aufgelesen hatte.

»Am Montag ab neun Uhr ist jemand da. Manchmal ist es erstaunlich, was alles wieder zum Vorschein kommt. Ich muss jetzt leider gehen, der Buschauffeur wartet schon – tschüss.« Massimo zog einen Mundwinkel nach hinten.

Erst als sich die Tür mit leisem Zischen zugeschoben hatte und der Bus im Begriff war abzufahren, realisierte er, dass er nicht nur den Verlust seines Tagebuchs, seiner Fotoausrüstung und des brandneuen iPods zu beklagen hatte.

Nein, der GAU war eingetreten:

In der Fototasche steckte auch das Pflichtenheft von Kesselring!

10

»Porca Madonna! Immer noch da? Ich dachte, du hättest gestern die Fähre auf den Peloponnes genommen? Wie siehst du denn aus? Bist du unter die Bettler gegangen? Oder haben dich die deutschen Frauen so übel zugerichtet?«

Ohne es zu merken, war Massimo soeben von der anderen Seite an der Terrasse des Tre Sorelle vorbeigelaufen. Der Cameriere war dabei, rotweiß-grüne Sets auf den Tischen zu verteilen.« Massimo erzähle ihm von seinem Pech und von der Nacht auf einer harten Parkbank und dass er gerade auf dem Weg zum Servizio oggetti rinvenuti sei.

»Du willst zum Fundbüro? Bis du von allen guten Geistern verlassen? Wenn deine Tasche nach vierzehn Tagen vielleicht dort ankommt, wird sie außer Schlick und Schlamm nichts mehr enthalten. – Bist du sicher, dass sonst niemand mehr auf dem Vaporetto war?«

»In Tronchetto sind fast alle ausgestiegen.«
»Mach mal da weiter, ich werde schauen, ob ich etwas tun kann.«

Er drückte ihm einen Stapel Tischsets in die Hand, zog sein Telefon aus der Tasche und wählte eine Nummer, dann entfernte er sich einige Schritte von Massimo und sprach leise und eindringlich ins Leere, während seine geöffnete rechte Hand wie ein Hackbeil auf- und niederfuhr. Einmal wandte er sich wieder Massimo zu, erkundigte sich nach der Farbe der Tasche und wiederholte diese in den Hörer. Dann schwieg er und wartete. Die Hand sank nach unten. Schließlich verlor er die Geduld, schüttelte den Kopf und hängte auf.

»Man wird zurückrufen, wenn etwas gefunden worden ist. Und du solltest vielleicht mal in einen Spiegel schauen.«

Massimo ging ins Haus und versuchte, sich in der engen Toilette so gut es ging frisch zu machen. Bei seinem Äußeren war es verständlich, dass er heute Morgen vom Cameriere geduzt wurde.

Als er gekämmt und rasiert wieder auf der Terrasse erschien, ließ dieser gerade das Telefon im Hosensack verschwinden: »Beim technischen Dienst der ACTV wurde gestern von einem Angestellten eine Tasche abgegeben. Du kannst sie dir heute über Mittag ansehen. Man arbeitet offiziell bis zwei Uhr. Warte bis der Chef das Haus verlassen hat. Dann gehst du in den zweiten Stock, ins Büro 10. Dort fragst du nach Felice.«

»Woran erkenne ich den Chef?«

»Er ist der einzige, der das Haus pünktlich verlässt.«

Auf einer Serviette zeichnete der Kellner ein paar Rechtecke und verband sie mit Linien, doch das Kroki war unbrauchbar. Schließlich nahm Massimo den Stadtplan aus seiner Plastiktasche und öffnete ihn. Er zog einen Kreis um die Stelle, wo soeben noch der schwammige Finger des Cameriere geruht hatte.

»Du musst jetzt gehen, sonst reicht es dir nicht mehr bis um zwei. Viel Glück! – ah, und noch etwas: Felice erwartet möglicherweise einen kleinen Finderlohn.«

Es war wieder heiß geworden. Das frische Hemd begann schon, am Rücken zu kleben, als Massimo nach zwanzig Minuten an der bezeichneten Stelle ankam. Nicht mehr als hundert Meter Luftlinie trennten ihn von der Hauptachse zwischen Bahnhof und Rialto, doch es hatte in dieser Gegend kaum einen Menschen auf dem

Gehsteig. Zwei Brücken führten aus entgegengesetzten Richtungen zu einem kleinen Platz, an dessen Ende ein etwas heruntergewirtschafteter Palazzo mit abblätterndem Verputz stand. Ein Aluschild bestätigte, dass es sich um den technischen Dienst der ACTV handelte.

Massimo stieg die Treppe einer Brücke empor, wandte sich gegen den Palazzo, öffnete zur Tarnung den Stadtplan, lehnte sich auf das glattgenutzte Marmorgeländer und wartete.

Der brackige Geruch des venezianischen Sommers lag in allen Kanälen, stieg dem Wartenden in die Nase und war auf die Dauer kaum auszuhalten.

Von verschiedenen Seiten schlug es zwei Uhr. Von ferne, vielleicht aus Mestre war schwach eine Sirene zu vernehmen, die wohl das Ende der Morgenschicht anzeigte.

Dann öffnete sich die Eingangstüre des Palazzos. Ein riesiger Mann in einem dunkelblauen Anzug, der ihm viel zu eng war, trat hinaus, gestikulierte wild mit beiden Händen und musste die Freisprecheinrichtung des Telefons aktiviert haben um seine virtuelle Gattin von irgend etwas zu überzeugen, das unmöglich nur mit Worten auszudrücken war.

Das war das Zeichen. Massimo wartete, bis der Blaue sich fuchtelnd über die andere Brücke entfernt hatte, trat dann durch die moderige Holztüre beachtlicher Größe in das Dienstgebäude und fand die Treppe in die oberen Stockwerke. Im Piano nobile schien niemand mehr anwesend zu sein. Der Schweizer stieg weiter hinauf und stellte fest, dass die meisten Türen tatsächlich Nummern trugen. Er folgte einem Gang, in dem trotz der hellen Mittagsstunde kaum etwas zu erkennen war und stand nach

einigem Umherirren vor dem Raum mit der Nummer 10.

Die Tür war nur angelehnt. Licht, sowie ein urtümliches Geräusch, vielleicht ein Furz oder ein Rülpser drangen durch den Türspalt. Massimo klopfte höflich. Das Geräusch wiederholte sich. Er klopfte noch einmal, diesmal etwas bestimmter und stieß dann vorsichtig die Tür auf.

Hinter einem Blechschreibtisch von unbestimmbarer Farbe saß in einem ölverschmierten Überkleid ein etwa 60-jähriger untersetzter Mann mit einem kugelrunden Kopf und einer beinahe perfekten Glatze, mit buschigen Augenbrauen und einem beachtenswerten Schnurrbart.

»Ahhh«, stöhnte er zufrieden und zerknüllte dann die Bierbüchse, die er soeben geleert hatte, mit den bloßen Händen, indem er sie erst wie einen nassen Lappen verdrehte und dann mühelos zwischen den Handflächen zusammenstauchte, bis sie nur noch die Größe eines Seicento-Tankdeckels hatte. Zum Schluss warf er sie scheinbar achtlos hinter sich und traf dabei genau den Papierkorb neben einer zweiten Tür, die in einen größeren Raum führte. Vor sich hatte er den Corriere della sera aufgeschlagen und war gerade im Begriff, im Schein einer herabhängenden Glühbirne die Kleinanzeigen zu studieren.

Massimo trat in das unglaublich enge, fensterlose Büro, worin nebst dem Schreibtisch, einem schäbigen Bürostuhl und einem wohl aus nostalgischen Gründen an der Wand lehnenden Schiffsteuerrad nichts mehr Platz fand. Endlich schaute der Alte auf, fixierte den Fremden und fragte mit einer enorm tiefen, sonoren Stimme:

»Was wollen Sie hier? Sie stören mich beim Arbeiten.« Und nach einem Blick auf Massimos Uhr doppelte er nach: »Zudem sind die Büros jetzt geschlossen.«

»Ich möchte zu Felice.«

Der Angestellte stutzte. Eine der Augenbrauen verschob sich einen halben Zentimeter nach oben, die andere um ebenso viel nach unten. »Und was kann Felice für Sie tun?« Die Stimme klang nun etwas freundlicher.

»Es geht um eine Fototasche, die gestern in Tronchetto auf dem Schiff geblieben ist.«

Jetzt kam Bewegung in den Glatzköpfigen. »Aha! Sie also sind dieser Schweizer Ingenieur. Wieso sagen Sie mir das nicht gleich. Ich bin Alberto.« Er stand auf und streckte Massimo, der überhaupt nichts verstand, strahlend die Hand hin. »Nur, wenn es um Fundgegenstände geht, nennt man mich Felice. Warten Sie, wir wollen sehen, ob für Sie etwas bereitliegt.« Er drehte sich um und ging durch die Tür in den nächsten Raum.

Es dauerte einige Minuten. Man hörte das gluckernde Geräusch einer Toilettenspülung. Dann kam der Alte zurück. In seinen Händen hielt er die Fototasche aus dunkelblauem Kunstfasergewebe und stellte sie triumphierend mitten auf den Schreibtisch. Massimos Finger zitterten, als er sie öffnete.

Alles war noch da: die Kamera, der iPod, Kopfhörer, Ladegeräte, das Tagebuch und noch einiges mehr. Dann zog er den Reißverschluss im Innern des Taschendeckels auf, und – Feuriger Elias! – hier war auch das grau-rote Dokument.

Unberührt.

Massimo war unendlich erleichtert, was Felice nicht entgangen sein konnte, weshalb der Angestellte salbungsvoll lächelte und sich die schmutzigen Hände rieb.

»Falls Sie die Tasche mitnehmen möchten, wäre noch eine bescheidene Gebühr von fünf Euro zu entrichten. Wir haben da unsere Vor-

schriften, sie verstehen – wünschen Sie eine Quittung?« Massimo schüttelte den Kopf, zog den Geldbeutel hervor und legte einen Fünf-Euro-Schein auf den Tisch.

»Hinzu käme ein freiwilliger Finderlohn, man gibt üblicherweise etwa 10 Prozent des Warenwertes.«

Er dachte an die Bemerkung des Cameriere, zog die Brieftasche aus seiner Geldkatze und legte nach kurzem Zögern einen 50-Euro-Schein auf den Tisch, den Felice mit der Routine eines Croupiers in einer Schublade verschwinden ließ. Massimo wollte sich dankbar verabschieden, als er sah, wie Felice betrübt zur Decke blickte.

»Sind in Ihrer Familie alle wohlauf?« Massimo bejahte. »Ich habe eine kranke Frau zu Hause. Tuberkulose. Sie können sich nicht vorstellen, wie wir alle mitleiden.«

Der Unterton in seiner Stimme war deutlich genug, Massimo ließ sich erweichen und reichte noch einige kleinere Scheine nach.

Das Gesicht seines Gegenübers hellte sich wieder auf und die Noten verschwanden auf die gleiche Weise. Zufrieden schob Felice die blaue Tasche über den Blechtisch.

»Sie sind ein guter Mensch. Ich wünsche Ihnen noch einen erholsamen Aufenthalt in unserer wundervollen Stadt.«

Er stand auf und begleitete ihn ins Parterre hinunter, öffnete mit dem Stolz eines venezianischen Edelmannes das morsche Tor des Palazzo, entließ Massimo ins Freie und schloss dann von innen ab.

11

»Ihr Ticket ist auch auf der IONIAN STAR gültig. Einen Moment noch – « Die wasserstoffblonde Schönheit hinter dem Schalter des ANEK-Terminals klickte einige Male mit der Maus, schaute dann genauer auf den Bildschirm und runzelte die Stirn. Schließlich meinte sie bedauernd:

»Das Problem ist nur – wir haben für heute Abend keine Kabinen mehr. Pullmansitze kann ich Ihnen nicht empfehlen. Es sind mehrere slowenische Maturaklassen angemeldet, die sich da einrichten werden. Vielleicht ist es auf dem Deck etwas ruhiger.«

Mit umgehängter Fototasche, dem Deckticket und einem Gutschein in der Hand kehrte Massimo zu seinem Rollkoffer und dem neuen Schlafsack zurück, den er sich nach der kalten Nacht im Park erstanden hatte. In der Zwischenzeit hatte sich im Abfertigungsgebäude der ANEK Lines eine stattliche Warteschlange gebildet. Das Feld der davor abgestellten Autos war schier unüberblickbar geworden. Neben den riesigen heruntergelassenen Heckklappen der IONIAN STAR warteten ein gutes Dutzend Sattelschlepper und unzählige andere Lastwagen. Eine bunte Mischung von Familienvätern, lümmelnden Jungs, knapp angezogenen Damen, Lastwagenchauffeuren mit und ohne Frauen, Abenteurern, allein erziehenden Müttern mit ihren Kindern und Liebespärchen unterschiedlichster Couleur tummelte sich lesend, brütend, blödelnd, schmusend, schreiend, schwatzend, kokettierend, erklärend oder auch einfach nur zwischen Rucksäcken, Koffern, Babysesseln und Kühlboxen die zwei Stunden abwartend, die es noch dauern mochte,

bis die Rolltreppe gestartet wurde, um die Passagiere an Bord zu befördern.

***

Weder Massimo noch Jean-Paul hätten später sagen können, wann eigentlich sie sich wieder erkannt hatten. Es musste auf dem Schiff gewesen sein. Ein erstaunter Blick auf Distanz, ein schulterzuckendes Grinsen, dieselben Gedanken beim Suchen nach einer Ecke, die sie die nächsten zwei Tage vor Sonne, Fahrtwind und Rauch schützen sollte, all dies mochte dafür gesorgt haben, dass schließlich der elegante Rollkoffer und der riesige armeegrüne Rucksack nebeneinander auf dem B-Deck zu stehen kamen. Jean-Paul begann unverzüglich mit dem Aufspannen einer Hängematte.

»Roll den Schlafsack aus, mach ihn so groß wie möglich, leg dich drauf und rühr dich die nächste Stunde nicht vom Fleck – du wirst gleich sehen, wieso«, empfahl er und begann dann, sich in eine Ausgabe des „American Journal of Botany“ zu vertiefen. Massimo zog das Pflichtenheft aus der Fototasche und versuchte darin zu lesen.

Und in der Tat: immer mehr Deckspassagiere stampften schwitzend die Eisentreppen hinauf und beeilten sich, die besten der verbleibenden Plätze für sich zu gewinnen. Bilder des Woodstock-Festivals, die seinerzeit um die Welt gegangen waren, mochten in der Erinnerung der älteren Semester aufsteigen. Es dauerte kaum eine halbe Stunde, dann waren die Claims abgesteckt und wurden mit harten Bandagen verteidigt. Massimo legte sich auf seinen Schlafsack und versuchte so zu tun, als ob er schliefe.

Er erwachte erst wieder, als aus dem Lautsprecher eine schneidende Frauenstimme in verschiedenen Sprachen alle Besucher aufforderte, das Schiff unverzüglich zu verlassen. Ein sanftes Vibrieren des Blechbodens meldete, dass die Dieselmotoren gestartet worden waren. Wenige Minuten später ertönte der tiefe, heiser anklingende Sirenenton der ablegenden Fähre, die nach einem Wendemanöver erst an der Zattere-Promenade vorbeifuhr und dann einen letzten Blick auf San Marco und die Tauben fütternden Touristen zuließ.

Als das Schiff aus der Lagune gefahren war, zogen sich die Passagiere zurück, um sich auf den Abend vorzubereiten. Ganz besonders betraf dies die zahlreichen slowenischen Maturandinnen, die erst alle Damen-, später auch einige Herrentoiletten in Beschlag genommen hatten um zu duschen, die Haare zu waschen, sich zu schminken und die Beine zu rasieren.

***

»Was willst du eigentlich in Griechenland?« wollte Jean-Paul wissen, als sie am Abend an einem Tisch unmittelbar neben ihrem Lagerplatz bei einer Flasche Wein saßen. Erst stockend, dann immer flüssiger kamen die Sätze aus Massimos Mund. Es verschaffte ihm Erleichterung, dass er einem mit universitären Verhältnissen bestens vertrauten Außenstehenden den Konflikt, in dem er sich befand, schildern konnte und er schloss mit den Worten: »Daher spielt es eigentlich keine Rolle, wo ich hinfahre. Ich will bloß Natur und Meer und kein Rambazamba. Und nach drei Wochen werde ich wissen was ich tue. Eigentlich habe ich das ganze akademische Affentheater satt. „Zerreißt eure Bücher, damit eure Herzen

nicht zerrissen werden," habe ich einmal irgendwo gelesen. Das bringt meine Situation auf den Punkt.«

Jean-Paul hatte lange aufmerksam zugehört und fragte jetzt etwas heftiger, als er eigentlich wollte: »Und dieses dicke Heft mit dem roten Rücken und den grauen Deckeln, worin du vorhin so kritisch geblättert hast und das du nicht aus den Augen lässt, würde das auch deinem postmodernen Büchersturm anheim fallen? Und wenn ja, was blieben dir dann für Alternativen? Wer soviel verdient, dass er das Geld der vielen Überstunden wegen gar nicht ausgeben kann und es mangels Zeit einfach auf der Bank liegen lässt, dem fällt es leicht, von zerrissenen Büchern zu labern.«

Der kleine Intellektuelle war jetzt so richtig in Schwung gekommen, nahm einen ordentlichen Schluck Wein aus seiner Blechtasse und fuhr dann weiter: »Dein Chef mag zwar ein krankhafter Karriereheini sein, aber gerade deshalb bist du symbiotisch mit ihm verbunden. Jeder profitiert vom andern. Du denkst von ihm, er sei ein überspannter Psychopath – und er denkt von dir, du seist ein lahmarschiger Schwärmer. Beide seid ihr voneinander abhängig, und keiner bringt den Mut auf, aus dem System zu springen, solange es ihn alimentiert.« Von dynamischen Systemen schien Jean-Paul einiges zu verstehen. Und er schien auch keine Hemmungen davor zu haben, seine Denkmodelle auf Menschen anzuwenden.

»Im Gegensatz zu meinem Chef habe ich wenigstens realisiert, dass da eine Aufgabe auf mich wartet.«

»Pah. Weißt du, wie du diese Aufgabe lösen wirst? Du wirst sie gar nicht lösen. Du wirst nach Hause kommen, dich in dein gemachtes Nest setzen, wirst wieder deine Katze füttern und al-

les wird einfach weiter gehen – Business as usual.«

Am Nebentisch hatten sich vier slowenische Gymnasiasten niedergelassen und begonnen, sich mit Mischungen aus Wodka und Coca-Cola auf den Abend einzustimmen. Ein Kassettengerät kreischte. Spielkarten wurden ausgeteilt. Man begann zu pokern.

Jean-Paul mochte aus seiner Sicht Recht haben, zumal Massimo sich nicht gewohnt war, das Leben aufgrund von Willensanstrengungen zu gestalten. Bisher war ihm einfach alles von selbst zugefallen, durch spielendes Gelingen, wie der Kulturphilosoph Jean Gebser, einer seiner Lieblingsautoren es zu nennen pflegte. Er brauchte nur abzuwarten. Je mehr Vertrauen er in seine Absichtslosigkeit setzte, desto schneller fand sich eine Lösung, von der er die Gewissheit haben durfte, dass es die richtige war.

Und falls alle Stricke reißen sollten, stand ihm immer noch das Elefantentor offen.

Doch solche Geheimnisse einem intellektuellen Hardliner, den er in Jean-Paul in der Zwischenzeit vermuten musste, zu erklären ohne sich dabei ins Offside zu manövrieren, war ein Ding der Unmöglichkeit. Es war die Einzigartigkeit der Erfahrung und nicht die Wiederholbarkeit des Experiments, die für Massimos Entscheidungen stets den Ausschlag gegeben hatte – und er vermutete insgeheim, dass es auch bei den Leuten wie Jean-Paul letztlich so war, dass sie aber aus akademischem Gruppendruck heraus sich diese Freiheit nicht mehr herauszunehmen wagten oder, noch schlimmer: sich mangels geistiger Offenheit ihrer gar nicht bewusst waren.

Zu den vier spielenden Maturanden hatten sich in der Zwischenzeit auch einige ihrer Kolle-

ginnen gesellt, welche die Schönheitsprozedur in den Toiletten mit unterschiedlichem Erfolg abgeschlossen hatten. Das Pokern wurde unterbrochen und man einigte sich auf ein neues Spiel, das mit von sich abgewendeten Karten gespielt wurde. Für die Teilnehmenden waren nur die Karten aller übrigen Spieler sichtbar. Wer verlor, musste jeweils eine Ansprache halten und dann sein Glas in einem Zug austrinken.

Es wurde gespielt, getrunken, geraucht und die Trinksprüche schienen von Runde zu Runde freizügiger zu werden. Das Gelage begann, sich auf die Nebentische auszudehnen.

Für die beiden Schweizer blieb zur Sicherung ihres Territoriums nur noch die Möglichkeit, in der slowenischen Runde mitzumachen, mitzufeiern und zu guter Letzt, ungeachtet der am Boden ausgebreiteten Schlafsäcke zum Geplärr des Kassettenrecorders abzutanzen, als stünden sie kurz vor der Reifeprüfung.

***

»Schade, dass ich die slowenischen Trinksprüche nicht verstanden habe. Hätte mich interessiert, was man sich dort in diesem Alter gerne sagen möchte und es nur im Suff wagt«, sagte Massimo beim Frühstück, das für beide aus einem Kartonbecher schwarzen Kaffees und einem beinahe ungenießbaren, in einem Cellophanbeutel verpackten und mit Marmelade gefülltem Croissant bestand.

»Na ja, das wird sich im gewohnten Rahmen halten«, meinte Jean-Paul. »Aber du hast zünftig Gas gegeben, als du auf dem Stuhl gestanden bist und der versammelten Maturaklasse empfohlen hast, ihre Bücher zu zerreißen und über Bord zu werfen. Zum Glück hat das niemand

verstanden. Ich hätte nie erwartet, dass du so ausfahren kannst. Bei deinem Chef wärest du jetzt mit Sicherheit disqualifiziert.« Insgeheim jedoch war Jean-Paul von Massimos Spontaneität beeindruckt.

»Du warst auch nicht eben zurückhaltend«, gab sein Gefährte zurück. »Besten Dank übrigens für die Einladung, mit dir auf die griechischen Inseln zu fahren um dort endemische Schönheiten zu entdecken. War dir das mit Kreta denn ernst?«

Jean-Paul erinnerte sich nicht mehr so genau an den Wortlaut seiner Reden, außerdem brummte ihm gehörig der Kopf, doch er ließ sich nichts anmerken.

»Wieso nicht, wenn du noch eine weitere Nacht auf einer Fähre zubringen willst? Die Strecke von Piräus nach Chanià ist aber ruhiger. Ich habe von zu Hause aus einen Mietwagen reserviert, der in Soùda für mich bereitstehen wird. Damit können wir in den Süden fahren. Wenn du dich an den Kosten beteiligen willst, freut mich das ganz besonders. Während ich die kretische Flora untersuche, kannst du an einsamen Stränden dein Pflichtenheft durchlesen oder es auch zerreißen – je nach dem, zu welchen Erkenntnissen du gekommen bist.«

12

Es war abends Punkt halb neun. Die Fähre, die sie von Piräus nach Kreta bringen sollte, war bereit abzulegen. Massimo war zuoberst aufs Schiff gegangen und versuchte, eine SMS an Andrea abzusenden, solange noch Verbindung bestand. Jean-Paul saß auf einem weißen PVC-Sessel an der Heckreling, hörte die Ankerkette rattern und sah zu, wie die Taue gelöst und erst die eine, dann die andere Heckklappe langsam hochgezogen wurde und das Schiff sich beinahe unmerklich von der Mole zu entfernen begann.

Ein Taxi kam hupend und mit blinkenden Scheinwerfern angerast, hielt unmittelbar an der Hafenmauer, der allerletzte Passagier, ein Geschäftsmann mittleren Alters, riss seinen kleinen schwarzen Aktenkoffer aus dem Fond, rannte los und landete, ungeachtet der entsetzten Trillerpfiffe des Schiffsoffiziers, nach einem todesmutigen Sprung auf einer der Klappen, während unter ihm die Propeller begonnen hatten, eine gelbschäumende Soße aufzuwühlen.

Ein Zitat, das er gestern von Massimo gehört hatte, schoss Jean-Paul durch den Kopf: »Bloße zielstrebige Absicht kann ein Ziel erzwingen, aber nichts, was wir erzwingen, hat Bestand.« – Na ja, immerhin war dieser zielstrebige Mann nun an Bord und niemand hätte einen Grund angeben können, wieso es ihm nicht gelingen sollte, morgen früh pünktlich auf Kreta an Land zu gehen.

Die LYSSOS hatte das Hafenbecken von Piräus verlassen und an Geschwindigkeit gewonnen. Die Sonne war hinter dem Peloponnes untergegangen und hatte den Athener Abendhimmel mit einem roten Schleier überzogen, der gegen den Zenit in ein phantastisches Violett über-

ging und die katastrophale Luftverschmutzung der griechischen Metropole in ihrer spektakulärsten Schönheit zeigte.

Jean-Paul stand auf und setzte sich mit seinem Sessel an ein Tischchen, das verwaist und ohne Stühle im Bereich des leeren und mit einem Seilnetz überspannten Schwimmbeckens stand. Dann bestellte er sich beim Kellner ein Bier.

Eine große, vielleicht 25-jährige Frau hatte ihre Kinder – offenbar Zwillinge – aus Sicherheitsgründen mit einer roten Leine zusammengebunden und auf Deck spazieren geführt. Jetzt näherte sie sich seinem Tisch und fragte Jean-Paul: »Könnte ich eben meine Jungs rasch bei Ihnen lassen? Ich muss den Gemüsebrei zubereiten. Das dauert nur zwei Minuten.« Sie war schon außer Sichtweite, als er realisierte, dass sie ihm tatsächlich die Leine in die Hand gedrückt hatte.

Der Kellner brachte das Bier, was den Zwillingen unter dem Tisch nicht entging. Der vorwitzigere der beiden zeigte auf die grüne Heinecken-Büchse und meinte: »Iblupp! Iblupp!«, worauf der andere seine Scheu überwindend näher kam und strahlend ergänzte: »Mami, Mami!«

»Ich dachte, du wärest Biologe. Was da rumkrabbelt sieht mehr nach vergleichender Anatomie aus. Wo hast du denn die zwei Bälge her?« Massimo war hinzugetreten, stellte die Fototasche in sicherem Abstand auf den Boden und suchte sich einen Stuhl.

»Ich habe mich bereit erklärt, die beiden für zwei Minuten zu hüten – genauer gesagt: mir fehlte die Möglichkeit, es zu verhindern. Sie sind mir sozusagen … hm … spielend zugefallen.« Laufend umzusetzen, was er gerade gelernt hatte, war eine der unbestrittenen intellektuellen Stärken von Jean-Paul.

»Vielleicht solltest du noch etwas an der wichtigsten Voraussetzung für das spielende Gelingen arbeiten, die da ist: weder Hoffnung noch Angst zu haben. Diesen Eindruck bringst du in deiner Rolle als Stiefvater nur schlecht hinüber.« Sie grinsten beide.

Von unten tönte es begeistert »Papi! Papi!« und dann »Mami! Mami!« Die Mami kam und stellte zwei Schoppen und zwei Nasentassen auf den Tisch. »So, haben es die vier Männer lustig gehabt? Ich heiße Ilona. Geht das OK, wenn ich mich da zu euch setze?«

Ilona erwies sich nicht nur im Umgang mit Kindern als effizient. Nach wenigen Sekunden schon hatte auch sie sich einen Deckstuhl geangelt, setzte sich, band die Zwillinge am Fuß des Tischchens fest und überließ dann die beiden sich selbst und ihrer Mahlzeit. Man stellte sich vor, tauschte abtastend die üblichen Höflichkeiten aus und umschiffte gekonnt die heikleren Punkte, in diesem Fall eher die Doppelpunkte.

»Wo soll's denn hingehen?« fragte Ilona, nachdem sie sich an der Deckbar auch ein Bier geholt hatte. Jean-Paul antwortete gleich für beide: »Wir schauen uns nach einem ruhigen Ort für einen Arbeitsurlaub um. Für meinen Kollegen stehen wichtige berufliche Entscheidungen an, und ich arbeite an einer wissenschaftlichen These.«

»Wo bleibt da die Lust am Leben?«

»Da habe ich eigentlich noch nie Probleme gehabt.« Er erzählte von ihrem ersten Abend an Bord der IONIAN STAR, unterließ es jedoch zu erwähnen, wie erleichtert er darüber war, dass der zweite etwas ruhiger ausgefallen war.

»Und wie steht's bei dir, Massimo?«

»Die Lust? Ach, die hat sich bei Bedarf noch immer eingestellt«, signalisierte dieser locker.

Ilona war, wie sie erzählte, mit ihren beiden Kindern seit Mitte Mai unterwegs. Von Deutschland aus war sie mit dem VW-Bus über Triest der Adriaküste entlang bis nach Griechenland gefahren, hatte dann einen Monat auf dem Peloponnes zugebracht und wollte nun bis zum Herbst auf Kreta bleiben, sofern dies ihre finanziellen Verhältnisse irgendwie zuließen. »Bei diesen Preisen muss ich mich etwas zurückhalten«, meinte sie und wies mit ihrer langen schmalen Nase zur Deckbar hinüber. Jedes Bier, auf das ich verzichte, bringt mich 25 Kilometer weiter.«

Das Stichwort war gefallen. »Iblupp! Iblupp!« tönte es vorwurfsvoll unter dem Tisch hervor. »Ach, ihr kriegt jetzt noch den zweiten Sirup, und dann bringe ich euch zu Bett.« Sie hängte ihren grünen Stoffbeutel um, machte die beiden Kinder los, klemmte sie unter die Arme und verschwand im Innern des Schiffes.

»Donnerwetter, das ist vielleicht eine Frau! Hast du die Figur gesehen? Und wie die läuft. Da kommt's dir beinahe«, ließ sich Jean-Paul vernehmen. »Kennst du dieses Lied von Konstantin Wecker, wo er über eine seiner Eroberungen singt: ‚Nicht schön, doch ungeheuer fleischlich'? So etwa kommt sie mir vor.«

»Ich hab nur zwei gepamperte Hintern, vier zappelnde Beine und diese rote Hundeleine gesehen. Alles andere muss wohl in deinem Kleinhirn geschehen sein«, entgegnete Massimo trocken. »Außerdem ist sie beinahe so groß wie ich«, was wohl heißen sollte: für dich kommt sie sowieso nicht in Frage. Doch hatte sie auch ihn trotz des etwas ungewöhnlichen Gesichtsprofils beeindruckt, denn er stand auf starke Frauen.

Zum Abendessen traf man sich im Self Service. Ilona hatte Konrad und Paul soweit abgespiesen und betutelt, dass sie schließlich auf ihrer

Decke in einer Nische des Salons einzuschlafen gewillt schienen und Ilona sie zum Entsetzen aller griechischen Mütter und Großmütter allein lassen konnte.

»Bist du schon oft auf Kreta gewesen?« wollte Massimo wissen, als sie endlich einen Tisch gefunden hatten und sich mit der Kombüsenkost anzufreunden versuchten.«

»Mehrmals. Mit und früher auch noch ohne Kinder. Ich habe da einige Erfahrungen gesammelt.« Die Männer waren zu diskret um weiter zu fragen.

»Dieses Jahr fahre ich wieder nach Frangokàstello. Das liegt etwa gegenüber der Stadt Rèthimnon, aber eben an der Südküste. Da kenne ich ein paar Leute und hoffe, dass ich eine Arbeit finde. Vielleicht wäre dieser Ort auch etwas für euch.« Sie warf Massimo einen viel sagenden Blick zu, dass dieser beinahe rote Ohren kriegte. »Drei Läden, einige Tavernen, eine Ruine, alles ziemlich archaisch, der Wilde Westen von Kreta, sagt man.«

»Gibt's denn da so was wie Bungalows zu mieten?« wollte Jean-Paul wissen. »Ich müsste einen Tisch haben, an dem ich schreiben kann.«

»Doch, doch, Tische gibt es, und auch Bungalows« beruhigte ihn Ilona. »Im schlimmsten Fall hängt man eine Schranktüre aus und legt sie auf zwei Kisten – damit du dir vorstellen kannst, mit welchem Komfort etwa zu rechnen ist. Auch elektrischen Strom gibt es da seit einigen Jahren – meistens.«

***

Als Massimo in seiner Ecke des Salons aufwachte, war es schon hell. Die Fähre bewegte sich nicht. Über die Bordlautsprecher ertönte

immer und immer wieder dieses Nerven tötende, Aufmerksamkeit heischende Signal, dann vernahm man die Stimme der Receptionistin, erst auf Griechisch, dann auf Englisch:

»Sehr geehrte Damen und Herren, wir haben Kreta erreicht. Aus technischen Gründen wird sich das Festmachen der Fähre im Hafen von Soùda um einige Minuten verzögern. Wir bitten Sie um Verständnis – danke.«

Dann wurde leichte, Sorglosigkeit signalisierende Unterhaltungsmusik aufgelegt, vielleicht dieselbe CD, zu deren Klängen jeweils vor starkem Seegang die Stewards den Passagieren mit Verständnis heischendem Lächeln Kotztüten verteilten.

Irgend etwas musste das Interesse der Passagiere auf sich gezogen haben. Auf der anderen, dem Land zugewandten Seite des Schiffes stand man dicht gedrängt an der Reling und schien einem ungewöhnlichen Spektakel beizuwohnen.

Massimo nahm seine Fototasche und trat ins Freie. Als er die schwere Mahagonitür zum Hinterdeck aufstieß, hörte er von unten ein Stimmengewirr, Pfiffe und Sprechchöre. Auf dem Deck über ihm stand Jean-Paul und bedeutete ihm, hinaufzukommen, doch die Treppe war von Schaulustigen soweit in Beschlag genommen, dass dies unmöglich war.

Massimo stellte sich in die dritte Reihe hinter der Reling und konnte von da aus erkennen, dass die ganze Hafenmole von einer demonstrierenden Menschengruppe – es musste sich um etwa 2000 meist jüngere Leute handeln – eingenommen war.

Zwischen abgestellten Lastwagen, blockierten Bussen, festsitzenden Taxis und einem wartenden Pneukran schienen sich einige Aktivisten zu einem Ort zu drängen, der vom Hinterdeck der

LISSOS aus nicht zu beobachten war, weil zwischen der Fähre und der Hafenmauer sich die AEGEAN GLORY, ein nicht sehr großes Frachtschiff in einer etwas unkomfortablen Lage befand. Es sah aus, als ob die Aktion zum Ziel hatte, ein Festmachen des Frachters im Hafen von Soùda zu verhindern.

Ein Anlegen der Fähre war indessen unmöglich, solange die AEGEAN GLORY diesen Teil des Hafenbeckens versperrte, und ein anderer Platz kam wohl ihres Tiefganges wegen für die LISSOS nicht in Frage.

Die Aktivisten wussten die konfuse Situation bestens auszunutzen und fuhren ihr behelfsmäßig auf einem Pickup installiertes Rednerpult in Position. Musik ertönte. Musik von Theodoràkis, schluchzende Rembètika-Sänger und südamerikanische Revolutionslieder verwandelten den Hafen von Soùda in ein riesiges, von der noch tief stehenden Sonne beleuchtetes Theater, vor dessen asphaltierter Bühne die LISSOS unfreiwillig noch 1500 zusätzliche Logenplätze zur Verfügung stellte.

Einige Demonstranten waren vom Pickup aus auf das Flachdach eines heruntergewirtschafteten Schaltergebäudes geklettert und hatten begonnen, in der Morgensonne mit erhobenen Armen zur Musik von Mìkis Theodoràkis zu tanzen.

Nun traten die Redner und Rednerinnen hinters Mikrophon und begannen ihre Forderungen zu stellen, was aufgrund des Tonfalls auch ohne Sprachkenntnisse leicht erkennbar war. Angelockt durch Musik und Tanz hatten sich zu den Demonstranten auch zahlreiche Schaulustige gesellt: Busfahrer, Hafenarbeiter, Camionneure, Soldaten der Nato-Basis, Servierpersonal – ein Erfolg, den die Veranstalter der Demonstration

sichtlich auskosteten. Jean-Paul beobachtete von oben mit seinem Feldstecher das Rednerpult und kommentierte die Auftritte.

Während auf der Bühne noch Parolen zum Besten gegeben wurden, schien man sich in Polizeikreisen in erstaunlich kurzer Zeit für einen Aktionsplan entschieden zu haben. Von den euphorisierten Organisatoren vorerst unbemerkt war der Pneukran in ein kleineres Hafenbecken zurückgezogen worden. Gerade hatte eine sehr hübsche und scheinbar prominente Rednerin das Mikrofon ergriffen, als der Kamin der AEGEAN GLORY eine schwarze Wolke auspustete und damit anzeigte, dass man sich zu etwas entschlossen hatte. Von Ferne näherten sich dem Hafenareal mit heulenden Sirenen Einsatzwagen und Mannschaftsfahrzeuge der Polizei.

Die Politikerin schien die Situation rasch zu erfassen, brach ihre Rede ab und versuchte nach kurzer Rücksprache mit dem Fahrer des Lautsprecherfahrzeuges, den Demonstranten Anweisungen zu geben, was zu tun sei. Zögernd begann sich die Menge zum Ausgang des Areals und in Richtung des kleineren Hafenbeckens zu verschieben, als plötzlich beim Haupteingang die Hafenfeuerwehr auftauchte und begann, Demonstranten und Rednerin aus den in Stellung gebrachten Wendrohren abzuspritzen. Sekunden später waren die vordersten Reihen der Demonstranten bis auf die Haut durchnässt.

Der Vormarsch wurde dadurch zwar unter Gekreisch und Protestgebrüll, doch höchst wirkungsvoll gestoppt. Man versuchte, sich hinter Transparenten vor dem Wasser in Sicherheit zu bringen. Genüsslich bearbeiteten die Feuerwehrleute mit ihrem Wasserstrahl die Menge und trieben sie langsam in einer Ecke des Areals zusammen, während die AEGEAN GLORY das Ha-

fenbecken wechselte und die LISSOS mit einer guten Stunde Verspätung anlegen konnte.

***

Jean-Paul war von Bord gegangen um den Mietwagen in Empfang zu nehmen. Massimo hütete bei einem Poller das Gepäck.

Die Internationale rief auf zum letzten Gefecht.

Massimo klaubte, drückte, meldete sich und lauschte:

»Ich bin's, Ilona. Ich fahre soeben aus dem Schiffsbauch und muss gleich aus dem Hafenareal raus. Es war schön mit euch. Danke auch für das Abendessen. Sehen wir uns in Frangokàstello? Es gibt da eine tolle Music Bar. Da können wir uns nicht verfehlen.«

Ein mattgelber VW-Bus älterer Bauart rollte über jene Heckklappe, die am Vorabend noch Requisit eines akrobatischen Einstiegs gewesen war und fuhr dann wenige Meter von Massimo vorbei Richtung Hafenausgang. Ilona hatte das Telefon in der Hand und winkte. Massimo lächelte zurück, zuckte mit den Schultern, machte eine Kusshand. Die Zwillinge, die in ihren Sitzschalen festgeschnallt waren und nach hinten zum Heckfenster hinausschauten, riefen begeistert:

»Papi! Papi!«, doch nirgends fand sich ein Vater, der daran Freude gehabt hätte.

Sie waren auf Kreta.

Jean-Paul hatte bei der Autovermietung die Formalitäten hinter sich gebracht, hatte auch Massimo als Fahrer eintragen lassen, hatte ohne Weiteres einen Vertrag unbekannten Inhaltes unterschrieben und war nach abgeschlossener 3-minütiger Instruktion jetzt mit einem grasgrünen

Fiat Panda im Begriff, in großem Bogen vorsichtig zu Massimo zurückzufahren. Die Demonstrierenden hatten sich in der Zwischenzeit in ihrer Ecke zwischen den parkierten Autos auf den Boden gesetzt und harrten der weiteren Dinge.

Auf einmal öffnete sich die Beifahrertüre, jemand hüpfte in den rollenden Panda, blickte ihn an, als ob nichts geschehen wäre und sagte zu Jean-Paul auf Englisch:

»Fahr weiter. Es gibt kein Problem. Du musst mich nur da raus bringen.«

Auf dem Beifahrersitz hatte eine zierliche junge Frau mit intelligenten blauen Augen, tropfenden schwarzen Haaren und klatschnassem T-Shirt Platz genommen und die Tür zugezogen. Jean-Paul wollte sofort fragen: »Brauchst du einen Haartrockner?«, doch er konnte sich zurückhalten.

Dann waren sie beim Poller angekommen. Zu zweit wurde das Gepäck im Wagen verstaut, während die blinde Passagierin sitzen blieb. Massimo setzte sich in den Fond und tat so, als ob dies ihre normale Sitzordnung wäre.

Anstandslos ließ die Polizeisperre den grünen Mietwagen passieren. Die Beifahrerin riet:

»Fahr da vorne bis zur Ampel, dann rechts und dann alles geradeaus. So kommen wir nach Chanià. Da wollt ihr doch bestimmt auch hin.«

Vor dem Rotlicht erkannte Jean-Paul die nasse Frau wieder. Genau sie hatte er vorhin vom Schiff aus noch mit dem Feldstecher beobachtet und kommentiert! Es war jene Rednerin, die durch den Polizeieinsatz unterbrochen worden war. Er maß sie mit seinen Blicken und war gefesselt vom Anblick ihrer kleinen Brustwarzen, die sich durch das nasse dunkelblaue T-Shirt abzeichneten.

»Es ist grün«, meinte sie besorgt und Jean-Paul würgte zum zweiten Mal den Motor des Mietwagens ab. Massimo reichte sein Frottiertuch, das er vorhin noch aus dem Koffer gezerrt hatte, nach vorne mit den Worten:

»Willkommen an Bord. Ich heiße Massimo. Jean-Paul, der Chauffeur, setzt sich gerade mit den Eigenarten unseres Mietwagens auseinander. Wichtige Reisen beginnt er in der Regel im dritten Gang. Er wird sich nachher gerne noch selbst vorstellen.«

»Danke – und ich heiße Anthì«, grinste die Nasshaarige und rubbelte als erstes gehörig in ihren schwarzen Locken herum. Sie fror. Massimo reichte ihr sein grünes Sweatshirt, das sie dankbar überzog. Nach einigen undefinierbaren Armbewegungen unter dem viel zu großen Pullover zog Anthì schließlich ihr tropfendes Leibchen aus dem rechten Ärmel.

»Dürfen wir noch erfahren, welcher politischen Kraft wir soeben als Fluchthelfer zugedient haben?« erkundigte sich jetzt der Schweizer von hinten.

»Ihr wart doch auf der Fähre. Haben die Passagiere denn nicht gewusst, was da unten abgeht?« Sie schien enttäuscht.

»Technische Gründe wurden für die Verspätung verantwortlich gemacht, was ja in einem tieferen Sinn durchaus zutraf.«

»Die Frühaufsteher unter den kretischen Umweltschützern versuchten zu verhindern, dass mit diesem Frachter eine neue Gasturbinenanlage angeliefert wird. Natürlich hat man annehmen müssen, dass es misslingt, aber sämtliche Radiostationen waren vertreten, sowie das kretische Privatfernsehen. Darf ich rasch?« Sie tippte auf den Tasten des Autoradios herum, doch man hörte keine Nachrichten, sondern nur

griechische Schlager, die oft durch Werbeblöcke unterbrochen wurden.

»Aus welchem Land kommt ihr?« Massimo sagte es ihr. »Ach, ihr seid Schweizer! Ich wollte mal in Lausanne die Hotelfachschule besuchen, aber das war für meinen Vater dann doch zu teuer.«

Sie waren einige Zeit auf einer stark frequentierten Straße durch eine Eukalyptusallee gefahren. Jetzt begann der Verkehr zu stocken. Beiderseits der Strasse hatten sich zahlreiche Gewerbebetriebe angesiedelt. Man schien sich der Innenstadt zu nähern.

»Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie dankbar ich bin, dass ihr mich da rausgeholt habt. Ich muss dringend zum Dikastìrio, es findet da eine Verhandlung statt, wo ich nicht fehlen kann.«

Anthì schenkte Jean-Paul ein Lächeln und entnahm ihrer Hosentasche eine Visitenkarte, hellblau verfärbt, leicht gewölbt und sehr feucht.

»Heute Nachmittag zwischen fünf und acht bin ich im Büro. Ruft mich an, ich werde für den Abend einen Tisch reservieren und wir können miteinander essen. Dann kann ich euch auch noch die Geschichte von den Gasturbinen erzählen. Kannst du da anhalten?«

Jean-Paul trat etwas zu abrupt auf die Bremse. Hinter ihnen quietschte es leise, eine massive, schwarz-gelb schraffierte Stossstange erschien größer werdend im Rückspiegel. Anthì stieg aus und wrang solange ihr Shirt über dem Straßengraben aus, bis es nicht mehr tropfte, dann gab sie es durch das offene Fenster wieder in den Wagen zurück. »Darf ich den Pullover bis heute Abend noch behalten? Ich überlasse euch dafür mein T-Shirt als Pfand. Tschüss und herzlichen Dank.«

Den letzten Satz hatte man ob des empörten Hupkonzerts der hinter ihnen stehenden Autokolonne kaum mehr verstehen können. Jean-Paul gab Gas, kurvte, obschon die Ampel jetz auf Rot stand, um die nächste Ecke und überließ die stehenden Verfolger ihrem Schicksal.

»Was wohl Dikastìrio heißen mag?«

»Ich dachte, mein Chauffeur würde auch Neugriechisch sprechen« gab Massimo aus dem Fond zurück, nahm sich aber die Mühe, in seinen Kopf zu kramen, da, wo einst Platon und Sokrates einen Ehrenplatz eingenommen hatten.

»Es könnte das Gerichtsgebäude sein«, meinte er schließlich.

13

Trotz Psaràkis niederschmetternder Nachricht, die ihn inklusive Spesen 260 Euro gekostet hatte, dachte John keinen Augenblick daran, seinen Plan aufzugeben. Nachdem er nun über sämtliche Parzellen bestens im Bild war, hatte er beschlossen, die Sache selbst an die Hand zu nehmen. Zwar hatte ihm der Anwalt davon abgeraten, doch konnte dieser Rat auch eine in solchen Kreisen übliche Masche sein um zu einem Folgeauftrag zu kommen.

Um Geld zu sparen, hatte er auf einen Mietwagen verzichtet und sich für einen der Linienbusse entschieden, die zweimal täglich von Chanià aus über die Berge in den Süden fuhren. Er rechnete damit, dass seine Abklärungen einige Tage, höchstens eine Woche dauern würden, hatte im Plàza Hotel ausgecheckt und sein ganzes Gepäck mitgenommen.

Da es eine längere Fahrt zu werden versprach, erstand er sich am Kiosk des Busbahnhofes noch eine große Büchse Bier, vertraute dann dem Chauffeur seinen Koffer an und bestieg den Bus, der durch ältere, mehrheitlich schwarz angezogene Frauen schon gut besetzt war. In den rechten Bankreihen, wo auch einige jüngere Touristen saßen, fanden sich im hinteren Teil zwei freie Plätze, die er für sich verlegen lächelnd in Anspruch nahm.

Der im Leerlauf drehende Busmotor hatte immer wieder in freier Abfolge verschiedene Teile des Innenausbaus zur Vibration gebracht, bis sich mit unerwarteter Pünktlichkeit um 14.00 Uhr der Chauffeur hinter das riesige Steuerrad schwang und mehrmals herausfordernd Gas gab, während sein Beifahrer die Gepäckklappen überprüfte und dann in der vordersten Sitzreihe

Platz nahm. Aus dem Lautsprecher der Busstation war ein schnarrendes »Exinda dio – Chòra Sfakìon« zu vernehmen gewesen, die Türen wurden zischend geschlossen, die zerbeulten Barrieren gehoben und der Bus hatte sich schließlich aus dem Fahrhof hinaus in den Mittagsverkehr der engen Stadt gezwängt.

An einigen nicht näher bezeichneten Stellen waren noch weitere Passagiere zugestiegen, deren Gepäck, meist handelte es sich um verschnürte Bündel oder zusammengebundene Kommissionentaschen, der Einfachheit halber im hinteren Teil des Fahrzeuges gestapelt wurde. Neben John wurde noch ein kleines knochiges Mädchen hingesetzt, das ihn aus tiefliegenden Augen angstvoll ansah.

John schwitzte. Ausgerechnet bei seiner Sitzreihe hatte sich die Store verklemmt und die Sonne brannte gnadenlos zum Fenster herein, während der Bus sich Meter für Meter durch den stockenden, hupenden und stinkenden Verkehr kämpfte.

Alsbald tat auch das Bier seine Wirkung. Das Fahrzeug hatte die Stadt noch nicht verlassen, als Johns Kopf sich müde zur Seite neigte, sein Unterkiefer ebenfalls der Schwerkraft zu folgen begann und die Atemzüge tief und regelmäßig wurden, wenn nicht gerade eine Unebenheit der Straße sie veranlasste, für kurze Zeit in ein schnarchendes Bellen überzugehen.

14

»Weißt du noch, wie sie aussieht?« fragte Massimo scheinheilig. »Ich konnte von hinten nicht auf alle Details achten.«

Jean-Paul gab keine Antwort. Er ging voran und bahnte einen Weg durch die flanierenden Touristen. »Das runde Ding da vorne wird das türkische Bad sein, das sie erwähnt hat. Jetzt müsste erst der Jachthafen kommen, dann ein Parkplatz, und dann sind wir da.«

»Natürlich ist da ein Parkplatz, da hast du doch am Nachmittag den Panda hingestellt. Bist du etwas durcheinander?«

»Heute Abend sieht das für mich ganz anders aus. Schau, schau, dort sitzt unsere nasse Schönheit und flirtet mit dem Kellner.« Jean-Paul wies auf eine nicht sehr große Taverne, die abgesetzt von den übrigen in eine einspringende Ecke der Stadtmauer hinein gebaut worden war. Die Schönheit hatte eine neue Frisur, trug eine blaugrüne Seidenbluse und Jeans. Alles war wieder trocken.

Anthì stand auf und kam ihnen entgegen, begrüßte sie wie alte Freunde und machte sie mit dem Besitzer des Lokals bekannt: »Mein Onkel Sìphis. Hier gibt es die beste Pikilìa der ganzen Stadt – setzt euch doch.«

Nach kurzer Zeit schon war der Tisch überstellt von Tellern mit griechischen Köstlichkeiten. »Griechisches Essen dieser Qualität kriegt man sonst nur in Paris oder in Melbourne – bei uns jedenfalls kaum mehr. Wo habt ihr ein Zimmer gefunden?«

»Gleich um die Ecke, im Plaza Hotel. Ein Gast ist unerwartet abgereist, und wir konnten das Zimmer übernehmen.«

Man kam ins Gespräch.

Anthì war tatsächlich Anwältin und hätte heute Morgen einen wichtigen Termin verpasst, wenn sie sich nicht bei den Schweizern eingeklinkt hätte. »Das ist sonst nicht meine Art«, meinte sie, doch es klang nicht sehr überzeugend.

»Was ist nun mit den Gasturbinen?« fragte er, als sich ein Ende der Mahlzeit abzeichnete.

»Ach ja, Jean-Paul. Davon wolltest du noch mehr hören.« Sie dachte einige Augenblicke nach. »Man muss wissen, dass Kreta ein massives Energieproblem hat. Es sind mehrere Schwerölkraftwerke in Betrieb, alles arge Luftverschmutzer. Geplant war, dass sie die Grundversorgung der Insel sicherstellen und während der Spitzenzeiten durch dezentrale Gasturbinen unterstützt werden.

»Doch der Tourismus und die Klimaanlagen brauchen mehr und mehr Energie, so dass heute die Gasturbinen ununterbrochen unter Volllast laufen. Steigender Bedarf wird einfach durch den Bau neuer Aggregate gedeckt. Kaum am Netz, sind sie schon ausgelastet.«

»Teurer Strom«, bemerkte Jean-Paul. »Was ist, wenn es trotzdem nicht für alles reicht?«

»Es reicht stets für alles, doch selten für alle. Wenn das Netz überlastet ist, wird in einzelnen Teilen der Insel stundenweise der Strom ausgeschaltet, was für die Tavernen fatal ist. Wir fordern seit Jahren ein Energiekonzept, das diesen Namen verdient, unter Einbezug von Energiesparmassnahmen und erneuerbaren Energien.

»Dabei ist Strom nur ein Punkt unter vielen: Trinkwasser, Verkehr, Abfall – es will kein Ende nehmen. Einzig das Fischen mit Dynamit ist seit einigen Jahren kein Thema mehr, und dies auch nur, weil es praktisch keine Fische mehr gibt.«

»Worüber wolltest du im Hafen sprechen?«

»Ach so, heute Morgen. Über Solarstrom. Die Elektrizitätswerke fürchten meine Pamphlete wie der Teufel das Weihwasser. War wohl kein Zufall, dass die Feuerwehr zugewartet hat, bis ich an der Reihe war. Und was machst Du, Jean-Paul, ich meine: beruflich?«

»Ich schreibe eine Doktorarbeit über die Pflanzen des Mittelmeerraumes. Das Geld dazu verdiene ich in einem Büro für angewandte Ökologie.«

»Womit?«

Er räusperte sich, nahm einen Schluck Wasser.

»Ich … nun, wir erstellen im Auftrag der Regierung ein Kataster über die Blei-Kontamination schweizerischer Schießplätze.«

»Bitte?« Anthì glaubte, nicht richtig verstanden zu haben.

»Wie kann ich dir das erklären? Du hast vielleicht gehört, dass jeder Schweizer ein Gewehr zu Hause hat. Doch damit noch nicht genug, viele Gemeinden haben auch eigene Schießplätze. Da liegen Tausende und Abertausende Tonnen von Erde, die man im Laufe der Jahrzehnte zur Verteidigung unserer Freiheit mit Blei verseucht hat.«

»So viel Freiheit kann sich wohl nur die Schweiz leisten. Unsere Politiker würden höchstens nach solchen Katastern schreien um wieder gewählt zu werden.«

»Ich mache das bloß um mir während der Doktorarbeit den Lebensunterhalt zu verdienen», wiederholte der Botaniker, »mein Herz gilt den Pflanzen, besonders den endemischen.«

»Das verstehe ich nicht.«

Er strahlte sie an: »Endemisch sind Lebewesen, die an einem bestimmten Ort, also zum Beispiel auf dieser Insel einmalig sind.«

Sie errötete leicht und wechselte das Thema. »Ach ja – wann kriege ich mein blaues T-Shirt zurück?« Massimo, der sich vorhin im Lokal umgesehen hatte, fand es an der Zeit, sich wieder ins Gespräch einzuschalten.

»Und wo ist der grüne Pullover? Den braucht man in Griechenland, wenn man auf Schiffen übernachtet.«

»Meine Tante hat ihn gewaschen. Du kannst ihn morgen im Büro abholen. Wo werdet ihr nachher hinfahren?«

»Über die Berge und dann der Südküste entlang Richtung Osten«, sagte Jean-Paul. Anthì machte große Augen.

»Ihr fahrt in die Sfakià? Dahin, wo Cowboys noch gegen Indianer kämpfen? Obschon bei uns das Waffentragen seit Jahren verboten ist, hat dort jeder sein Gewehr oder mindestens seine Pistole zu Hause, womit nach Belieben in der Gegend herumgeballert wird.

»Im letzten Jahr hatten sie wieder einen Fall von Vendetta. Kurz zuvor hatte man in Komitàdes noch einen zusätzlichen Polizeiposten eingerichtet – alles für die Katze. Diese alten Geschichten hören nie auf. Blutrache innerhalb der Europäischen Union! Erzählt so was einem Beamten in Brüssel und er wird euch als verrückt ansehen.«

»Das tut er sowieso. Weil die Schweiz nicht in der EU ist«, ereiferte Jean-Paul.

Anthì zuckte die Schultern. »Da kann man auch anderer Meinung sein. Ich löse die Probleme lieber da, wo sie entstehen, nicht vom Schreibtisch aus. Dafür gibt's dann hin und wieder eine Abreibung. Aber Wasser reicht mir völlig, es muss nicht zwingend Blei sein – ich bin gleich wieder da.« Sie stand auf, nahm ihre

Handtasche und verschwand im Innern der Stadtmauer.

»Ich denke, wir fahren einfach hin und sehen uns das an. Wir müssen nirgends bleiben, wo es uns nicht gefällt.« Massimo lockte das Abenteuer.

»Wir können auch wieder hierher zurückkehren«, präzisierte Jean-Paul, »dieser Ort hat etwas für sich … «

Sìphis stellte eine kleine Karaffe mit tiefgekühltem Schnaps und drei Gläschen sowie einen Teller mit Konfekt auf den Tisch. Dann kam seine Nichte zurück.

»Hast *du* das bestellt, Anthì?«

»Das kommt von selbst, sobald bezahlt worden ist – nein, nichts zu danken, ich war wirklich in der Klemme. Jetzt muss ich euch leider verlassen, morgen ist ein strenger Tag. Ab neun Uhr ist jemand im Büro. Und falls ihr wirklich durch diese – Gegend fahren wollt: ich hätte da noch einen Umschlag, den ihr unterwegs einem Freund abgeben könntet.«

Anthì war aufgestanden. »Herzlichen Dank für eure Gesellschaft. Ich hatte etwas Zerstreuung nötig.« Sie seufzte und blickte dann zwischen den beiden Männern hin und her: »Lasst von euch hören, sobald ihr sesshaft geworden seid.«

Man küsste sich zum Abschied, bedankte sich noch einmal für die Einladung. Einen Augenblick länger als schicklich hielt Massimo das reizende Energiebündel an den Schultern fest. Wäre Jean-Paul nicht ungeduldig daneben gestanden, hätte er sie wohl ganz zu sich gezogen.

Ein letztes Aufblitzen ihrer bezaubernden blauen Augen, ein letzter Blick auf die Falten ihrer seidenen Bluse und auf ihre hinaufgesteckten schwarzen Haare, dann war die schöne Anthì in der Menge verschwunden.

15

»Ist ihre Praxis sehenswert?« Massimo, hatte am Morgen, weil kein Parkplatz zu finden war, mit eingeschalteten Warnblinkern im Verkehr gewartet, während Jean-Paul zu Anthìs Büro hinaufgegangen war und diesen dicken braunen Kartonumschlag in Empfang genommen hatte, der jetzt auf dem Rücksitz den frisch gewaschenen grünen Pullover beschwerte.

»Viel habe ich nicht mitgekriegt, die Sekretärin hat meinen Charme nicht verstanden und war sehr zurückhaltend. Eine Wohnung, die jetzt als Büro benutzt wird. Bürogemeinschaft mit zwei Herren, einen davon habe ich gesehen, einen aufgedrehten kretischen Haudegen in deinem Alter.«

»Das da wäre?« Massimo spitzte die Ohren.

»Na ja … etwas älter als ich, vielleicht knapp über dreißig.«

»Fünfunddreißig. Und sonst wurde dir nichts ausgerichtet?«

»Ehm … doch, da lag noch so eine Karte dabei, aber ich hatte zu wenig Zeit, sie richtig zu lesen.« In der Tat hatte Jean-Paul im Treppenhaus die hellblaue Karte aus dem gefütterten Umschlag gezogen, hatte erst daran geschnuppert und sie dann vier Mal durchgelesen, bevor er wieder zu seinem Gefährten ins Auto gestiegen war. Er öffnete den Umschlag und las ein fünftes Mal, diesmal laut den englischen Text:

»Hier ist der Pullover, meine Tante hat noch zwei Löcher geflickt. Ich muss leider zur nächsten Sitzung. Die Dokumente übergebt ihr bitte (persönlich!!) Vangèlis Pedàkis in Agios Nektàrios, das zwischen Chòra Sfakìon und Frangokàstello liegt. Er wohnt in einem Turm am Dorfausgang. Herzliche Grüße Anthì. – Und dann ist da

noch eine Nachschrift: Wenn ihr Lust habt, können wir an einem Wochenende nach Gàvdos fahren. Vielleicht findet sich dort eine endemische Pflanze.«

»Es braucht mindestens zehn Minuten, um diesen Text gründlich zu studieren«, spottete Massimo.

»Was denn? Ich sorge dafür, dass deine Kleider in Ordnung kommen und du bedankst dich mit Anzüglichkeiten.« Ertappt steckte er den Umschlag in die Brusttasche zurück.

»Entschuldige. Ich wollte niemandem zu nahe treten. Und wo liegt dieser Ort, den Anthì da erwähnt? Ich dachte, ihr graut vor der wilden Sfakià.«

»Gàvdos ist kein Ort in der Sfakià, es ist eine Insel etwa 40 km südlich davon.« Jean-Paul konnte wieder aufdrehen: »Der südlichste Punkt von Europa, zu erreichen mit dem Schiff ab Chòra Sfakìon. Wenn du im Karnàio nicht im falschen Augenblick aufs Klo gegangen wärest und dann noch stundenlang mit der Katze von diesem Sìphis gespielt hättest, wüsstest du das alles auch.«

Am Nachmittag erreichten sie die erste Passhöhe und schauten auf eine Landfläche hinunter, die so aussah, wie Geographielehrer die perfekte Hochebene beschreiben würden. Fruchtbares Landwirtschaftsland, unterteilt in unzählige kleine Zelgen, wo auch Getreide oder Gemüse angebaut wurde. Die nuancierten Gelb- und Grüntöne hoben sich wohltuend vom umliegenden Gebirge ab. Die Askìfou-Hochebene sah aus, als wäre ein riesiger Krater mit Humus gefüllt und planiert worden. Nur an drei Stellen wurde sie von Hügeln aufgeworfen, auf zweien waren die Überreste venezianischer Festungen zu er-

kennen, auf dem dritten, weniger hohen befand sich eine kleine Siedlung.

»Da kannst du sehen, was unsere Vorfahren angerichtet haben«, dozierte Jean-Paul weiter. »In vorgeschichtlicher Zeit waren große Teile von Kreta bewaldet. Doch schon zu Zeiten der Minoer hat man begonnen, die Wälder abzuholzen, zum Kochen, zum Heizen und um Häuser und Schiffe zu bauen.«

Massimo dachte an Alèxis Sòrbas, der zu Geld kommen wollte, indem er mit einer Drahtseilbahn Holzstämme aus den kretischen Bergen zum Meer hinunter beförderte und meinte lakonisch: »Das kann auch mal in die Hosen gehen.«

In seinem Monolog bestätigt, fuhr Jean-Paul fort:

»Das alles ging ja noch. Viel schlimmer waren die Kriege. Zur hohen Kunst der Kriegsführung gehörte nicht nur, dass möglichst viele Männer umgebracht, Frauen vergewaltigt oder als Sklavinnen verschleppt, sondern auch, dass möglichst viele Häuser und Felder zerstört und Wälder angezündet wurden.

»Folge davon war im Laufe der Jahrhunderte diese katastrophale Erosion der Gebirgslandschaft. Das Erdreich wurde durch den Regen in die Täler und durch die Flüsse ins Meer geschwemmt. Nur einige Hochebenen hatten das Glück, dass sie allseitig abgeschlossen waren und der angeschwemmte Humus zurückbehalten wurde. So wurde Askìfou zu einem fruchtbaren Garten, worin heute nebst Gemüse und Getreide auch Reben, Nuss- und Apfelbäume gedeihen. «

»Wie ein Fünfliber im Kuhfladen«, kommentierte Massimo. »Wäre sicher auch geeignet, um Hanf der allerfeinsten Sorte anzubauen. Und was hat dir Anthì sonst noch erzählt?«

»Das meiste steht im Reiseführer. Aber den schaust du ja auch nicht an. Genau so wenig wie dein heiliges Pflichtenheft. Du hast jetzt dazu noch zweieinhalb Wochen Zeit.«

»Vor allem habe ich jetzt Hunger.«

»Imbròs. Das müsste jetzt gleich auftauchen. Dahinter soll auch der Einstieg in eine Schlucht sein, die für Touristen zurechtgemacht worden ist. Da gibt es sicher was zu futtern.«

Die Straße folgte dem Kraterrand und erlaubte noch einen letzten Blick auf die fruchtbare Ebene, dann stieg sie erneut an, erreichte einen Sattel, von dem eine zwar asphaltierte, jedoch halsbrecherisch angelegte Straße abzweigte und zu einem Nirgendwo hinaufzuführen schien, das irgendwo hoch oben in den Bergen liegen musste.

»A-s-f-e-n-d-o-u«, buchstabierte Jean-Paul, und dann: »K-a-l-i-k-r-a-t-i-s. Ist dir auch aufgefallen, wie hier alle Wegweiser durchlöchert sind? Scheint wirklich eine heiße Gegend zu sein.«

Doch Massimo blieb keine Zeit, auf Wegweiser zu achten. Er musste brüsk abbremsen – ein dunkler Schatten, vielleicht eine Katze, war über die Straße gehuscht und ihm beinahe vor die Räder geraten.

Nur zwei Sekunden später kam hinter einem Felsvorsprung ein Autobus entgegen. Reflexartig riss er das Steuer herum und hielt im Straßengraben an. Danach kam ein zweiter, ein dritter Bus. Es wollte nicht mehr aufhören.

»Was zum Teufel soll denn das? Alles Touristen. Sieht aus wie ein Exodus.«

Neun Busse hatte Jean-Paul gezählt, dann war der Spuk vorbei. Mit weichen Knien steuerte Massimo den Wagen bis nach Imbròs.

»Hier werden wir etwas essen.«

16

Wie eine riesige, unendlich träge, mit dem Verdauen von Unverdaubarem beschäftigte Schlange lag die frisch geteerte und mit einer doppelten Sicherheitslinie markierte Straße an der Westflanke der Imbròs-Schlucht in der kargen Landschaft und leitete auf ihrem gelbschwarzen Asphaltrücken die beiden Schweizer an die kretische Südküste.

»Kannst du mal anhalten? Das muss die Ebene von Frangokàstello sein.« Massimo zog hinter der Sonnenblende die Straßenkarte hervor.

Sie stiegen aus. Man blickte über eine mehrere Quadratkilometer große Landzunge, die sich vom etwas zurückgesetzten, schroff ansteigenden Gebirge in einer sanften Neigung bis zum Meer erstreckte. Die untergehende Sonne ließ den abgelegenen Landstrich in geheimnisvollem Licht erscheinen.

Dörfer mit weiß getünchten Häusern am Fuß der blau schimmernden Berge sahen aus wie Schwalbennester. Längs der Küstenstraße war eine Siedlung mit mehrgeschossigen Gebäuden zu erkennen, in denen man Hotels, Tavernen oder Geschäfte vermuten durfte.

Die Ebene selbst war kaum überbaut, sondern auf unterschiedlich großen Parzellen mit Tausenden von Olivenbäumen bepflanzt. Dazwischen gab es einige flache Baumgruppen hellerer Farbe, in denen Jean-Paul Johannisbrotbäume vermutete, und nicht zuletzt auch viele ockerfarbene Landflächen, die offenbar brach lagen. Dort, wo die Ebene ans Meer stieß, lockten lange Sandstrände.

»Kein Wunder, hat Ilona von dieser Gegend geschwärmt«, erinnerte sich der eine.

»Vor uns liegt das Paradies«, ergänzte der andere.

Sie fuhren weiter. Die Serpentinen wurden ausholender und weniger steil. Das Meer ließ jetzt einzelne Wellen erkennen, die, vom Südwestwind schräg gegen die Küste getrieben, sich an den Stränden schäumend überschlugen.

Am Straßenrand stand ein ausgebleichter Mercedes mit deutschen Kennzeichen und drei platten Reifen. Das vierte Rad fehlte. An seiner Stelle war der Wagen auf zwei Ziegelsteinen aufgebockt. Daneben zeigte ein Wegweiser nach links – die Abzweigung nach Frangokàstello.

Olivenhaine. Dazwischen lagen jene Dörfer, die sie vorher von oben gesehen hatten. Männer saßen vor den Kafènions und blickten halb neugierig, halb misstrauisch ins Auto, das im Schritttempo seinen Weg durch enge und vielfach geknickte Dorfstraßen suchte. Frauen und Mädchen waren kaum zu sehen; in einigen Küchen brannte schon Licht.

»Das nächste Dorf müsste es sein«, meldete Massimo, der Mühe hatte, sich zu orientieren, was an der Ungenauigkeit seiner Straßenkarte und den fehlenden oder unlesbar gewordenen Ortstafeln lag.

Das nächste Dorf war Agios Nektàrios. »Darf ich auch lesen, was Anthì uns geschrieben hat?« Jean-Paul zog den Umschlag hervor.

»Danke.« Eine tolle Schrift hat diese Frau, dachte Massimo und sagte: »Vangèlis soll also in einem Turm am Dorfausgang wohnen – damit meint sie bestimmt die andere Seite, hier gibt es keinen Turm.«

Das Dorf endete mit einer effeubewachsenen Mauer aus losen Steinen, die, wie man eher vermuten als erkennen konnte, schließlich in ein Gebäude überging, von dem sich nicht sagen

ließ, ob es sich im Stadium des Aufbaus oder in jenem des Zerfalls befand.

Hinter der Ruine war ein orangefarbenes Eisentor zu erkennen. »Das ist es. Das muss es sein.« Sie stiegen aus und sahen sich um. Auf dem Grundstück war ein mehrstimmiges Gebell losgegangen. Drei Hunde wurden nicht müde, dem Tor entlang hin und her zu rennen um die Ankommenden auf Distanz zu halten.

Nach einigen Augenblicken öffnete sich die Tür eines Hauses, das einen Steinwurf von der Straße entfernt in einer Mulde lag. Eine männliche Gestalt trat ins Freie, zündete eine Handlampe an und näherte sich ohne Eile den beiden Besuchern.

»Zèrvero! Fìgete!« herrschte der Mann die Hunde an, die knurrend den Schwanz einzogen und sich außerhalb des Lichtkegels auf Distanz hielten, dann trat er zum Tor, löste die Kette und öffnete den vergitterten, mit Bleimennige vorgestrichenen Flügel.

»Willkommen in der Sfakià! Anthì hat mich wissen lassen, dass ihr noch vorbeisehen werdet.« Der Mann hatte lange, etwas ungeordnete graue Haare und trug einen Bart, sprach ein perfektes Englisch und streckte den Besuchern seine Hand zum Gruß entgegen. Dann schob er das Tor ganz auf und schlug vor, den Wagen unter den Bäumen im Hof abzustellen. »Man weiß nie, was draußen geschieht«, meinte er vielsagend und bat dann die beiden auf seine Terrasse.

»Nehmt Platz. Sicher habt ihr Durst.«

Er wies auf die einfachen Holzstühle, die unter seiner Pergola um einen Steintisch standen und verschwand im Haus, um wenig später mit einer Karaffe Wasser und Gläsern zurückzukommen. Dann nahm er die Gaslampe in Betrieb.

Helles, doch angenehmes Licht.

»Anthì hat mir erzählt, wie ihr euch kennen gelernt habt. Das war ja ein tolles Ding! In der Militärbasis von Soùda ist gestern Abend prompt noch das Trinkwasser ausgegangen. Radio Mìres wurde nicht müde, darüber zu berichten.«

Vangèlis ging wieder in die Küche und kam diesmal mit Schnaps zurück. Sie nickten einander zu und stießen an.

»Woher kennst du Anthì?« wollte Jean-Paul bald einmal wissen.

»Ihre Mutter und ich haben vor bald 40 Jahren an der Universität von Salonìki studiert. Wir waren damals ein Paar. Anna hatte sich für Meeresbiologie und ich für Petro-Geologie eingeschrieben.

»Im Jahr 1967 begann in Griechenland die Zeit der Militärdiktatur. Ich war damals Herausgeber einer kommunistischen Studentenzeitschrift und kam auf die schwarze Liste der Junta. Mit Hilfe von Annas Familie gelang es mir unterzutauchen und ins Ausland zu fliehen. Leider haben wir uns danach aus den Augen verloren.

»Nach meiner Rückkehr aus dem Nahen Osten habe ich vor einigen Jahren in der Kretischen Naturschützenden Gesellschaft Anthì kennen gelernt, die ihrer verstorbenen Mutter nicht im Geringsten nachsteht.«

Jean-Paul war aufgestanden um im Panda den Umschlag zu holen. Massimo fragte nach Übernachtungsmöglichkeiten in Frangokàstello.

»Ihr dürft gerne hier schlafen, wenn ihr auf Komfort verzichten könnt«, entgegnete Vangèlis. »Ich mache uns nachher etwas zu essen, wir trinken noch ein Glas Wein und dann könnt ihr im Turmzimmer die Nacht verbringen. Erst zeige ich euch mal mein Haus, solange es noch nicht ganz dunkel ist.«

Was er „sein Haus“ nannte, befand sich zum großen Teil noch im Zustand des Rohbaus.

Die Wände bestanden aus dicken Natursteinmauern und warteten darauf, ausgemörtelt und verputzt zu werden. Neun sternförmig in die gekrümmte Außenwand eingelassene Holzbalken ließen ahnen, wo dereinst die Decke hinkommen sollte.

»Das ist das Wohnzimmer, wo später auch meine Bibliothek steht«, erklärte Vangèlis mit Stolz in der Stimme. »Die Tür rechts vom Kamin führt in das Apothìki, von dort geht eine Wendeltreppe ins Turmzimmer, wo ihr heute Nacht schlafen werdet.« Er sprach, als ob die Arbeiten kurz vor ihrem Abschluss stünden, doch den beiden Schweizern bereitete es einige Mühe sich vorzustellen, dass hier jemand in drei Monaten seine Bücher auspacken sollte.

Beim Essen erkundigte er sich nach ihren Berufen. Jean-Paul umschiffte gekonnt die Stelle mit der Bleikontamination und sprach über den Inhalt seiner Doktorarbeit, während Massimo ihm von seinen Logistikprojekten erzählte, und dass er sich überlege, trotz oder vielleicht gerade wegen des erfolgreich abgeschlossenen Auftrages von der Universität wegzugehen und sich etwas anderes zu suchen.

»Schwierig zu wechseln«, meinte er schließlich. »Wenn ich nach Hause komme, muss ich mich entscheiden. Internationale Containerlogistik ist angesagt. Wenn ich nicht mitmache, hat mein Chef keine Arbeit für mich.« Er nahm einen gehörigen Schluck aus dem Weinglas. Vangèlis schenkte nach.

»Es gibt Situationen, da bleibt nichts Anderes übrig, als aus dem System zu springen«, orakelte der Gastgeber. »Auch wenn man dabei Federn

lassen muss. Das ist auch mir so schon gegangen.« Er machte eine Pause und fuhr dann fort:

»Containerlogistik – das trifft sich ja gut. Eine Firma aus Piräus hat sich vor einigen Jahren an einem solchen Projekt versucht. Das ganze wäre darauf hinausgelaufen, dass die kleine Insel Gavdòpoula, die man von hier aus bei guten Sichtverhältnissen erkennen kann, bis knapp über den Meeresspiegel abgetragen worden wäre mit dem Ziel, einen zentralen Containerumschlagplatz für den ganzen Mitttelmeerraum zu schaffen. Für die Hafenarbeiter hätte man auf Gàvdos Unterkünfte gebaut – und in den Hotels der Südküste wahrscheinlich die Bordelle betrieben.

Die Hunde, die irgendwo im Dunkeln gedöst hatten, belferten auf einmal wieder los und rasten zum Tor hinauf. Vangèlis stand auf, packte Handlampe und eilte ihnen nach. Einige Sekunden später hörte man das Geknatter eines sich rasch entfernenden Motorrades, dann herrschte wieder Stille. Vangèlis kam zurück.

»Es gibt Leute in der Gegend, denen es lieber wäre, wenn ich nicht so genau hinsehen würde. Dazu gehört auch Jànnis, ein gebürtiger Kreter, der nach der Vertreibung des Schahs von Persien und der Machtergreifung durch Khomeini aus dem Iran herübergekommen ist, mit undurchsichtigen Methoden ein Resort aufgebaut hat und sich in der Gegend wie ein kleiner König aufführt, weshalb er in der Sfakià nur unter dem Namen Kyros bekannt ist.

»Was ihr eben gehört habt, war Giòrgios, einer seiner Trabanten, die ihm zuverlässig rapportieren, was in der Gegend gerade so läuft. Morgen, wenn ihr nach Frangokàstello hinunterfährt, wird Kyros schon wissen, dass Freunde von mir im Anzug sind.«

17

Um vom Bungalow zur nächsten Taverne zu kommen, brauchte man bloß die Straße zu überqueren. Einige Jugendliche lümmelten herum, standen neidisch um einen Kollegen mit Motorrad und traten dann einen Schritt zu Seite, um die neuen Gäste vorbeizulassen. Eine Treppe führte von der Küstenstraße zwischen zwei niedrigen Häusern nach unten auf eine hell beleuchtete Terrasse mit gut 20 Tischen, die fast alle besetzt waren.

Massimo war bemüht, trotz der prüfenden Blicke, welche jeder bleiche Neuankömmling über sich ergehen lassen musste, möglichst unverkrampft aufzutreten und rasch einen geeigneten Platz zu finden. Von den beiden Kindern, die ihm entgegenkamen, nahm er erst Kenntnis, als eines von ihnen begeistert rief:

»Papi! Papi!«

Er erstarrte, gewahrte hinter sich das vergnügte Gesicht seines Freundes und erkannte dann die Frau mit der langen Nase, die von einem Tisch aufgestanden war und auf sie zusteuerte. Ilona strahlte, gab ihm rechts und links einen Kuss und gleichzeitig noch ein wenig von ihrem braunen Bauch, den sie zwischen der zusammengeknöpften Bluse und dem Wickeljupe zeigte. Ihre Ohrengegend roch nach Meer und Kokosöl.

Dann begrüßte sie Jean-Paul, der sich nun auch in die Nähe gewagt hatte.

»Ist doch eine Wucht, dass wir uns hier wieder sehen. Kommt, setzt euch zu uns. Das ist Familie Peter, die schon öfter hier auf Urlaub war.« Sie führte die beiden zu ihrem Tisch.

Mit »Peter Peter, hinten und vorne gleich – hahaha« stellte der Mann sich vor. »Das ist Vio-

letta Peter, meine Gattin und hier saß bis vor wenigen Minuten noch Eva-Maria, unsere dreizehnjährige Tochter. Wir kommen aus Stuttgart.« Und dann ging er Richtung Küche, um etwas zu Trinken zu holen, was nur den Insidern erlaubt war – die weniger heimischen Gäste hatten ihre Bestellungen am Tisch aufzugeben.

»Na? Habt ihr einen Bungalow gekriegt?« wollte Ilona wissen.

»Ja, gleich da oben schräg gegenüber. Zwei Zimmer mit Kochgelegenheit und kleinem Balkon. Sogar einen ordentlichen Tisch gibt es; ich habe heute schon daran gearbeitet. Jean-Paul ist am Nachmittag mit dem Mietwagen in der Gegend herumgekurvt und hat, ungeachtet der Hitze nach irgendwelchen seltenen Pflanzen gesucht … «

» … und das mit Erfolg«, bestätigte dieser stolz.

Peter kam zurück, mit dem Unterarm klemmte er zwei Retsìnaflaschen gegen seinen stattlichen Bauch, in den Händen hielt er die Gläser und eine Landkarte.

»Die eine Flasche ist ein Geschenk des Hauses für die beiden Neuankömmlinge. Die andere geht auf meine Rechnung.«

Die Gläser wurden gefüllt, man prostete sich zu, nannte einander beim Vornamen. Eines musste man Ilona lassen: sie konnte mit Anfangssituationen meisterlich umgehen. Noch bevor sie ihre Zwillinge eingesammelt hatte, um sie mit Hilfe des Schoppens ins Bett zu locken, hatte sie es geschafft, eine Gruppe zu bilden, die sich nun vor dem Essen anhand der Karte über Ausflugsrouten unterhielt und Erfahrungen austauschte, wobei Peter durchblicken ließ, dass er seit Jahren den Sommer in dieser Gegend ver-

brachte und daher wissen musste, wie hier der Hase lief.

Keine Frage: er schien über eine feine Beobachtungsgabe und ein außergewöhnliches Gedächtnis zu verfügen, was ihm erlaubte, die Geschichte von Frangokàstello im Zeitraffer mitzuverfolgen, eine Geschichte, deren Neuigkeiten er seit zwei Jahrzehnten aufdatierte. Und weil Peter ein kommunikativer Mensch war und sich gerne im Zentrum des Gesprächs wusste, kannten die beiden Schweizer sowohl die langjährigen Mittelwerte des Peter'schen Urlaubs als auch die wichtigsten Höhepunkte, noch bevor das Dessert an der Reihe war. Doch es waren offenbar noch Steigerungen möglich:

»Dieses Jahr will ich mir die Küste mal vom Meer her ansehen, weshalb ich mir in Plakiàs ein Schlauchboot gemietet habe«, trumpfte er auf, »eine Zodiac Futura mit einem 36 kW-Motor, GPS und allen Schikanen. Mann, da geht vielleicht die Post ab – ja, Schatz, ich weiß, das ist nichts für dich.«

Der Seitenblick von Violetta, die im Urlaub vielleicht lieber etwas mehr Zuwendung und etwas weniger Spektakel gehabt hätte, ließ ahnen, dass in der Familie Peter der Haussegen zuweilen nicht ganz im Lot hing.

»Ich wollte in den nächsten Tagen mit Eva-Maria mal der Küste entlang Richtung Westen fahren, nach Chòra Sfakìon , dann weiter nach Loùtro und von da aus noch diese kleine Ecke bis Phoìnix, das zu biblischen Zeiten ein großer Ort und ein wichtiger Seehafen gewesen sein soll. Das würde ich mir ganz gerne mal ansehen. Ihr dürft alle mitkommen, wenn ihr wollt – keine Angst, ich habe letzten Frühling in Deutschland den A-Schein gemacht.«

Massimo nickte interessiert, Jean-Paul zögerte: »Ich spüre gerade einen kreativen Schub. Falls der anhalten sollte, würde ich gerne hier bleiben und meinen Kopf etwas arbeiten lassen.«

»Du überlegst dir das noch. Es braucht ja noch einen Tag oder zwei, bis ich mit dem Boot richtig klarkomme, dann können wir starten. Donnerstag oder so. Bis dahin dürfte auch der Südwind etwas nachgelassen haben.«

Es ging gegen elf, die meisten Gäste waren schon gegangen, als Peter vorschlug, noch einen kleinen Pintenkehr zu machen. Violetta schaute leidend in die Runde und winkte ab.

»Ich habe Kopfweh. Vielleicht bleibe ich besser hier.« Jean-Paul schien von der Idee auch nicht sonderlich begeistert zu sein und schloss sich ihr an.

»Würdest du so lieb sein und bevor du zu Bett gehst noch rasch im VW-Bus nach Konrad und Paul schauen?« Ilona hatte die Hand auf Jean-Pauls Arm gelegt und so tief in seine Augen geschaut, dass keine Widerrede aufkommen konnte. »Falls sie nicht schlafen und Durst haben sollten: es liegen noch zwei Flaschen im Handschuhfach. Tschüss!« Dann waren sie weg.

***

»Wie lange werdet ihr hier bleiben?«

Das Kopfweh musste nachgelassen haben. Violetta steckte sich eine Zigarette zwischen die vollen Lippen und zupfte ihre Spaghettiträger zurecht.

»Zwei Wochen. Voraussichtlich werden wir übers nächste Wochenende noch nach Gàvdos fahren. Ich möchte mir diese Insel sehr gerne mal ansehen, auch wegen der Vegetation, die sehr eigenartig sein soll. Warst du schon mal da?«

»Ja, aber nur einen Tag zum Baden. Ich schlafe lieber im Bett als mit den Hippies am Strand. Schade, dass ihr dann wegfährt: am Sonntag werden unsere Wirtsleute die Taufe ihres Sohnes feiern. Weil sie ein Jahr später auch noch ein Mädchen gekriegt haben, wird die Kleine auch noch gleich mitgetauft. Über 200 Gäste sind eingeladen. Und das Ganze bei Vollmond. Dann geht hier die Post ab, darauf kannst du dich verlassen.«

»Wir haben diesen Ausflug mit unseren Freunden aus Chanià schon fest abgemacht«, schummelte Jean-Paul. Er war erpicht darauf, Anthì wiederzusehen.

Der Kellner kam mit einer aufgeschnittenen Wassermelone, sechs Gabeln und fünf Gläsern Ràki.

»Wo sind denn die anderen? Isst man heute keine Melone?« Er machte große Augen.

»Die sind noch zum Kastell gelaufen, und die Eva-Maria ist vorne am Strand. Nur uns wollte keiner mitnehmen«, antwortete Violetta mit unschuldigem Gesicht. Der Kellner zuckte mit den Schultern, nahm drei Gläser zurück und stellte sie auf sein Plateau.

»Pòli dynami!« sagte er dann mit einigem Nachdruck, blinzelte Jean-Paul vergnügt zu und entfernte sich.

»Mama, wer ist denn das?« Ein pummeliges Mädchen mit lackierten Fingernägeln und viel himmelblauer Schminke auf den Augendeckeln war außer Atem zu Violetta an den Tisch getreten und schaute Jean-Paul befremdet an.

»Das ist Jean-Paul. Er und sein Freund sind erst heute angekommen – Jean-Paul, das ist Eva-Maria.« Er verzog die Mundwinkel zu einem Lächeln.

»Wo ist Papa?«

»Die sind noch ein bisschen ins Dorf.«

»Ach so. Darf ich jetzt auch zum Strand? Die Anderen sind alle schon vorne.«

»Klar, aber macht kein Feuer. Der Wind ist zu stark. Ihr könntet sonst das Schilf anzünden. Und in einer Stunde bist du wieder zurück.«

18

»Nàska!«

»Nàska!«

»Nàska, wo bist du?«

Nàska Lalòva stand auf, nahm die schmierige Gummischürze ab, hängte sie an einen Nagel beim Türrahmen, wusch sich das Hühnerblut von den Händen und stieg die Kellertreppe hoch.

Maria, die nach dem Tod ihres Mannes das Zepter des Hotels Kokinì Ginì in Komitàdes übernommen hatte und seither mit eiserner Hand führte, stand ungeduldig hinter dem Tresen der zum Hotel gehörenden Taverne, befahl, sofort eine frische Druckflasche an den Bierzapfhahn zu schließen, zupfte noch zwei Flaumfedern aus Nàskas schwarzem Haar und sagte dann mit gedämpfter Stimme:

»Wir haben einen neuen Gast. Ein Amerikaner. Mach im ersten Stock das Zimmer 7 bereit. Hühner rupfen kannst du später auch noch. Nimm besser noch eines dazu, Herr Pomano bleibt einige Tage und hat sicher Appetit.«

John hatte seinen großen Koffer im Kokinì Ginì deponiert. In einer Stunde würde sein Zimmer bereit sein, hatte man ihm versprochen. Jetzt saß er im Kafènion vis-à-vis vom Polizeiposten auf einem für ihn viel zu kleinen Holzstuhl und spielte mit Wachtmeister Paramìthos Tàvli.

Das Interesse der Polizei an seiner Geschichte hatte sich in Grenzen gehalten. Weil aber der Kollege des Polizisten wegen einer Hochzeitsfeier Urlaub erhalten hatte und einige Tage auf dem Festland weilte, war Paramìthos froh, dass er in John einen ebenso leidenschaftlichen Tàvlispieler gefunden hatte, wie er selbst einer war. Nicht

ganz frei von Eigennutz hatte er ihm daher geraten, doch hier im Dorf ein Zimmer zu mieten, bis die Situation mit den Grundstücken geklärt sei.

»Wieviel steht's?« fragte Paramìthos, nachdem er einen losen Stiftzahn wieder in die richtige Position geschoben und hinter der Vitrine sein Ràkiglas nachgefüllt hatte, was vom greisen Besitzer der Bar durch einem weiteren zittrigen Kreidestrich an der Wandtafel quittiert wurde.

»Sechs zu sechs. Du kannst beginnen. Jetzt geht es um die Wurst.«

Der aufgeklappte, abgegriffene Holzkasten schepperte spitz, wenn die Würfel geworfen und die Spielsteine verschoben wurden. Einen der grünen Steine, der seit einigen Tagen fehlte, pflegte der Polizist beim Spiel jeweils durch eine Patrone aus seiner Dienstpistole zu ersetzen.

John hatte diesmal Pech. Nach knapp zehn Minuten hatte der Ordnungshüter alle strategisch wichtigen Positionen besetzt. Zwei von Johns Steinen lagen blockiert auf dem Rahmen des Kastens, und er musste machtlos zusehen, wie Paramìthos seine eigenen systematisch aus dem Spiel nahm.

»Sieben zu Sechs.« Paramìthos klappte das Spiel zu, nachdem er die Kugel wieder ins Magazin seiner Dienstpistole hinein gedrückt hatte. »Unglück im Spiel – Glück in der Liebe, sagen wir in Griechenland«, und er lachte dem Dicken frech ins Gesicht.

»Okay, Lyko, du hast gewonnen, und unsere Abmachung gilt. Ich übernehme die Zeche und wir nehmen morgen deinen Dienstwagen und sehen uns die Grundstücke an.«

Paramìthos runzelte die Stirn, streckte sein massives Kinn nach vorne und blickte streng nach oben. »Morgen geht nicht. Da muss ich einen Rapport für den Präfekten in Chanià schrei-

ben. Erledigen wir das besser übermorgen. Das Land läuft dir nicht davon.« Er bestellte eine Packung Karelia Lights und zündete sich eine Zigarette an. »Aber wir könnten morgen Nachmittag wieder ein Spielchen machen, was meinst du?«

John gab sich zufrieden. Er nickte, stand auf, bezahlte, wunderte sich, dass vier Ràki und drei Kaffees nur sechs Euro kosteten und ging dann, was in dieser Gegend ungewöhnlich war und sich höchstens durch das Fehlen eines Autos erklären ließ, die 150 Meter bis zum Kokinì Ginì zu Fuß um vor dem Abendessen noch sein Zimmer zu beziehen und sich frisch zu machen.

Die rothaarige Wirtin nickte grüßend und reichte ihm den Zimmerschlüssel. Nicht ganz mühelos schleifte John den Koffer hinter sich die Treppe hoch.

Das Hotel war ein dreigeschossiges Gebäude. Im Parterre befand sich die Taverne, die Küche und ein Mini Market. Im ersten Stock gab es sieben Zimmer, wobei die ersten vier auf der Straßenseite lagen und bei sonst fehlender Nachfrage an die im Dorf arbeitenden Bulgaren vermietet wurden, während die Nummern fünf, sechs und sieben gegen das Meer öffneten und für die leider viel zu seltenen Feriengäste gedacht waren. Der hohen Räume wegen hatte man schon vom ersten Stock aus einen atemberaubenden Blick über das Nachbarhaus hinweg auf das Libysche Meer.

Das oberste Geschoss schließlich bestand erst im Rohbau, hatte weder Fenster noch Türen und hob sich mit seinen ockerfarbenen Ziegelsteinen deutlich vom übrigen Ortsbild ab. Hier hatte die rote Maria den Sommer über noch zwei albanische Bauarbeiter einquartiert.

John beschloss, erst zu duschen und sich nachher noch etwas hinzulegen, warf seine ver-

schwitzten Kleider auf den Boden und ging ins Bad. In der von der Decke herunterhängenden Lampenfassung fehlte die Glühbirne. Er ließ, um nicht ganz im Dunkeln zu stehen, die Badezimmertür offen, zwängte sich in die viel zu enge Duschkabine, schob ihre Tür zu, drehte am Hahn, ließ einige Minuten lauwarmes Wasser über seinen Körper laufen und seifte sich ab, so gut es ging.

»Mr. Pomano?« Es hatte an die Zimmertür geklopft.

»Yes?« rief John überrascht, was von der Frau im Gang als Aufforderung angesehen wurde einzutreten. Es war, wie er durch die strukturierte Kabinentür nur vermuten konnte, die schwarze Bulgarin.

»Störe ich Sie vielleicht gerade? Ich kann auch später kommen.« – »Neinein, bleiben Sie nur, ich bin gleich fertig.« Hilfsbereit wurde ihm eines der Badetücher, die zusammengefaltet auf dem Bett lagen, zur Tür hinein gereicht. John quetschte sich aus der Kabine, nahm es dankbar an und trocknete sich in Rekordzeit ab. Dann wickelte er es um seinen Bauch, zurrte es fest und trat in voller Größe ins Zimmer.

»Ich bringe ihnen noch die Glühbirne, die kaputtgegangen ist.« Er machte einen Schritt zur Seite. Nàska stellte den Stuhl unter die Lampe, stieg hinauf, stellte sich auf die Zehenspitzen um zur Fassung zu gelangen.

Johns Blick wanderte an ihrem Körper herunter. Er bemerkte den roten Tanga, der sich um ihre Hüften spannte und fühlte unvermittelt einen vegetativen Impuls zwischen den Beinen.

»So.« Sie stieg herunter und lächelte. »Das hätten wir. Überprüfen Sie, ob alles funktioniert.« John trat zum Schalter und kippte. Die Birne strahlte.

»Ich bin immer hier, falls Sie noch etwas benötigen. Entweder arbeite ich unten oder ich bin auf meinem Zimmer. Und dies ist ein Willkommensgeschenk des Hauses.« Nàska wies auf den kleinen Messingkelch mit Fruchtbonbons, den sie beim Eintreten unbemerkt auf den Tisch gestellt hatte, lächelte ein letztes Mal, trat auf den Gang hinaus und schloss die Tür hinter sich.

John Pomano setzte sich mit weichen Knien auf den Bettrand, griff nach der Schale und steckte sich zwei Himbeerbonbons in den Mund.

19

»So, und jetzt schauen wir noch bei Kyros rein. Das ist dieser Perser, der sich hierher abgesetzt und in den letzten Jahren ein bemerkenswertes Imperium errichtet hat. Das musst du dir jetzt mal genau ansehen, Massimo.«

Ilona, die bis jetzt beim Peter'schen Pintenkehr wacker mitgehalten hatte, zögerte plötzlich: »Ich glaube, ich gehe zurück. Ich habe nicht genug Knete dabei und bin außerdem müde. Ich schau besser mal nach den Kids. – Tschüss ihr Lieben, bis morgen.«

Peter zuckte die Schultern und meinte, als sie sich voneinander entfernt hatten: »Komisch, die Frau war doch bisher für Aktionen dieser Art stets zu haben. Komm, wir gehen hinüber. Du wirst dich wundern.«

Kurz danach standen sie vor dem Eingang des Resorts, das durch einen Zaun aus Armierungsnetzen eingegrenzt war. Ein mehr als mannshoher Galgen stand daneben, von welchem an zwei Ketten befestigt ein massives Holzbrett herunterhing, worauf man lesen konnte: KYROS BEACH RESORT.

Beim Pförtnerhäuschen stand ein muskulöser Afrikaner mit weißem T-Shirt, der, als er Peter erkannte, diesen mit angemessener Unterwürfigkeit grüsste, einen Schritt zurücktrat und die beiden einließ. Vom Parkplatz aus war nur eine fensterlose U-förmige Mauer aus Schaumbetonsteinen zu erkennen gewesen, die den Blick auf das Meer behinderte. Nachdem sie einige raffiniert hingepflanzte, den warmen Südwind und neugierige Blicke abhaltende Tamarisken hinter sich gelassen hatten, wurde das Hauptgebäude von vorne sichtbar.

In seinem Innern lehnten sich der Empfang, die Küche sowie verschiedene Wirtschaftsräume, Toiletten und Separees in amerikanischem Kolonialstil an die Umfassungsmauer und bildeten so die Kulisse der eigentlichen Gaststätte mit zahlreichen schummerig beleuchteten Nischen, Tischlein, Sichtblenden und Pflanzen. Unpassendes, auf alt getrimmtes Messing und roter Plüsch.

Im Zentrum der Anlage befand sich eine Bar aus gemauerten Natursteinen. Der Barkeeper bewegte langsam die Lippen während er versuchte, ein Kreuzworträtsel zu lösen.

Das Gebäude trug ein enormes Dach aus Klosterziegeln, das in keiner Art und Weise in diese Gegend passte. Am linken Ende der U-Mauer gab es einen Kiosk, am rechten Ende war ein zweistöckiges Gebäude in ähnlichem Stil angebaut, dessen Scheiben im Erdgeschoss von innen mit Packpapier beklebt waren. Eine Außentreppe aus dunkel gebeiztem Holz führte zum Obergeschoss, wo hinter Lamellenstoren noch Licht brannte.

Die offene Seite des Komplexes gab den Blick frei auf das Libysche Meer, das im Schein des zunehmenden Mondes schimmerte und dessen Wellen sich bei ihrer Annäherung ans Land gleichmäßig rauschend aufrieben.

Zu dieser späten Stunde gab es nicht sehr viele Gäste. »Der Perser arbeitet mit Schleppern. Er bezahlt die Buschauffeure, wenn sie ihm die Touristen zuhalten, die sich in der Mittagshitze das Kastell ansehen.« Peter griff nach der in Kunstleder gebundenen Getränkekarte, die auf dem Tisch lag. Auf der dritten Seite stand in deutscher Sprache: „Unsere Spezialitäten“ und darunter: „Kennen Sie Dugh? Dugh, diese Mischung aus Mineralwasser, Joghurt, getrockneter Pfeffermin-

ze und etwas Salz ist eine persische Spezialität und hilft sofort gegen Durst und Erschöpfungszustände."

Peter verzog das Gesicht und blätterte weiter. Dann hellte sich seine Miene auf und er rief: »Das musst du versuchen, hier gibt's diesen berühmten B52 Cocktail, genau so was brauche ich jetzt, so 'ne Brandbombe aus Vietnam.«

Dies ist wohl das Peter-Prinzip, dachte Massimo, man trinkt und trinkt, bis man besoffen ist. Er bestellte für sich einen doppelten Espresso um die Müdigkeit zu vertreiben, die sich langsam einzustellen begann.

Der Andere schien indessen davon nichts zu verspüren, im Gegenteil: der Alkohol machte ihn je länger desto munterer und lockerte die Zunge. Nach zehn Minuten, als er endlich sein mit blauer Flamme brennendes Veteranengetränk erhalten und schlürfend und mit gierigen Augen die ersten Schlucke genossen hatte, sah er erst vorsichtig um sich, schob dann den Kopf vor, machte ein pfiffiges Gesicht und schaute Massimo durch seine randlose Brille scharf an:

»Es gibt noch einen anderen Grund, wieso ich dieses teure Schlauchboot gemietet habe«, geheimnisste er.

»Ach?«

»Kannst du schweigen?«

»Wie ein Urnengrab.«

»Meine Beobachtungen der vergangenen Jahre lassen den Schluss zu, dass dieser Perser sein Geld nicht ehrenhaft verdient.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Er könnte mit dem Gewinn, den er im Schnitt übers Jahr macht, kaum seinen Mercedes finanzieren, der ihn alles in allem fast 1000 Euro pro Monat kostet. Er muss sein Einkommen aufbessern. Ich habe alles nachgerechnet.«

»Wie tut er das?«

Peter kam noch näher und sagte: »Indem er schmuggelt. Kokain, Heroin oder sonst was.«

Die Geschichten, die Peter zum Besten gab, wurden immer bunter. »Ach? Und wie soll das ablaufen?« Massimo begann ernsthaft an der Verfassung seines Begleiters zu zweifeln.

»Pass auf: als Kunde schickst du eine SMS mit der genauen Position einer Boje irgendwo weit im Meer draußen an die Adresse deines Lieferanten und hinterlegst in dieser Boje den vereinbarten Geldbetrag, für den du Stoff kaufen willst. Ein oder zwei Tage später fährt im Morgengrauen ein Fischkutter vorbei, hält einige Minuten an, wie das solche Schiffe des Öfteren hier vor der Küste tun, tauscht Geld gegen weißes Pulver und fährt weiter. Anschließend kriegst du eine SMS und holst die Schose ab.«

»Die Idee wurde wohl bei einem venezianischen Milchmann abgekupfert.« Dann wurde Massimo wieder ernst: » Und was hat das Ganze mit deinem Boot zu tun?«

»Das Boot ist erforderlich, um den Fall aufzuklären. Ich habe einen Winkelmesser und ein GPS dazu gemietet. Diese Woche werde ich die Bojenposition auf der Karte ermitteln. Nächste Woche fahre ich raus. In der Regel fährt der Kutter am Dienstag und am Donnerstag vorbei.«

»Wie hast du das herausgefunden?« Massimo wusste noch nicht, ob er es mit einem Irren, mit einem verkannten Genie oder ganz einfach mit einem Besoffenen zu tun hatte.

»Weil ich frühmorgens immer pinkeln muss. Danach sitze ich jeweils noch einige Zeit auf dem Balkon und genieße den Morgen. Und da habe ich eben im Lauf der letzten Urlaube festgestellt, dass es Tage gibt, an denen immer derselbe Kutter vorbeikommt und in der Dämmerung in einer

Distanz von etwa 5 Kilometern kurz anhält, und dass noch am gleichen Morgen, vielleicht eine Stunde später eine Motorjacht an die genau gleiche Stelle fährt, ebenfalls anhält und wenig später, nachdem sie eine kleine Ablenkungsschlaufe gezogen hat, wieder friedlich in den Bootshafen vor dem Kastell zurücktuckert – egal, ob es draußen Fische hat oder nicht. Und diese Jacht gehört Kyros.«

»Woher weißt du, ob es Fische hat?«

»Wo keine Fische sind, sind auch keine Fischerboote, so einfach ist das.« Er machte eine Pause. »Nun? Was hältst du von der Geschichte?«

Massimo machte ein ungläubiges Gesicht. Peter dagegen schien von seiner Theorie überzeugt zu sein und ließ sich durch dessen Zweifel nicht beirren. Bald hatte er den Schweizer, wo er ihn haben wollte:

»Niemand kann uns hindern, der Sache auf den Grund zu gehen. Wenn der Kutter sich das nächste Mal nähert, hole ich dich aus dem Bett, wir fahren in großem Bogen von außen an die Boje und haben Zeit, sie uns anzusehen, bevor Kyros sich auf den Weg macht. Wenn da nichts ist, fahren wir zurück, setzen uns entspannt an den Frühstückstisch und deklarieren das Ganze als Testfahrt für das Navigationssystem. Und wenn da etwas ist … «

»Und wenn da etwas ist?«

Peter machte ein pfiffiges Gesicht und meinte:

»Dann werden wir die geeigneten Maßnahmen treffen.«

Zwischenspiel

Beladen wie ein Packesel. Rucksack, Kleider, Laptop, den ich über ein Starterkabel jeweils an der Batterie meines Mietwagens aufgeladen habe, ein Schreibblech mit unzähligen Zetteln und Notizen, die Resultate meiner Recherchen, auch ein Blechkanister mit Olivenöl darf nicht fehlen, eine Planrolle, die Fototasche mit Büchern, aber ohne Kamera, was gäbe es denn noch zu fotografieren, jeden Handlungsort kenne ich in- und auswendig, bin hingefahren, über Zäune gestiegen, habe mir abgeblätterten Putz und Rost und hässliche Rohbauten angesehen und mir dabei Schrammen geholt; alles minutiös, doch im Geiste bereits verfremdet notiert, skizziert; geprüft, ob es sich als Hintergrund eignet, wohl wissend, dass am Schluss nur wenig davon Verwendung finden kann; jedes Detail in mich her-ein-ge-sogen, ab-ge-tastet, gegriffen, ge-rochen, be-gangen, ge-kostet, er-fahren, erschaut, – erwogen und vielleicht als geeignet befunden.

Schwieriger zu beschreiben seid ihr, die Akteure, die ihr durch euer virtuelles Schicksal dazu verdammt seid, vor diesen Kulissen meiner Wahl zu leben, die ihr vielleicht Freunde oder Feinde, Geschöpfe meiner Begierde oder Ziele meines Spotts seid.

Hin- und hergerissen bin ich durch die Frage, ob ich in eurem Umfeld gar nicht oder vielleicht gerade deshalb zu recherchieren habe, weil ihr aus mir selber entspringt, aus meinen Erfahrungen, meinen Freuden und Ängsten, Komplexen und Klischees.

Ihr seid wirklich zu bemitleiden.

Ach, wie leicht fällt es am Anfang, eure schwankenden Gestalten aus der Feder zu kitzeln, euch sprechen zu hören, euch solange miteinander Kasper und Polizist spielen zu lassen, bis die ersten Widersprüche sich abzeichnen, sich aufzutürmen beginnen und nicht mehr auszuräumen sind, wenn die Katze zum

Krokodil wird, wenn die Kapriolen, die jeder von euch zwecks Handlungslogik nach meiner straffen Regie auszuführen hat, zu grotesk und zu spagatös werden, niemandem mehr zumutbar sind und ich in euren Lebensplan eingreifen muss, nein, ihr habt einander noch nie gesehen, nein, die Großmutter lebt noch, aber nicht in Italien, nein, der Kasper muss eine grüne Jacke tragen, nein, die Einheit von Ort, Zeit und Handlung muss hier gewahrt bleiben, mindestens in den großen Linien.

Etwas Göttliches haftet an diesem Akt.

Nie hätte ich gedacht, dass der auf eurem Rücken zelebrierte Seelenstriptease mir so nahe geht. Diese Auftritte auf den privaten Laufstegen der ach! so geschätzten Leserschaft, welche noch Bücher in die Hand nimmt, weil sie will, dass bei Choreographie, Beleuchtung und Betonung ihre eigenen Vorstellungen in die Handlung einfließen und sich vermischen mit dem von mir Niedergeschriebenen, was vielleicht zu Kritik und Missverständnissen, vielleicht auch zur Klärung, Belustigung, Bestätigung oder auch bloß zu Langeweile und Kopfschütteln und danach zu Papiersammlungen, bestenfalls in Antiquariate führt – sollte der Mittler dieser ungleichen Zusammenarbeit wider Erwarten in Druck gegangen sein.

Denn jetzt bin ich, wie ich meine, bei der letzten Hülle angelangt, will endlich der Leserschaft soweit es schicklich ist meine innerste Mitspielerin vorstellen, deren Wesen aus dem bisher gesagten nur andeutungsweise hervorging und die mich antreibt, die Handlung weiter laufen zu lassen, weil sie, die ich zwecks Menschwerdung zu pflegen und zu lieben habe, endlich ihre Kraft auf den Boden bringen, integriert und damit erlöst werden will.

Wann endlich finde ich dieses Wesen, in welches meine Anima zu schlüpfen bereit ist?

Die Nachtschiffe sind eingelaufen. Der Straßenverkehr strebt seinem morgendlichen Höhepunkt zu.

Ich stürze mich mit Sack und Pack über die Straße und erreiche keuchend diesen fünfgeschossigen neuklassizistischen Kasten mit der einen abgerundeten Ecke, der unter anderem die Metrostation von Piräus beherbergt.

Das Leben beginnt.

Auf beiden Gleisen des Bahnsteigs stehen Züge Richtung Athen bereit. Der rechte ist schon mit Passagieren besetzt und dürfte demnächst abfahren. Ich steige ein. Rucksack, Olivenöl und Planrolle werden verstaut, die Fototasche behalte ich in den Händen – Piräus ist nicht Venedig, doch das konnte ich damals noch nicht wissen. Ich setze mich auf einen Klappsessel neben der Tür und sehe mich unauffällig um.

Menschen, die vor einer halben Stunde aufgestanden sind und jetzt zur Arbeit fahren. Stumpfe Gesichter, vor sich auf den Boden stierend.

Ein Hupsignal. Die Schiebetüren schließen zischend, der Zug beginnt, aus der Station zu holpern.

Gesprochen wird kaum. Jemanden anzusprechen, den man nicht kennt, gilt auch in der Metro als suspekt.

Zwei Frauen neben mir, vielleicht Arbeitskolleginnen, drücken mit langen Fingernägeln auf den Tasten ihrer Telefone herum und zeigen einander gluckernd die SMS, die männiglich ihnen in den letzten Tagen geschickt hat.

Hinter meinem Rücken erfolgt die unbeabsichtigte Paarung der Duftnote eines billigen Parfums mit jener eines aufdringlichen Rasierwassers.

Ein Junge steigt zu, der, um nicht betteln zu müssen, Papiertaschentücher für einen Euro die Packung verkauft.

Alle sind sie so unglaublich gewöhnlich, so wie diese Anthì nicht sein darf, sie muss etwas Besonderes sein, es kommt nicht in Frage, dass ich ein halbes Leben gelebt und nach ihr gesucht habe um festzustellen, dass mein Innerstes langweilig und gewöhnlich

ist und deshalb im Kontext der Integration meiner Persönlichkeit demnächst versagen wird –

Da! Das ist sie. Die soll es sein.

Von mir unbemerkt muss sie in Kalithèa zugestiegen sein. Was feststehen wird, noch bevor ich sie gesehen habe: zierlicher als erwartet, blauäugig, schwarze gewellte Haare. Den Geruch konnte der Protagonist bereits erahnen. Auch ihre Stimme hat Massimo unlängst vernehmen dürfen. Dass sie auf ihrer Wange ein reizendes Muttermal trägt, kann den beiden im Karnàio nicht entgangen sein, ich hingegen sehe es erst jetzt.

Mit der rechten Hand hält sie sich an einer Stange fest. Ein etwas altmodischer Ring aus weißem Metall mit einem blauen ovalen Stein fällt auf. Dunkelblaue unverzierte Jeans, wie sie in Griechenland schon bald zur Nationaltracht geworden sind, eine blaugrüne Bluse, kein BH – was hierzulande eher die Ausnahme ist.

Sie könnte Linkshänderin sein, geht es mir durch den Kopf. In ihrer linken Hand hält Anthì ein Plastikmäppchen mit einigen transparenten Folien jener Art, wie man sie für Präsentationen vorbereitet. Leider gelingt es mir nicht, zu lesen was draufsteht, weil die Folien übereinander liegen und ich der griechischen Spiegelschrift unkundig bin. Das einzige, was ich erkennen kann, sind diese widerwärtigen Paragraphenzeichen: §. Ich wusste nicht, dass sie in Griechenland auch Verwendung finden, bin anhin war dieser Haken für mich in Verbindung mit der Zahl 218 der Inbegriff deutscher Rechtslastigkeit.

Leute steigen zu. Ein breitschultriger Polizist in Uniform stellt sich genau da hin, wo er nicht stehen soll, was meine Morgenbetrachtung empfindlich stört. Ihr hübscher Kopf reicht gerade bis zu seinen Achselpatten – sein Inhalt sicherlich weit darüber hinaus.

Vielleicht besser, dass sich die U-Bahn nun bei jeder Station mehr füllt. Unter keinen Umständen

möchte ich von der kleinen Frau bei diesem kreativen Akt ertappt werden, wo ich mir mein inneres Gegenüber erschaffe, das sich viele Jahre nachher, wenn Anthì nicht mehr so wie seinerzeit auch ihre Mutter in Thessaloniki studiert oder wie gerade heute in Athen als Assistentin ein Seminar zu leiten hat, sondern in Chanià eine eigene Anwaltspraxis und ein engagiertes öffentliches Leben führt und sich mit überraschender Spontaneität zu den zwei beneidenswerten Schweizern gesellen wird, denen das Glück zufällt, mit ihr meine Geschichte erleben zu müssen.

Als Letztes stirbt die Hoffnung. Die Hoffnung, dass wir an der gleichen Haltestelle aussteigen.

Ich weiß nicht, war es Kalliòpe, Klìo oder Erato, aber eine dieser Musen muss mich geküsst haben: nachdem das eilends zusammengeraffte Gepäck durch die Tür gequetscht worden ist und ich etwas hilflos auf dem zu dieser Stunde noch menschenleeren Bahnsteig der Haltestelle Monastiràki stehe, geht Anthì an mir vorbei.

Lächelt mir zu …

Steigt ruhig die Treppe hoch. Ich sehe ihr nach, freue mich an jedem ihrer Schritte, selbst wenn sie sich dabei von mir entfernt. Wie leicht sie ihre hellbraunen Timberlands auf die Kanten der gusseisernen Stufen setzt. Wie die Falten der seidenen Bluse im Maß ihrer Bewegung die Richtung ändern. Wie ihr straffer Po von den engen Jeans rhythmisch gekost wird –

Als ich endlich mit meinem ganzen Ballast schnaufend, nein, keuchend den Ausgang der Metro erreiche, ist Anthì längst über alle Berge.

20

Der feuchtwarme Wind aus Südwesten wollte nicht nachlassen. Mit zerzausten Haaren war heute Mittag der größte Teil der Wandergruppe vorzeitig von ihrem Tagesausflug zurückgekehrt. Nur der harte Kern um Rudi, den Leiter hatte sich durch den Wind nicht davon abschrecken lassen, noch weiter, an die Südküste von Gàvdos und bis zum Meer hinunter zu gehen um dort in einer abgelegenen Bucht ein Bad zu nehmen.

Die übrigen hatten jetzt in der windgeschützten Ecke der Terrasse ihre Tische in eine Reihe gestellt und für das Mittagessen hergerichtet. Nach vier Tagen fühlten sie sich hier so gut wie zu Hause, bedienten sich ungehemmt in den Kühlschränken beiderseits des blau gestrichenen Kücheneingangs, die nicht nur die Getränke der Taverne, sondern auch jene Speisen kühl hielten, die sie aus Sparsamkeit von Kreta mit herübergebracht hatten, denn soviel stand fest: Gàvdos war kein billiges Pflaster.

Manòlis, der Inhaber der Taverne am Kòrvos Beach, war früher Fischer gewesen. Sein heutiges Auskommen verdankte er Wandergruppen wie dieser, die jeden Sommer einige Tage auf Gàvdos zubrachten, bei ihm übernachteten und sich auf seiner für die Leistungsfähigkeit der Küche etwas groß geratenen Terrasse verköstigen ließen. Darüber hinaus bot er auch Taxidienste mit dem Pickup oder mit dem Fischerboot an, was von den Gästen sehr geschätzt wurde.

Einige Tische von der touristischen Betriebsamkeit entfernt schaute Theòdoros Fòskolos teilnahmslos dem Treiben der pensionierten Wandervögel zu. Für ihn war das schlechte Wetter besonders fatal. Seit mehreren Tagen saß er hier auf der Insel fest. Die Überfahrt von Gàvdos

nach Gavdòpoula war schon bei ruhiger See mit der Pegasus, seinem Schlauchboot ein kleines Abenteuer, doch beim momentanen Seegang war an ein sicheres Übersetzen mit Geräten und Werkzeugen gar nicht zu denken.

Erschwerend kam hinzu, dass Fòskolos seine Arbeiten durchführen wollte, ohne die Bewohner von Gàvdos zu beunruhigen. Er hatte sich deshalb als Schriftsteller ausgegeben, der die Einsamkeit der Insel suchte, um ein Buch fertig zu schreiben. Schriftsteller war ein Zauberwort, das viele Türen öffnete.

Niemand hatte sich gewundert, wenn er bis zum Einsetzen des Windes, der ihm jetzt einen Strich durch die Rechnung machte, täglich mit dem gemieteten Motorrad zum Hafen hinunter und von dort mit seinem Schlauchboot nach Gavdòpoula weitergefahren war.

Und was konnte man sich Einsameres vorstellen als diesen trostlosen Steinhaufen Gavdòpoula, dieses Epizentrum des Nichts mit einer Fläche von zwei Quadratkilometern, dessen höchste Stelle 113 Meter aus dem Libyschen Meer herausragte, wo es kein Süßwasser und kaum Vegetation gab, auf dem ein paar hundert Vögel nisteten und wo merkwürdigerweise auch ein halbes Dutzend Ziegen hausten, von denen man nicht einmal genau wusste, wie sie sich ernährten.

Ingenieur Fòskolos hatte es sich seinerzeit einfacher vorgestellt, bei Null anzufangen.

Seinerzeit – das war vor sechs Jahren gewesen, als er noch bei Trans Hermetic angestellt war, im Namen der Firma das Land erworben und danach den Masterplan für einen von der Handelsschifffahrt so dringend benötigten Containerhafen entwickelt hatte. Alles war gut gegangen, bis einer seiner tüchtigsten Mitarbeiter

realisierte, dass für das Projekt Kalypso noch verschiedene ökologische Fragen offen waren, und hartnäckig darauf bestand, dass den meeresbiologischen Abklärungen mehr Gewicht verliehen wurde. Doch diese hätten sein Projekt massiv in Verzug gebracht. Zudem fehlte das Geld.

Dieser Querdenker erklärte sich gegenüber der Geschäftsleitung von Trans Hermetic als außerstande, unter solchen Voraussetzungen noch an Kalypso zu arbeiten, worauf er von Markàkis kurzerhand als Petro-Geologe in den Nahen Osten versetzt wurde.

Kurze Zeit später erfuhren die Medien von der Sache. Deutsche Freaks, die den Sommer seit Jahren auf der Insel zubrachten, sammelten zu Hause Unterschriften und reichten sie bei den europäischen Behörden ein, worauf Gàvdos ohne großes Federlesen zum europäischen Schutzgebiet erklärt wurde.

Um nach außen glaubhaft zu machen, dass dieses Projekt beendet war, wurde Fòskolos daraufhin von Trans Hermetic entlassen. Seither bearbeitete er für diese Firma als selbständiger Ingenieur ähnliche oder mit seiner früheren Tätigkeit in unmittelbarem Zusammenhang stehende Aufgaben von seinem eigenen Büro in Kifisìa aus.

Für die Containerschifffahrt hingegen stand die Zeit nicht still. Das Projekt Kalypso war zwar vorübergehend auf Eis gelegt, jedoch noch längst nicht gestorben, denn Trans Hermetic hatte seinerzeit viel zu viel Geld in die Vorarbeiten und in den Erwerb der Insel investiert. Halbherzig hatte Fòskolos für seinen Schwiegervater Markàkis in den letzten Jahren nach anderen Lösungen gesucht.

Als Alternative war nun auch der alte Militärflugplatz von Timbàki am Golf von Messàra im Gespräch. Die Entscheidung würde erst in einigen Monaten fallen, doch für ihn stand fest, dass die Politiker eher Gàvdos opfern würden als die Bucht von Messàra, wo Orte wie Màtala, Phaìstos und Agia Galìni vom Tourismus lebten.

Dann würde er, Ingenieur Fòskolos der Mann der Stunde sein.

Der Mann, der im Auftrag von Trans Hermetic das Milliarden-Projekt weiter verfolgen, den Generalunternehmer bei den Verhandlungen mit den Projektpartnern vertreten und last not least die Oberaufsicht über die Bauleitung übernehmen würde. Hinzu kämen die Tests für die Einführung des intelligenten Containers, sowie die Implementierung des EDV-Leitsystems.

Fòskolos wäre bis an sein Lebensende saniert, ganz abgesehen davon, dass auch bei Trans Hermetic Aufträge in der Höhe von mindestens 40 Millionen Euro hängenblieben.

Die Nymphe Kalypso fand Gefallen an ihm, das stand fest. Vielleicht war dies der Grund, weshalb sie ihn die vergangenen sechs Jahre im Geiste an diese Insel gefesselt hatte.

Nur ganz selten, etwa wenn Zeus und Poseidon mit Wind und Wellen in seine Pläne pfuschten und ihn wie in der vergangenen Woche mit ihrem überheblichen Spiel tagelang auf der Terrasse aushielten, war er nicht mehr ganz sicher, ob er sich als Homer oder als Odysseus, als Schriftsteller oder Heldenfigur, als Täter oder als Opfer zu betrachten hatte.

21

Als Massimo von seinem Morgenspaziergang zurück kam, waren die meisten Feriengäste schon zu den Stränden gegangen. Widerwillig setzte er sich mit dem Pflichtenheft in eine Ecke der entvölkerten Tavernenterrasse und begann das beinahe 70 Seiten starke Dokument genauer anzusehen.

Schon die Sprache war zum Kotzen.

Nachdem Massimo die Einführung übersprungen und sich während einer halben Stunde durch die Auftragsbeschreibung hindurchgekämpft hatte, gab er seinen inneren Widerstand gegen das Englisch der griechischen Autoren auf und war bereit, mit der nicht ganz neuen Erkenntnis zu leben.

Er war gerade beim Kapitel über den intelligenten Container angekommen, den Kesselring bei ihrer ersten Besprechung in Bern erwähnt hatte, als er im Kopf das Geräusch von drüben registrierte: die Klappe.

Ein brandmagerer schwarzer Kater stand mit verschränkten Vorderpfoten auf den Hinterbeinen, legte die ausgefransten Ohren zurück und fixierte ihn mit gefährlich zusammengekniffenen grünen Augen.

Vorsicht war geboten.

Vor Oberassistent Wellsteins geistigem Auge begannen Containerschiffe aufzusteigen, deren Kapitäne nicht mehr wussten, in welchen Häfen sie ihre Ladungen zu löschen hatten. Containerplattformen, auf denen die Inhalte Kesselring'scher Bananencontainer vor sich hinfaulten. Durch Computerviren ausgelöste Versorgungsengpässe in Dimensionen, die alle Pannen der russischen Planwirtschaft weit in den Schatten stellten.

»Bist – du – eigentlich – übergeschnappt?« fragte Kasimir streng. »Überleg mal, was du da wieder anrichtest! Die Frachtschiffskatzengewerkschaft fordert, dass dieser Unsinn auf der Stelle gestoppt wird. Oder möchtest du vielleicht, dass wir alle zwischen vollen Containern hungers sterben müssen? Ehrlich, Chef, dabei kann es sich nur um die Ausgeburt eines größenwahnsinnigen Geistes handeln – «

»Noch etwas zu trinken?«

Massimo schreckte auf. Vor ihm stand der schlaksige blonde, etwa 16-jährige Neffe des Wirts, der Deutsch und Griechisch sprach und in der Taverne aushalf.

»Gerne, Alèxi, einen starken schwarzen Nescafé bitte.« Das würde vielleicht helfen, über die Warnungen dieses eingebildeten Gewerkschaftskaters hinwegzukommen – auch wenn man sie nicht ganz von der Hand weisen konnte.

Der Kaffee wurde gebracht. Dankbar schlürfte Massimo den braunen Schaum vom Tassenrand und fragte: »Und du? Du brauchst ja wohl den Sommer über nicht in die Bücher zu schauen?«

»Die Schule beginnt erst Ende August wieder«, meinte der Junge höflich, »aber im Moment bin ich daran, noch besser Englisch zu lernen.«

»Was machst du nach der Schule? Willst du hier in der Gegend bleiben?«

»Ich würde sehr gerne studieren. Mit etwas Glück erreiche ich den Schnitt für die Zulassung an die Universität Salonìki.«

»Was wirst du studieren?«

»Ingenieur. Wir haben in Kreta große Probleme mit dem Wasser. Wasseraufbereitung. Bewässerungssysteme. Vielleicht sogar Meerwasserentsalzung, damit Olivenbäume und Tomaten nicht mit Trinkwasser bewässert werden müssen. Da

bleibt noch eine Menge zu tun, vor allem an der Südküste.«

Massimo staunte über den aufgeweckten Kerl, der viel mehr begriffen hatte als die meisten, die hier unten wohnten.

»Kennst du vielleicht Vangèli aus Agios Nektàrios?« fragte er unvermittelt.

Alèxis stutzte. »Natürlich kenne ich Vangèli, sehr gut sogar. Bei ihm nehme ich doch Englisch-Nachhilfestunden. Woher kennst *du* ihn denn?«

Massimo sagte es ihm. Alèxis grinste.

»Coole Baustelle, nicht wahr? Da wohnt er schon lange. Doch es will nicht vorwärts gehen. Die Leute helfen ihm nicht.«

»Wieso denn nicht?«

»Weil er ihnen die Wahrheit sagt. Und keiner will sie hören.«

22

Peter stand von der Strandmatte auf, klappte nach einem Blick auf die Seitennummer seinen Krimi zu und verkündete:

»Mir wird es hier vorne entschieden zu heiß. Ich geh mal hoch und trinke auf der Terrasse ein kühles Bierchen.« Er schaute zu Jean-Paul und zu Massimo hinüber.

»Habt ihr Lust, mitzugehen?«

»Nein, ich muss mir erst noch meine Pflichtlektüre reinziehen. Da ist Bier ganz schlecht.«

Jean-Paul schloss sich an: »Vielleicht komme ich später nach. Ich gehe erst noch mal ins Wasser.«

»Ach, Schatz, jetzt hab' ich gedacht, du würdest mit Eva-Maria und mir noch mal raus schwimmen«, schmollte Violetta, die in ihrem türkisblauen Bikini einige Meter weiter auf dem Rücken lag und sich mit angezogenen Beinen von der Nachmittagssonne die Oberschenkel bräunen ließ. »Allein trau' ich mich nicht bei diesen Wellen.«

Doch Peter hatte ein Ziel vor Augen und ließ sich davon nicht mehr abbringen. »Morgen vielleicht. Heute habe ich kein Bock mehr.« Er schüttelte seine Strandmatte aus, rollte sie zusammen und steckte sie in Violettas Badetasche.

»Tschühüss!« Dann schlüpfte er in seine Flip-Flops und verschwand im Schilf Richtung Taverne.

Am Wasser vorne war Eva-Maria daran, mit den Zwillingen eine Sandburg zu bauen. Violetta blickte Jean-Paul an und meinte: »Ich schau mal eben nach, was die drei da vorne machen.«

»Und ich geh schon mal ins Wasser«, entgegnete dieser und legte sein Buch umgekehrt auf das Badetuch. „Zen and the Art of Motorcycle

Maintenance“ war auf dem Umschlag zu lesen. Er ging zum Strand, lief einige Male hin und her, wartete bis Violetta von den Kindern weg- und ins Wasser ging. Dann schwammen sie gemeinsam hinaus.

»Nach 200 Zügen hat man wieder Boden unter den Füßen. Schaffen wir das?« fragte Violetta. Trotz ihrer fast 40 Jahre schien sie körperlich in Form zu sein. Ruhig schwammen sie der Sonne und den nicht mehr sehr hohen Wellen entgegen. Nach einiger Zeit sagte Jean-Paul vorsichtig: »Peter liegt wohl nicht sehr gerne am Strand … «

»Der liegt eigentlich gar nirgends gerne«, lautete Violettas trockene Antwort. »Er ist ohne Rast und Ruh«, meinte sie nach einigen Zügen, »und wenn er einmal was im Kopf hat, kann ihn niemand und nichts mehr davon abbringen.« 20 Züge später ergänzte sie: »Du kannst dir gar nicht vorstellen, was wir da alles mitgemacht haben. Man könnte sagen, dass er eine Art Verfolgungswahn hat, aber nicht in der herkömmlichen Art, sondern andersrum.«

»Wie denn?«

»Er hat den Wahn, jeden verfolgen zu müssen, der sich etwas hat zu Schulden kommen lassen. Vor einigen Jahren brachte er einen Priester zur Strecke, der es mit einer geistig behinderten Minderjährigen trieb. Dann überführte er zwei Direktoren seines früheren Arbeitgebers, weil sie Geld gewaschen hatten. Zur Zeit verfolgt er den Perser vom Kyros Beach Resort.« Sie waren bei 200 Zügen angelangt und näherten sich der Untiefe, die Violetta gemeint hatte.

»Pass auf, dass du nicht auf einen Seeigel stehst«, warnte sie. Beide standen bis zum Hals auf einer kleinen Felsplatte und suchten im Hin und Her der Wellen das Gleichgewicht zu halten. Die Gestalten am Strand, die zuweilen hinter den

Wellen verschwanden, waren kaum mehr zu erkennen.

»Es ist vielleicht einfacher, wenn man sich gegenseitig ein wenig Halt gibt«, schlug Jean-Paul vor, »solche Symbiosen sind in der Natur sehr häufig.«

Er versuchte, ihr trotz seiner Kurzsichtigkeit tief in die Augen zu schauen und zog sie an den Schultern sanft etwas näher zu sich. Violetta machte spontan einen Schritt nach vorne und antwortete vielsagend:

»Du musst es ja wissen.«

Sie genossen, wie das hin- und herströmende Wasser sich seinen Weg zwischen ihren Körpern suchte, schwiegen einige Augenblicke, atmeten zusammen im gleichen Rhythmus und hörten den gluckernden Wellen zu. Auf einmal merkte sie, wie er unter der Badehose mit jeden Herzschlag größer wurde. Mit sanfter Bestimmtheit zog sie seine Hand weg, die eben im Begriff gewesen war, seinem forschenden Geist zu folgen.

»Nicht jetzt. Nicht hier«, sagte sie leise.

Sie schwamm einige Züge von ihm weg und fand eine Stelle, wo sie wieder stehen konnte. Einige Wellen später registrierte er, dass seine Reflexe langsam abklangen.

»Das war wohl sowas wie ein Eignungstest«, gab er von sich ohne eine Miene zu verziehen.

»Man kann es nennen wie man will – jedenfalls hast du bestanden. Kannst du schon zurück schwimmen?« Er verzog seinen Mund zu einem Grinsen und nickte.

Auf dem Rückweg wurde die Unterhaltung wieder förmlicher. »Was hat nach Peters Meinung dieser Perser auf dem Kerbholz?«

»Mein Ehemann ist seit Jahren der Ansicht, dass er die Sfakià mit Drogen versorgt, die auf dem Seeweg hierher gelangen. Es lässt ihm keine

Ruhe. Im Frühling hat er in Deutschland diesen A-Schein gemacht und vor einer Woche das Motorboot gemietet. Jetzt ist er auf der Suche nach einem Weggefährten, der Lust hat, sich mit ihm zu blamieren.«

23

»Dies wäre also der vorläufige Stand der Dinge«, sagte Peter zum Schluss, während Massimo sich noch über die ausgerollte Seekarte beugte. »Zwei Punkte haben wir schon, zwei weitere brauchen wir noch. Dann kann ich die beiden Linien in die Karte eintragen. Und da, wo sie sich schneiden, ist der Standort der Boje.«

»Vorwärts einschneiden nennt sich dieses Verfahren. Ein alter Pfadfinder schafft das, ohne in die Karte hinein zu zeichnen. Sobald einmal alle vier Punkte mit dem GPS bestimmt sind, braucht es dazu bloß noch einen Taschenrechner«, meinte Massimo. »So wie ich meinen Kumpel kenne, wird er bestimmt einen im Gepäck haben.«

Sein Jagdinstinkt ist erwacht, registrierte Peter innerlich, leerte zufrieden das Bierglas und schlug vorsichtig vor: »Vielleicht sollten wir schon heute rekognoszieren, von wo aus der Kutter am Donnerstag am besten beobachtet werden kann. Sobald er dann auftaucht, bleibt uns nicht mehr viel Zeit.«

Als Massimo mit dem Autoschlüssel vom Bungalow zurückkam, saß Peter bereits mit der Straßenkarte im grünen Panda. »Mein erster Punkt war die Hausecke der Taverne. Der zweite Punkt liegt hier, auf der Straße nach Patsianòs. Dafür hab ich heute im Morgengrauen das Fahrrad von Alèxi – ausgeliehen.«

»Dann müssten die beiden noch fehlenden Punkte möglichst am anderen Rand der Ebene liegen, wenn wir die Position genau hinkriegen wollen.«

Massimo fuhr bis zum Ende des Dünenstrandes, den er vor wenigen Tagen entdeckt hatte. Bei einer Telefonstange hielt er an. Peter stieg aus, zog sein GPS-Gerät hervor, wartete, bis die

geeigneten Satelliten geortet waren und drückte dann einige Knöpfe.

»Perfekt. Den haben wir auch. Um ganz sicher zu sein, schreibe ich mir die Position noch auf einen Zettel«, meinte er und zog Papier und Bleistift aus der Hemdentasche.

»Und jetzt kommt das Schwierigste: der vierte Punkt, von dem aus wir über die Telefonstange den Kutter anvisieren, sobald er anhält. Fahr diese Straße hoch, ich kann mit vorstellen, wo das etwa sein müsste.«

***

Hochbefriedigt erreichten sie nach einer dreiviertel Stunde wieder die Taverne. Violetta und Eva-Maria saßen vor der Taverne und hatten sich Griechischen Salat und Kalamària bestellt. Konrad und Paul warteten manierlich nebeneinander auf einer Treppenstufe und saugten an ihren Nasentassen.

»Wo kommt ihr denn her?« fragte Violetta neugierig.

»Ach, weißt Du – wir haben jetzt mal dieses Navigationsgerät ausgetestet, das ich mit dem Boot zusammen gemietet habe. Als Trockenübung, sozusagen.«

»Und dann wollt ihr zusammen ausziehen und das Böse bekämpfen, so wie einst Don Quichote und Sancho Panza.« Sie schüttelte den Kopf. »Ihr seid doch Narren.«

»Wir wissen jedenfalls mit unserer etwas Zeit etwas anzufangen«, maulte Massimo.

»Am Meer vorne ist auch ganz schön was los«, versicherte Eva-Maria eifrig. »Jean-Paul hat heute im Laden so ein aufblasbares Krokodil gekauft. Da kann ich die Zwillinge jetzt drauf setzen und mit ihnen durch die Wellen reiten.«

Sie blickte zu den Kleinen und sagte: » Gleich wird er mit dem großen Tier vom Strand hoch laufen und es am Baum festbinden.«

Das Blubbern der Nasentassen brach ab. »Cocadil! Cocadil!« tönte es begeistert von der Treppe her. Und dann plötzlich: »Mami! Mami!«

Ilona war die Treppe herab gekommen. »Na, ihr Hübschen?« Sie machte einen abgekämpften Eindruck.

»Was ist denn mit dir?« fragte Peter. »Du siehst aus, als ob man dich durch die Mangel gedreht hätte.«

»Ilona schuftet seit zwei Tagen beim Perser – habt ihr beiden das eigentlich nicht mitgekriegt?« Violetta rieb sich die Stirn.

»Was tust du denn da?« Peters Begleiter war neugierig geworden.

«Ach, Massimo, ich arbeite am Kiosk, in der Küche, als Kellnerin, als Putzfrau – als Mädchen für alles eben. Ich brauche ganz dringend Knete, das weißt du doch. Kyros hat jemanden gesucht, den er überall einsetzen kann. Und das bin jetzt in den nächsten paar Wochen eben ich. Die Bulgarinnen sind ihm immer wieder davongelaufen. Und Satrap, seinen flachnasigen Gorilla will er dazu nicht brauchen können.« Ilona ließ sich auf einen Stuhl sinken.

»Zwei Busse mit Touristen – und die Küche war schon zu. Doch Kyros hat die Köchin wieder vom Zimmer runter geholt und darauf bestanden, dass wir noch 80 Mittagessen hinknallen. Ich bin fix und fertig. Und morgen früh fährt er zum Einkaufen und nimmt auch den Afrikaner mit. Da sind wir wieder bloß zu dritt – nein, Konrad, lass das!« Die Zwillinge versuchten begeistert, mit Sirup aus ihren Tassen die Blumen auf Ilonas Stoffschuhen zu begießen.

»Hast du wenigstens ein ordentliches Trinkgeld gekriegt?«

»Von den Neckermännern? Da kriegste soviel wie garnix. Denen gehts wie mir, die haben kein Geld. Die drehen jeden Pfennig um.« Ilona griff in die Hosentasche, klaubte eine Hand voll Münzen heraus und zählte sie auf den Tisch: »Von den 80 Gästen habe ich genau 6 Euro und 45 Cent gekriegt. Das macht nicht mal einen Zehner pro Geizkragen.«

»Kommen da jeden Tag so viele Gäste?« wollte Peter beiläufig wissen.

»Ach wo, es gibt Tage, da kannst du die Gäste an zwei Händen abzählen. Heute war die große Ausnahme. Sonst kommt mittags ein Bus oder vielleicht zwei zum Essen und am Abend wenn es hoch kommt noch ein Dutzend auf ein Glas. Und damals, als die Tankstellen streikten, waren die Busse ganz ausblieben.«

»Womit hat er sich seinen Mercedes gekauft?« bohrte Peter weiter.

»Weißt du – ich halt mich da raus. In dieser Gegend stellt man besser keine Fragen. Und bei Kyros schon gar nicht.« Dann wandte sie sich wieder den Kindern zu.

»Kommt, ihr beiden Sterne, wir machen mal Siesta.« Ilona stand auf, klemmte die zwei unter den Arm und ging mit ihnen die Treppe hoch zum gelben VW, der im Schatten des riesigen Johannisbrotbaumes stand.

Jean-Paul hatte erst das Krokodil festgemacht. Dann trat er zu Massimo, hielt ihm grinsend das Telefon unter die Nase und verkündete stolz:

»Anthì wartet am Samstag um 10 Uhr im Hafen von Chòra Sfakìon .«

24

»Gib mir 50 Euro – den Sprit bezahlst du.« Schweren Herzens zog John den Schein aus seiner Börse. Paramìthos, der am Steuer des blauweißen Nissan-Geländefahrzeuges saß, hielt neben der Diesel-Zapfsäule an. Mit einem »Bleib nur sitzen, ich mach das schon«, zog er den Schlüssel ab und stieg aus. Ein junger Mann im hellblauen Overall kletterte aus dem Montagegraben der Werkstatt und kam ihnen entgegen.

Im Wohngeschoss des Garagengebäudes stand eine bleiche Frau auf dem Balkon und hängte Kinderkleider zum Trocknen auf. Scheu trat sie einen Schritt zurück, als sie bemerkte, wie John durch das geöffnete Autofenster zu ihr hinaufsah.

»Für 50 Euro.« Paramìthos reichte den Schlüssel und sagte noch einige griechische Worte zum Tankwart, worauf dieser wenig begeistert erst den Pneudruck kontrollierte und dann die Frontscheibe putzte. Als der Tank voll war, gingen die beiden hinüber zum Shop.

»Aufschreiben, wie gewohnt. Aufs Polizeikonto. Und gib mir noch eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank. Die übernehme ich.«

Er zog den 50-Euro-Schein aus der Brusttasche, bezahlte das Wasser und steckte das Rückgeld bis auf zwei Euro in sein Portmonee. »Für dich.«

Der Tankwart grunzte und ließ die Münze in einer Schublade verschwinden. Normalerweise gab die Polizei kein Trinkgeld.

Lykos Paramìthos hatte das Befahren der Serpentinenstrecke vom Meer bis hinauf nach Imbròs seit jeher für ein schlechtes Omen gehalten. Im Gegensatz zu den Sfakioten, die auf der anderen Seite der Insel ungeahnte Freiheiten witter-

ten, musste er den Berg hinauf fahren, wenn er vom Zahnarzt zu einer Behandlung oder noch unangenehmer: von seinem Vorgesetzten in Chanià zu einem Rapport aufgeboten war.

Öfter als ihm lieb war, ereigneten sich auf der Bergstraße auch Autounfälle. Dann war er verpflichtet, den Kollegen vom Hauptposten in Chòra Sfakìon zu Hilfe zu eilen, was stets mit viel Arbeit und Ärger verbunden war.

An die zwanzig stehende Reisebusse mit müden, hungrigen Touristen vor einer durch einen brennenden Holztransporter blockierten Kurve war der bisherige Höhepunkt seiner kretischen Karriere gewesen – und er hoffte sehr, dass er es auch bleiben würde.

Paramìthos war froh, das dies sein letzter Sommer war, den er in diesem gottvergessenen Kaff würde zubringen müssen. Im nächsten Jahr war seine Strafversetzung zu Ende, und er würde wieder in Kalamàta arbeiten, in seiner Heimatstadt auf dem Peloponnes, wo reiche Ausländer wohnten und ihre Jachten überwinterten und wo selbst für einen Wachtmeister der Hafenpolizei die Euros flossen – solange es diesem gelang, Hafengebühren unbemerkt in die eigene Tasche umzulenken.

Gerade hatten sie Asfèndou hinter sich gelassen und die Bergstraße nach Kalikràtis unter die Räder genommen.

»Wo ist mein Land, Lyko?« wollte John immer wieder wissen.

»An der neuen Straße nach Asì Gonià. Da liegt ein riesiger Stein, und gleich daneben muss es sein.« Mit durchgedrücktem Gaspedal fuhr Paramìthos durch das Gelände und grinste, wenn die Schafe beim Losheulen der Polizeisirene entsetzt das Weite suchten. Bei einer Kreuzung schaltete er herunter, zweigte unvermittelt links

ab und brachte nach ein paar hundert Metern den Nissan quietschend zum Stehen.

»Da unten liegt der Stein.«

»Und wo liegt mein Grundstück?«

Lykos nuckelte verlegen an seinem losen Stiftzahn. »Wir waren gerade im Begriff – darüber zu fahren.«

John schwieg betroffen. Hatte also dieser Psaràkis aus Chanià doch Recht gehabt. Der beste Teil seiner Parzelle war der neuen, viel zu breiten Nato-Straße zum Opfer gefallen. Der Wachtmeister nahm erst einen Schluck Wasser, reichte die Flasche hinüber, zog dann eine Packung Karelia Lights aus der Tasche und bot ihm eine Zigarette an. Entgegen jeder Gewohnheit griff der Amerikaner zu. Der Rauch schmeckte scheußlich, doch John sagte nichts.

Er dachte nach.

Diese Firma in Piräus hatte also die Parzelle auf der Insel Gavdòpoula rechtmäßig erworben. Für die Landenteignung zum Bau der Straße, auf der sie soeben hergefahren waren, hatte der Distrikt Chanià ebenfalls eine namhafte Abfindung ausgeschüttet. Das alles hatte Psaràkis nachgeprüft und bestätigt. Als Gegenpartei und Zahlungsempfänger war in beiden Fällen jeweils der Name seines Vaters im Grundbuch eingetragen. Doch dieser hatte Zeit seines Lebens nie einen Fuß auf griechischen Boden gesetzt!

Die Geschichte versprach eine ungemütliche Wendung zu nehmen, doch John war fest entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen, denn sein Vater würde ihm nie verzeihen, wenn er ohne klaren Bescheid nach Hause käme.

»Ich habe genug gesehen«, sagte er zornig. »Fahren wir zurück.«

»Wir nehmen die neue Straße, die Kalikràtis direkt mit der Küste verbindet. Sie führt erst der

Bergflanke entlang gegen Süden, dann kommen sechsundzwanzig Haarnadelkurven, und am Ende erreichen wir unterhalb des Friedhofs von Patsianòs wieder die Ebene.«

»Wieso sind wir nicht auf diesem Weg hochgefahren?«

»Das wirst du gleich sehen.«

Sie legten erst einige Kilometer auf einer holprigen Naturstraße zurück und erreichten dann einen Hügelzug, hinter dem sich ein prachtvoller Rundblick auf das Libysche Meer öffnete.

»Von hier aus siehst du von Màtala bis nach Paleòchora.« Lykos hatte am Wegrand angehalten. «Jetzt ist die Luft feucht. Deshalb erkennt man Gàvdos nur undeutlich. Bei Nordwind hingegen entsteht der Eindruck, man könnte die Insel mit der Hand berühren. Dabei ist sie noch vierzig Kilometer weit weg. Es gibt Bergler, die behaupten, sie würden von hier aus die Küste Afrikas sehen, was natürlich blanker Unsinn ist. Bis zu Gaddafi sind es noch genau 300 Kilometer Luftlinie – bis nach Athen übrigens auch.« Und bis nach Kalamàta nur 270, dachte er sehnsüchtig.

»Siehst du da vorne? Das ist das venezianische Kastell.«

600 Meter tiefer unten, an jener Stelle der Küste, wo die durch mehrere schnurgerade Wege zerschnittene Ebene am weitesten ins Meer hinausreichte, erkannte John ein ockerfarbenes Mauergeviert mit einem Turm in jeder Ecke. Autobusse warteten. Am Strand waren blaue Sonnenschirme aufgespannt.

»Oh God! Wie kommen wir da hin?«

»Das lass nur meine Sorge sein.« Knirschend schaltete Paramìthos den Vierradantrieb zu und fuhr weiter.

Er hatte in den vergangenen drei Jahren genügend Gelegenheit gehabt, sich den Fahrstil der kretischen Landbevölkerung anzueignen und heute jede Möglichkeit genutzt, es auch unter Beweis zu stellen. Doch diese Serpentinen stellten die ultimative Herausforderung dar. Nach der ersten Linkskurve, die der Wachtmeister gekonnt im dritten Gang genommen hatte, wagte John kaum mehr, nach unten zu blicken und bezweifelte, dass er je lebend dort ankommen würde.

Die erst vor wenigen Jahren fertig gestellte Straße wies ein Furcht erregendes Gefälle auf und war bergseitig schon wieder stark ausgewaschen. Um dem Sprengschutt genügend Festigkeit zu verleihen, hatte man die aus dem Hang auskragenden Kurven auf unbeholfene Art zusätzlich mit Beton verstärkt. Leitplanken und Randsteine fehlten vollständig: jede falsche Bewegung des Lenkrades konnte die Katastrophe auslösen.

»Bei uns auf dem Peloponnes könntest du mit der Eisenbahn runterfahren«, bluffte Lykos und zündete sich zwischen zwei Kurven sorglos die nächste Zigarette an. Auch das Aufschneiden hatte er von den Kretern gelernt.

»Willst du noch eine?«

John schüttelte entschieden den Kopf, während er sich mit feisten Händen, deren Knöchel trotz aller Fülle weiß hervortraten, an einem Griff neben dem Armaturenbrett festhielt.

20 Minuten später passierten sie den marmornen Friedhof von Patsianòs und waren im Begriff, in die Hauptstraße einzubiegen.

John war leichenblass im Gesicht.

»Was ist das nächste Ziel?« Wollte Paramìthos wissen, wischte sich mit der Geste eines siegreichen Matadors den Schweiß von der Stirn und

drückte den Stiftzahn wieder ganz ins Zahnfleisch hinauf. Die Routenwahl ließ nach dieser Abfahrt keine Steigerung mehr zu.

»Ehe wir zum Kastell fahren, möchte ich doch noch sehen, wo die sechs kleinen Parzellen von damals geblieben sind.« bat John seinen Chauffeur. Dieser neigte zustimmend den Kopf zur Seite, bog in die Asphaltstraße ein und hielt gegen Osten.

Es war das erste Mal, dass John über die Ebene fuhr. Die Straße führte jetzt durch weite Olivenhaine und näherte sich der Küste. Doch er hatte kaum Augen für die Schönheit der Landschaft. Bei einer Straßenkreuzung hielt Lykos an, stellte den Motor ab und wies mit der Hand Richtung Meer.

»Irgendwo hier wird das gewesen sein.«

»Erstklassiges Land.«

»Diese Olivenhaine sollen heute den reichsten Familien der Gegend gehören … «

» … die seinerzeit nicht ins Ausland gingen, sondern abservierten, was die anderen hinter sich lassen mussten.«

John hatte es auf den Punkt gebracht.

»Und jetzt?« Die Stimme des Wachtmeisters hatte einen vorsichtigen Unterton angenommen. Er schwitzte fast mehr als sein Beifahrer, was etwas heißen wollte.

»Zum Kastell. Wohin denn sonst?«

Die forsche Fahrweise des Rallye-Cross-Piloten Lykos war auf einmal dem neutralen Patrouillenmodus von Wachtmeister Paramìthos gewichen. Der Nissan wurde in unmittelbarer Nähe des Kastells diskret zwischen zwei Autobussen abgestellt. Dahinter ragten die Zinnen der Ruine in den blauen Himmel. Der Polizist blieb im Wagen sitzen und begann, in irgendwelchen Papieren zu kramen.

John stieg aus und sah sich um.

Heiß war es auf dem staubigen Parkplatz. Er ging der Mauer entlang bis zum Eingang der alten Festung, über dem mit Mühe ein verwitterter Löwenkopf zu erkennen war und warf einen Blick hinein. Eine Holzbühne. Zerbeulte Scheinwerfer. Tische und Bänke, zusammengeklappt, gestapelt und mit einer lächerlich dünnen Kette gesichert. Ein Kehrichtcontainer ohne Klappdeckel. Touristen mit kleinen Fotoapparaten und roten Gesichtern. An geeigneten Stellen der Geruch von Urin. Zweckentfremdete Papiertaschentücher, die hier an einer Distel oder dort in einer Dornbibernelle hängen geblieben waren.

Das verheißene Land, auch wenn es sich nicht an jener Stelle befand, wo er geglaubt hatte, musste in unmittelbarer Nähe sein. John ging einige Schritte nach vorn um einen besseren Überblick zu gewinnen.

Glänzende Punkte tauchten vor seinen Augen auf und begannen zu tanzen. Erst wenige, dann mehr und mehr. Er torkelte auf einen abgestellten Bootsanhänger zu. Versuchte, sich an der Bremskurbel festzuhalten. Dann ließ er seine Körperfülle auf die Deichsel sinken.

Was er sah, konnte nicht wahr sein.

Die letzte ihm noch verbliebene Parzelle war mit Gittern eingezäunt. Hinter einigen hellgrünen Bäumen stand ein Gebäude mit riesigem Ziegeldach, zu welchem ein betonierter Weg führte. Neben dem einladend geöffneten Schiebetor hing an zwei Ketten ein dunkel gebeiztes Holzbrett mit einer Speisekarte. Darüber stand:

KYROS BEACH RESORT.

Das war der Gipfel der Frechheit!

Erst nach einer Viertelstunde hatte John sein inneres Gleichgewicht soweit wiedergefunden,

dass er aufstehen konnte. Auf halben Weg zum Wagen kam ihm Paramìthos entgegen.

»Was ist geschehen?« fragte er wissend. »Du siehst schlecht aus.«

»Nicht nur ich – alles sieht schlecht aus. Ich werde jetzt da reingehen, ein Frappee trinken, und – « gab John mit einer selbst ihn überraschenden Bestimmtheit zurück, »und du kommst mit.«

Alle Versuche, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, waren umsonst. Schlimmstes befürchtend, eilte Lykos hinter dem vor Wut und Enttäuschung schnaubenden Amerikaner her, der in heiligem Zorn Richtung Restaurant stampfte, dass der Boden zitterte. Knapp ließ er sich noch dazu bewegen, an einem der kleinen Tische Platz zu nehmen und nicht gleich vorne an der Bar loszudonnern.

»Ist der Chef da?« fragte John die Blondine mit der großen Nase, nachdem sie ihnen die Gläser mit dem kalten schäumenden Kaffee gebracht hatte. Er versuchte, höflich zu bleiben, doch im Geiste griff er nach seinem Leatherman und bedauerte, dass er ihn in New York hatte zurücklassen müssen.

»Tut mir leid, er fährt Montag und Mittwoch jeweils in die Stadt zum Einkaufen und wird erst spät am Abend zurückkommen. Kann ich etwas ausrichten?« gab sie zurück.

»Nicht nötig, wir kommen vielleicht morgen noch mal«, kam Lykos dem Amerikaner mit dem hochroten Kopf rasch zuvor und war erleichtert, dass der heutige Tag nicht eine noch üblere Wendung genommen hatte.

25

Auf leisen Sohlen verließ Massimo den Bungalow. Es war noch dunkel. Die Luft war zum Abschneiden feucht. Die Gebäude auf dem Areal waren kaum zu erkennen. Sterne sah man keine. Es schien, als läge über der ganzen Ebene dichter Bodennebel. Nur im Westen ahnte man den Lichtschimmer des untergehenden Mondes.

Nebel im Hochsommer war für einen Berner etwa so exotisch wie der Verzehr von Spiegeleiern in der Eigernordwand.

Er näherte sich dem Parkplatz und erkannte im diffusen Schein einer Straßenlampe Peters Silhouette, die seinen Bauch noch markanter erscheinen ließ. Beim Näherkommen glaubte er zu hören, wie der deutsche Fahnder leise vor sich hin schimpfte. Erst jetzt realisierte er, dass sich der Fischkutter bei Nebel möglicherweise gar nicht beobachten ließ.

»Guten Morgen, Inspektor Abberline. Warten Sie hier auf Jack the Ripper?«

Der Doppelpeter hatte heute wenig Humor.

»Steig ein, wir versuchen es trotzdem«, meinte er unwirsch. Massimo startete den Motor und ließ die Scheibenwischer einige Male hin und her laufen.

Sie hätten genau so gut zu Fuß gehen können, denn mehr als Schritttempo lag bei dieser schlechten Sicht gar nicht drin. Erst als die Straße sich von der Küste entfernte und etwas anstieg, lichtete sich der Nebel.

Peter trieb zur Eile an. Nach einer Viertelstunde waren sie an jener Stelle am Fuß der Berge angelangt, die vor zwei Tagen rekognosziert und als geeignet befunden worden war. Keiner hatte damals mit Nebel gerechnet. Jetzt standen sie mittendrin.

»Wir müssen den Berg hoch, wenn es nicht anders geht, zu Fuß. In zwanzig Minuten kommt der Kutter.« Peter meinte es ernst. Wenn es misslang, war aus seiner Sicht der ganze Urlaub inklusive A-Schein, Bootsmiete und Satellitennavigation für die Katze gewesen.

Sie stellten den Wagen ab, kletterten über Stacheldrähte und kraxelten zwischen riesigen Felsblöcken, die vor Urzeiten einmal herunter gerollt sein mussten der Falllinie entlang den Hang hoch. Massimo stolperte voran, Peter keuchte hinten nach. Nach einer bangen Viertelstunde konnte man endlich über den Nebel hinweg das freie Meer erkennen. Im Osten hatte es begonnen, hell zu werden. Die höchsten Gipfel der Weißen Berge färbten sich rot.

Von Westen näherte sich lautlos ein Schiff.

»Da kommen sie!« Peter wies triumphierend mit dem Arm auf eine Stelle im Meer. »Das ist der Kutter, den ich meine.«

»Und die Telefonstange?« wagte Massimo zu fragen. Peter stutzte.

»Scheiße. Die steht da vorne im Nebel. Daran habe ich gar nicht gedacht.«

Der Kutter würde in wenigen Minuten in der Nähe der Boje sein. Dass der langsam auffrischende Wind bis dann den Nebel auflöste, war sehr unwahrscheinlich. Peter war am Verzweifeln: »Mit meinem GPS kann ich keine Richtungen messen, nur Punkte. Und ich Idiot habe nicht mal den Winkelmesser mitgenommen.«

Beide sahen sie zu, wie das Schiff seine Fahrt verzögerte. Dann begann einige hundert Meter vor dem Schiff ein Licht zu blinken. Alles verlief genau, wie Peter es beschrieben hatte.

»Das darf doch nicht wahr sein. Ich sehe die Boje und weiß nicht, wo sie ist«, schluchzte Peter. Er schien einem Nervenzusammenbruch nahe.

Der Kutter hielt einige Minuten an und fuhr dann weiter, als ob nichts geschehen wäre. Die Boje hatte zu blinken aufgehört.

Der erste Akt war vorbei.

Im Osten wurde es hell. Bald würde die Sonne aufgehen. Schon strahlten hinter ihnen die Berge in gleißendem Licht. Die Schönheit des Augenblicks ließ Massimo für einen Moment alles andere vergessen – als ob er soeben durch das Elefantentor getreten wäre.

Dahinter klapperte der leere Blechnapf. Eine wohlbekannte Stimme meldete sich, etwas herablassend, wie ihm schien:

»Du Einfaltspinsel. Hast du draußen in der Pampa den Verstand verloren?«

Kasimir.

»Wi-wieso?« Massimo war irritiert.

»Was hast du gesagt?« fragte Peter und wandte sich um. Massimo schüttelte stumm den Kopf und hob die Hand, was hieß, dass er beim Denken nicht gestört werden wollte.

»Gleich geht der Nebel weg und die Perserkatze schwimmt raus. Und danach sorgst du dafür, dass diese Frau mit dem roten Pelz und den grünen Augen auftaucht – ich habe nämlich Hunger.« Die Klappe schloss sich. Kasimirs schwarzer Kopf blieb verschwunden.

»Weisst du was?« Massimo war wieder präsent. »Wir warten doch einfach hier, bis der Perser raus fährt. Bis dahin wird sich der Nebel aufgelöst haben.«

»Das wollt' ich auch gerade sagen«, bestätigte Peter eifrig, »das lag ja auf der Hand.«

Jetzt wird es sich zeigen, dachte Massimo. Wenn niemand kommt, verliert er das Gesicht.

Sie warteten gespannt. Sahen zu, wie die Sonne hinter den Bergen langsam höher stieg. Wie

die Nebelfetzen über der Ebene sich aufzulösen begannen.

»Die Telefonstange!« Sie ragte aus dem Nebel – doch nicht dort, wo man sie erwartet hatte.

»Wir müssen noch weiter, hier stehen wir falsch.«

Eilends kletterten die beiden auf derselben Höhe noch etwa 200 Meter über Stock und Stein, blieben an Stacheldrähten hängen, zerkratzten sich Arme und Beine an Disteln und Bibernellen, bis Peter auf einmal triumphierend keuchte: »Er kommt!«

In einer sanften Schleife glitt ein Boot mit zwei Männern aus dem kleinen Hafen vor dem Kastell und fuhr ruhig ins Meer hinaus. Wäre nicht die Sonne so tief gestanden, hätte man es zwischen den Wellen bald nicht mehr von bloßem Auge erkennen können. Je weiter es sich von der Küste entfernte, desto mehr näherte es sich der Linie, die durch die verlängert gedachte Telefonstange gebildet wurde.

»Schau, schau. Sie halten an.« Peter machte noch einige Schritte zur Seite und stand dann genau in der Visierlinie. Er lachte über das ganze Gesicht, zog das GPS-Gerät aus den Etui, wartete kurze Zeit und nickte dann befriedigt.

»Das hätten wir.« Er zog das Papier aus der Brusttasche seines violetten Hemdes und notierte sich die Koordinaten. »Du weiß ja, für mich hat Papier noch immer einen hohen Stellenwert«, entschuldigte er sich.

»Was machst du eigentlich beruflich?« Endlich konnte ihn Massimo selbst danach fragen.

»Ich arbeite seit zwei Jahren in der Financial Administration von DaimlerChrysler als Head of Department.«

26

Giòrgos Papadomanolàkis fluchte. Mit tiefer Stimme, die in keiner Weise zu seiner eher schmalbrüstigen Erscheinung passte, schmetterte er wiederholt und in freier Abfolge heilige Jungfrauen zusammen mit Geschlechts- und anderen Teilen verdorbenster babylonischer Huren seinem Motorrad entgegen. Doch selbst diese lange und intensive Behandlung zeigte keine Wirkung – er konnte den Motor nicht ankicken.

Im Leerlauf ließ er sich schließlich auf der zerbeulten 125er den Weg bis zur Hauptstraße und von dort Richtung Frangokàstello hinunterrollen. Hinter dem Dorf, wo die Straße flacher war, musste er absteigen und die Strecke bis zum Turm von Vangèlis zu Fuß neben seinem Motorrad zurücklegen. Die drei Hunde, die ihn kommen gehört und erkannt hatten, belferten giftig durch das Eisengitter des Tores, als er vorbeiging. Danach wurde das Gefälle wieder größer und er konnte ohne Anstrengung beinahe bis vor die Tankstelle beim Dorfeingang rollen.

»Du kriegst hier nichts mehr. Erst wird das Benzin vom Juni bezahlt«, ließ sich der Tankwart aus der Werkstatt vernehmen, der versuchte, unter Aufbietung sämtlicher Körperkräfte mit einem behelfsmäßig verlängerten Schraubenschlüssel die Felge eines Lastwagenrades zu demontieren.

»Die Zündung ist kaputt«, brummte Giòrgos, »deshalb springt er nicht an.«

»Ach was, das liegt doch an der Kerze.« Der andere putzte sich den Schweiß von der Stirn, griff in die blaue Werkzeugkiste, kramte einen Steckschlüssel hervor und warf ihn dem Kunden vor die Füße.

»Nimm sie raus und mach den Abstand kleiner.«

Giòrgos war gewohnt zu gehorchen. Er stellte sein schmutzigrotes Vehikel auf den Ständer, zog den Kerzenstecker ab, schraubte die Zündkerze heraus und klopfte dann mit ihrem Vorderteil energisch auf den Zementboden.

»Nein, nicht ganz zusammen, gàmo to!« rief der Tankwart, kam kopfschüttelnd heraus, bog die Elektrode mit einem Schraubenzieher zurück in den richtigen Abstand und putzte sie so gut es ging mit einer Drahtbürste.

»Dreh sie wieder rein.«

Giòrgos gehorchte, stülpte den Kerzenstecker über und trat dann mit seinem Cowboystiefel auf den Kickstarter. Der Motor sprang an. Der Tankwart grunzte selbstgefällig.

Der junge Mann mit dem schrägen Kopf und den wässerigen Augen hob die Hand zum Gruß und fuhr knatternd Richtung Kyros Beach Resort davon.

Als er um halb elf dort ankam, war die Deutsche mit der großen Nase eben dabei, die Tische aufzudecken. Hinter dem Gebäude stand das Cabrio von Kyros, was bedeutete, dass heute der Wagen gewaschen werden musste.

Weil es im Innern sonst zu heiß geworden wäre, hatte der Chef das Faltdach noch nicht ausgefahren. In diesem seltenen Fall durfte Giòrgos ins Büro hinauf gehen, wo ihm Kyros mit strengem Blick den Autoschlüssel aushändigte. Er musste nicht einmal sagen: »Pass auf, was du tust, oder ich drehe dir den Hals um« – Giòrgos wusste genau, was von im erwartet wurde und wie weit er gehen durfte.

Erwartungsvoll stieg er die Außentreppe hoch und klopfte an. Als er herein gerufen wurde, gehorchte er.

Hör mir gut zu, Junge, hatte der Chef hinter seinem Pult dann gesagt, hör mir ganz genau zu. Und erzähl niemandem ein Wort davon, was ich dir jetzt erzähle. Und dann hatte Kyros zu sprechen begonnen. Aber nicht über den Mercedes. Und auch nicht davon, dass Giòrgos heute zu spät gekommen war.

Und Giòrgos hatte zugehört. Hatte vernommen, dass Männer in die Gegend gekommen waren, die so taten, als seien sie gewöhnliche Touristen. Dass sie aber in Wirklichkeit keine Touristen wären, sondern reiche Geschäftsleute. Hergereist um zu spionieren und alles genau aufzuschreiben. Weil sie den Menschen in der Sfakià, die bisher frei und glücklich gewesen wären, ihr Land und ihre Häuser wegnehmen wollten. Auch das Haus seiner Mutter, die drei Ziegen und sein Motorrad. Dass diese Fremden große Hotels, Geschäfte und Fabriken bauen wollten. Dass Giòrgos dann für sie würde arbeiten müssen. Jeden Tag mindestens zwölf Stunden. Dass er noch weniger verdienen würde als heute ein Albaner oder ein Bulgare. Und dass dann überall Polizei herumstünde.

Das willst du nicht, mein Junge, nicht wahr, hatte der Chef gesagt und ihn mit seinem rechten Auge so angeschaut, wie er es stets tat, wenn sie gleicher Meinung waren. Oder willst du das etwa? Und Giòrgos hatte, wie es in der Gegend so Brauch war, stolz seinen Kopf in den Nacken geworfen, die Stirne gerunzelt, das Kinn in die Luft gestreckt und mit der Zunge geschnalzt: Nein, das wollte er nicht. Und wenn es auch der Chef nicht wollte – schon gar nicht.

Und dann hatte der Chef ihm einen Auftrag gegeben. Hatte ihm ganz genau gesagt, was er zu tun hatte. Und wann und in welchem Bungalow und wie. Und dass er es nicht bereuen würde.

Und dass alle Sfakioten zusammenhalten müssten.

Schließlich hatte er mit der Hand in eine Schublade gegriffen und ihm den Autoschlüssel gegeben. Da war ihm wieder eingefallen, weshalb er heraufgekommen war. Und was als nächstes an der Reihe war.

Giòrgos ging hinunter und begann, den gelben Schlauch auszurollen.

27

Es war eine von Massimos Stärken, Dinge zu Ende zu denken. So hatte er heute beim Durchlesen von Kesselrings Dokument auf einmal begriffen, was eintreten könnte, wenn liberalisierte Weltmärkte sich nach zentralisierter Logistik sehnten.

Davon stand natürlich nichts im Pflichtenheft. Da stand nur, was es brauchte, um die beiden brünstigen Partner erfolgreich kopulieren zu lassen. Es beschrieb den Schlussstein im Gewölbe der freien Marktwirtschaft.

Dass damit gleichzeitig deren Grabstein skizziert wurde, war nirgends erwähnt.

Denn, so Massimos Überlegung, wer diese Datenströme willkürlich fließen lassen oder zurückbehalten konnte, diktierte die Spielregeln des globalisierten Marktes, verhinderte somit genau das, was er zu fördern vorgab – und sähe sich im äußersten Fall gar in der Lage, vom Bildschirm aus unter Androhung eines wirtschaftlichen Meltdowns die ganze Welt zu erpressen.

Kasimir, das schlaue Biest, hatte es vorausgeahnt. Man konnte sich wirklich auf seinen feuchten schwarzen Riecher verlassen.

Massimo war überzeugt, dass Kesselring zu unerfahren war, um sich über die letzten Konsequenzen des Projekts im Klaren zu sein. Die Auftraggeber hingegen kannte er kaum. Diesen Maulkorb in Form eines Vorvertrages für den Feurigen Elias hatte er als starkes Stück empfunden. Es schien, als wäre in Piräus ein ambitionierter Zauberlehrling am Werk.

Er hatte Durst bekommen und beschloss, heute nichts mehr zu Ende zu denken, sondern im Laden ein kühles Bier zu holen. Und noch eines

für Jean-Paul, der wohl bald vom Strand zurückkommen würde.

Als er im Laden gerade zwei der hintersten Bierflaschen aus der angelaufenen Kühlvitrine hervor klaubte, hörte er auf einmal neben sich eine wohlbekannte sonore Stimme. Massimo richtete sich auf.

»Vangèli! Ich dachte, du würdest an deinem Unterdach arbeiten.«

»Das tat ich doch die ganze Zeit. Bis mir die Nägel ausgegangen sind. Und wie steht's bei euch? Was hält man von der Südküste?«

»Ich find's hier ganz toll – und sehr spannend. Doch jetzt habe ich Durst. Kommst du mit auf ein Bier in unser Bungalow?«

Der Grauhaarige strahlte.

Wenig später traten sie auf die Veranda. Massimo ging hinein, um zwei Gläser auszuspülen. Als er zurückkam, sah er, dass Vangèlis das Pflichtenheft in den Händen hielt.

»Woher hast du denn das?« wollte der Eremit erstaunt wissen.

»Meine Ferienlektüre. Das Pflichtenheft für dieses logistische System, von dem ich dir letzte Woche erzählt habe.«

»Und du hast das aus der Schweiz mitgebracht?«

»Ja. Hat mir mein Chef in Bern anvertraut. Streng geheim. Darf nicht in falsche Hände kommen.«

Vangèlis bewegte langsam den Kopf hin und her.

»Merkwürdig – wirklich sehr merkwürdig.«

»Merkwürdig wieso?«

»Ich habe etwas Mühe zu verstehen, warum eine griechische Firma in die Schweiz gehen sollte um sich so etwas bauen zu lassen. Griechische

Ingenieure sind bekannt für gute und günstige Softwarelösungen.«

»Vielleicht macht es unsere Erfahrung aus – oder auch die Diskretion, die man uns nachsagt.« Und er erzählte, wie Kesselring zu diesem Dokument gekommen war. Dann prosteten sie sich zu und wechselten das Thema.

»Vor einigen Tagen habe ich übrigens einen Schüler von dir kennen gelernt – Alèxi.«

»Er hat mir erzählt, dass ihr miteinander gesprochen habt. Alèxis ist einer der aufgewecktesten Jungs dieser Gegend. Ich wünsche ihm sehr, dass er es nach Salonìki schafft. Das Zeug dazu hätte er.«

»Ach ja, und einmal haben wir spätabends noch beim Perser reingeschaut. Doch er hat sich nicht gezeigt.«

»Sei froh. Und dann?«

»Der Mann, der mich dahin geschleppt hat, ist ein pingeliger Buchhalter, der mit seiner Familie seit Jahren den Sommer hier verbringt. Er hat mir vorgerechnet, dass das Beach Resort von Kyros mit den paar Hundert Mahlzeiten, die dort pro Woche konsumiert werden, unmöglich schwarze Zahlen schreiben kann.«

»Da mag er Recht haben. Und was hat er sonst noch gewusst?«

»Er vermutet, dass in der Gegend mit Drogen gehandelt wird. Und dass der Perser dabei eine Schlüsselrolle spielt.«

Vangèlis atmete tief durch und leerte sein Glas. Massimo schenkte nach, was noch in der Flasche war und fragte dann:

»Was denkst du davon?«

»Dass das sehr wohl so sein kann. Dass es aber nicht meine Aufgabe ist, ihn zur Strecke zubringen. Weil ich bezweifle, dass man Gutes tut, indem man das Böse bekämpft.«

»Darüber wurden schon Bücher geschrieben.«

»Nicht von mir.« Er stand auf, nahm den blauen Plastiksack mit den Nägeln und leerte das Glas in einem Zug. »Ich habe genug zu tun mit der eigenen Baustelle.«

»Hast du gehört, dass wir übers Wochenende mit Anthì nach Gàvdos fahren?«

»Du scheinst die Hoffnungsträger der Insel anzuziehen«, schmunzelte Vangèlis und war im Begriff, sich zu entfernen, doch jetzt drehte er sich noch einmal um. Seine Miene war ernst geworden, und er sagte eindringlich zu Massimo:

»Was Kyros anbetrifft, musst du wissen, dass ich ihm alles zutraue. Nimm dich in Acht vor diesem Mann, er ist ein gefährlicher Gegner.

»Und herzlichen Dank für das Bier.«

Massimo stellte die Gläser in den Spültrog. Dann begann er, mit Hilfe von Jean-Pauls Taschenrechner die Koordinaten der Boje auszurechnen.

28

»Warst du schon oft hier unten?«

»In jüngeren Jahren schon. Damals war diese Bucht noch ein Geheimtipp.«

»Auch zum Übernachten?«

»Sicher.«

»Im Freien?«

»Im Freien.«

»Ich dachte, du magst das nicht.«

»Nicht, wenn rundherum die Post abgeht. Sonst schon.«

»Trinkwasser?«

»Weiter hinten war mal eine Quelle. Kann sein, dass die noch was hergibt. Aber ich hab eine Flasche dabei. Das sollte wohl reichen für uns zwei.«

»Ich stelle die Tasche zwischen die Tamarisken.«

***

»Und? Habe ich zu viel versprochen?«

»Ganz toll ist das hier. Keine Menschenseele … «

»Der Wind hat aufgehört … «

»Was könnte man noch mehr wollen?«

»Das Öl. Nimm doch bitte eben das Sonnenöl aus der Tasche und verteil davon etwas auf meinem Rücken. – Warte, so geht's besser – und so.«

»Du bist ja nahtlos braun. Wie hast du das geschafft?«

»Die kleinen Geheimnisse der modernen Frau. Sechs Euro pro 15 Minuten, O-Saft inklusive.«

»Gut so?«

»Es muss richtig reinziehen.«

»Da auch?«

»Weil du es bist.«

»Die öligen Finger?«
»Am Bauch.«
»An deinem?«
»Das überlass ich dir.«

***

»Dein Nacken riecht gut.«
»Oho. Was haben wir denn da?«
»Kann hin und wieder vorkommen.«
»Wolltest du nicht deine Hände abwischen?«
»Ist soeben geschehen, sind aber schon wieder feucht. Jetzt bist du dran … für mich bitte aus der anderen Flasche.«
»Beug dich nach vorn – ja, so. O je, du hast dich verbrannt. Dein Rücken ist ganz rot.«
»Gestern. Hab wohl am Strand zu lange mit Castor und Pollux gespielt.«
»Du meinst die Zwillinge. Wer hütet die eigentlich heute? Alle sind doch nach Loùtro gefahren.«
»Keine Ahnung. Ja, da unten auch. Sonst seh` ich morgen aus wie ein Pavian.«
»Und *meine* Hände?«
»An den Schultern. Am Bauch. Wo immer du willst.«

***

»Da vorne am Wasser gibt‘s schöne Steine. Ich such dir einen als Andenken.«
»Andenken woran?«
»An diesen Urlaub. An heute. An jetzt.«
»Da bin ich gespannt. Gehen wir.«
»Zieh die Schlappen an. Sonst verbrennst du dir auch noch die Füße.«
»Ich schwimme erst mal ein Stück hinaus. Steine können warten.«

***

»Kannst du hier wieder stehen?«

»Ich steh doch schon die ganze Zeit … «

»Nimm mich hoch – ja, so. Ahh…«

»Im Wasser geht alles so einfach … wie auf Wolken … «

»Komm jetzt, komm, du glühender Prinz.«

29

Aus der zu Belüftungszwecken geöffneten Luke, die zum Maschinenraum hinunter führte, ertönte seit einer halben Stunde das heisere Brüllen des Dieselmotors, dem sich ein metallenes, von mangelhaft eingestellten Ventilen zeugendes Tictictictictoctictoc überlagerte.

Stolz und unbeweglich stand der Kapitän der Selìno auf seiner Brücke. Nur die zu Sehschlitzen zusammengekniffen Augen wechselten zwischen dem Blick in unendliche Fernen und jenem auf den Schiffskompass, seine riesigen Hände hatte er ans Steuerrad gelegt, als ob er es stützen und beschützen müsste. An der Wand hing neben einem Kalender der Firma Yamaha zur Dekoration ein Stück Fischernetz mit verstaubten Muscheln, Seesternen und einem ausgetrockneten Krebs.

Jetzt kletterte schwitzend der Maschinist aus der brüllenden Öffnung, putzte sich die Hände am Overall ab und trat zu einem schmierigen Holzsekretär im Mittelschiff, den bei schwerem Seegang ein dicker Eisendraht am Kippen und Herumrutschen hinderte. Aram hatte geölt, was zu ölen war und jede der roten, mit Fett gefüllten Stopfbüchsen um eine Vierteldrehung nach rechts gedreht, was jetzt noch im Logbuch nachgetragen werden musste. Während er im Stehen bedächtig schrieb, formten seine Lippen ein unverständliches Abrahadabra.

Damit war der technische Teil seiner Tätigkeit abgeschlossen. Geputzt wurde das Schiff jeweils über Mittag im Hafen von Karàve. Aram war froh, dass der Südwestwind abgeflaut war, denn er hatte es satt, nach jeder Überfahrt das verkotzte Schiff zu fegen, wie er es in den letzten zwei Wochen regelmäßig getan hatte.

Nachdem der Maschinist sich in dem engen und streng riechenden Pissoir erleichtert und dann seine Hände gewaschen hatte, schob er den Rollladen der Kaffeebar hinauf und kündigte damit den kulinarischen Teil seiner Pflichten an.

Massimo hatte Getränke geholt und sich dann wieder zu Anthì gesetzt.

»Und? Wie war's bei Vangèli?« wollte sie wissen.

»Ein wunderbarer Mensch. Aber ein einfaches Leben hat der nicht. Ich gewann den Eindruck, dass man ihn nicht ernst nimmt.«

»Da magst du wohl recht haben. Ihm fehlt das taktische Geschick. Sobald er angegriffen wird, schaltet er auf stur und hat damit schon verloren.«

»Was man von dir nicht sagen kann. Wenn die Wasserwerfer zischen und die Gewalt eskaliert, verstehst du dich geschickt ans Trockene zu retten.« Sie lachten ein wenig. Massimo spürte unvermittelt einen sanften inneren Luftzug. Es musste sich um einen Wink mit der Katzenklappe handeln. Vorsichtig fragte er:

»Was war das eigentlich für eine Verhandlung im Dikastìrio, die du unter keinen Umständen verpassen durftest?«

Es entstand eine längere Pause. Hatte er vielleicht etwas Falsches gefragt? Beide schauten unter der Reling hindurch zum Horizont.

»Das war meine Scheidung«, sagte sie leise.

***

Auf dem Vordeck hatten sich die originellsten Vertreter der Gàvdos-Passagiere zusammengefunden. Ein eitler Geck in ärmellosem Leinentop, Armani-Brille auf dem Kopf und Gel in den Haaren, suchte mit einem kleinen, aber bestimmt

sündhaft teuren Feldstecher minutenlang den Horizont ab. Ein älteres Schwulenpaar saß auf einem weißen Schalenkoffer, las gemeinsam in einem mit Zeitungspapier eingefassten Buch und kicherte vergnügt. Ein Elternpaar mit alternativem Groove, zwei herrlich verwilderten Kindern und einem von der Hitze überwältigten Chow-Chow hatten es sich am Fuß der Kabine bequem gemacht. Ein braungebrannter Lebenskünstler im schwarzen Slip hing in der Höhlung einer Taurolle und streckte alle viere von sich.

Mitten in diesem Zirkus thronte Jean-Paul im Schneidersitz auf der Segeltuchhülle des Drehpollers, hatte meditierend die Augen geschlossen und hielt dem ambitiösen Treiben auf dem Vorschiff einen krassen Kontrapunkt entgegen. Seit er sich gestern Nachmittag mit Violetta am Einsiedlerstrand vergnügt hatte, war seine Chemie ordentlich durcheinander geraten und er war froh, dass Massimo sich um Anthì kümmerte.

Dieser hatte gleich erfasst, dass es wohl gescheiter war, ihn nicht herunter zu holen. Nachdem Anthì hinter Massimo die Treppe zum Vordeck hinaufgeklettert war, meinte er:

» Der wird schon wieder zu sich finden. Wir lassen ihn fürs Erste da sitzen.« Dann wandten sie sich der Landschaft zu.

Sie hatten sich bereits ein gutes Stück von Kreta entfernt. Über den Weißen Bergen begannen sich Quellwolken zu bilden. Die Insel sah aus dieser Entfernung wieder so aus, wie man sie bei der Fahrt über die Berge wahrgenommen hatte: wie eine Steinwüste.

Entlang der ganzen Küste hatte die Erosion tiefen Spuren hinterlassen. Amüsiert betrachtete Massimo zwei symmetrisch nebeneinander liegende riesige Schuttkegel, welche ihn an Rosas schweren Busen erinnerten, und zog es dann vor,

sich Anthì zuzuwenden, die neben ihm an der Reling lehnte und nach vorn schaute. Ihre schwarz gelockten Haare kitzelten ihn im Fahrtwind an den Ohren.

Langsam näherte man sich dem Ziel …

Gàvdos stand noch im Gegenlicht und gab nur die Silhouette preis. Auf dem höchsten Punkt der Insel ragten zwei Metallmasten in den Himmel. Gavdòpoula hingegen war vom Schiff aus besser zu erkennen, doch wer Inselromantik mit lauschigen Buchten erwartet hatte, sah sich getäuscht: die näher liegende kleine Schwester entpuppte sich als ein leicht gewölbter, etwa drei Kilometer langer, nur spärlich bewachsener und unbewohnter Felsrücken, dessen Rand schroff ins Meer abfiel.

Die Selìno drehte jetzt nach Osten ab, nahm Kurs auf die Hauptinsel und fuhr noch einige Kilometer der Küste entlang bis zum Hafen von Karàve.

Auf dem Hinterdeck war es unruhig geworden. Matten wurden gerollt, Rucksäcke zugeschnürt, Gepäck zusammengerafft, Gitarren angehängt, Gemüseharassen, prallvolle blaue Plastiksäcke, Ofenrohre und Vermessungsgerät in die Nähe des Ausgangs gebracht.

In sanftem Bogen steuerte der Kapitän die Selìno zur Hafenmauer und ließ festmachen.

Die letzte von Arams Aufgaben war es, den Fahrgästen beim Aussteigen zu helfen. Galant bot er hübschen Frauen die Hand und half ihnen über den wackeligen Steg, hob väterlich Kinder über Bord und setzte sie auf abgestellte Koffern oder wies aussteigende Männer mit strenger Mine an, nicht mit dem Gepäck stehenzubleiben, sondern einige Schritte weiter vorne auf ihre Familie zu warten.

Anthì war als erste ausgestiegen und kam nach wenigen Minuten wieder zurück: »Nehmt euer Gepäck, es geht gleich weiter.«

Die beiden Schweizer lernten Manòli kennen, der beim Parkplatz neben seinem hellblauen Wagen wartete und ein paar Sätze Englisch sprach. Sie setzten sich auf der Ladefläche mit einigen anderen Touristen zwischen das Gepäck. Anthì durfte neben dem Fahrer Platz nehmen.

»Wie laufen die Geschäfte?« wollte sie wissen, als der Suzuki die steile Hafenstraße hinauf keuchte.

»Besser als letztes Jahr. Von Juli bis Ende August ist die ganze Insel praktisch ausgebucht – du hast Glück gehabt, dass ich jetzt noch was für euch arrangieren konnte. Aber sobald die Schule beginnt, ist hier Ebbe.«

»Mit den Gästen bist du zufrieden?«

»O ja. Rudi ist jetzt das vierte Mal in diesem Jahr mit einer Gruppe da. Die Leute von der Disco haben zwei Zimmer gemietet, solange bei ihnen die Wohnung umgebaut wird. Dann ist da noch dieser Schriftsteller, den man nicht stören darf und der jeden Tag mit dem Boot in die Einsamkeit fährt – sofern es der Wind zulässt. Nicht zu vergessen jene Gäste, die nur zum Essen kommen und in der Nähe campieren. Wirklich, im Moment läuft's nicht schlecht. So, da sind wir!«

Die drei stellten das wenige Gepäck, das sie für die beiden Tage mitgenommen hatten, in eine Ecke und wurden mit Getränken aus dem Kühlschrank bedient. Dann gingen sie zum Strand hinunter, wo schon einige Badegäste auf Schilfmatten oder farbigen Tüchern in der Sonne lagen oder mit ihren Kindern am Wasser spielten.

***

Die Reisegruppe von Rudi hatte Tische zusammen geschoben und nahm damit gut zwei Drittel der ganzen Terrasse für sich in Anspruch. In der äußersten Ecke saß ein Mann neben seinen Papiernotizen, die er mit einem Taschenrechner beschwert hatte. Er unterhielt sich gerade in griechischer Sprache mit einem abenteuerlich aussehenden Wasìli. Dessen auf jung getrimmte Begleiterin saß daneben und blätterte neugierig in einem Buch von Henri Miller. Die drei schienen sich zu kennen, woraus Jean-Paul schloss, dass es sich um den Schriftsteller handeln musste sowie um das Paar, das den Sommer über die Disco von Gàvdos betrieb.

»Für uns bleibt nur die zweite Wahl«, schmollte er und setzte sich an einen der hinteren Tische.

»Wie geht es deinem Allerwertesten?« erkundigte sich Massimo fürsorgend, als sein Gegenüber sich vorsichtig auf den Stuhl niederließ.

»Danke. Es beginnt an einigen Stellen zu jucken – ein Zeichen der Besserung.«

Der Schriftsteller wandte sich zu Wasìlis Partnerin, wies auf das Buch und fragte sie etwas in ihrer Sprache. Massimo horchte auf. Es war weniger die Frage, die ihn irritierte, obwohl es zu diesem Buch sicher vieles zu fragen gegeben hätte, sondern vielmehr dieses etwas schroffe Englisch mit griechischem Akzent, das er bereits zu kennen glaubte.

»Erledigt das doch unter euch, ich habe in der letzten Zeit genug gerauft. Und zudem wollte ich noch im Rosengarten vorbeischauen.«

Masimo schluckte.

Anthì trat aus dem Nebengebäude, wo sich Toiletten und Duschen befanden und hängte ihr meerfarbenes Badetuch zum Trocknen über eine Wäscheleine. Dann kam sie zum Tisch und stellte

einen Teller mit frisch gewaschenen Früchten darauf.

»Die habe ich noch aus Chanià mitgebracht. Die ersten Trauben sind gerade reif geworden, aber leider noch nicht sehr süß. Die Pfirsiche und die kleinen Bananen schmecken besser – «

Anthì hob den Kopf.

Der Schriftsteller hatte sich auf seinem Stuhl langsam umgedreht, als er ihre Stimme vernahm. Eine Sekunde sahen sich die beiden in die Augen. Und dann noch eine.

»Fòskolo!« zischte sie jetzt. »Was hast du hier in Gàvdos noch zu suchen?«

Anthì machte eine kurze Pause und wechselte dann mit einem Ton, der das Blut in den Adern gerinnen ließ, ins Griechische und sagte zweifelsfrei einige nicht sehr schmeichelhafte Dinge zu ihm.

Fòskolos! Natürlich, das war es – das war diese Männerstimme am Telefon, die damals am Institut nach Kesselring gefragte hatte.

Auf einen Schlag verstand Massimo alles.

Die Geheimniskrämerei der Trans Hermetic mit dem Vorvertrag. Wieso das Pflichtenheft für die Software nur so allgemein gehalten war. Den straffen Fahrplan für die Implementierung auf einem noch zu erstellenden Plattform-Prototyp. Wo dieser Prototyp realisiert werden sollte. Und last not least: wieso der leitende Ingenieur es notwendig fand, sich vor Ort als harmloser Schriftsteller auszugeben, der, wohl um höhere Eingebungen zu empfangen, regelmäßig mit dem Boot in die Einsamkeit hinausfuhr.

All dies fügte sich nahtlos ein in Vangèlis Vorgeschichte über diesen Containerhafen auf Gavdòpoula. Was Massimo die ganze Zeit nicht wahrhaben mochte, war auf einen Schlag zur unumstößlichen Tatsache geworden.

Weder Anthì noch Fòskolos konnten etwas von der Klemme ahnen, in welcher er sich befand. Das war schon mal ein Glück. Die beiden hatten sich ineinander verbissen und im Moment genug damit zu tun, ihre alte Feindschaft zu pflegen. Jean-Paul war viel zu sehr auf seltene Blümchen, lüsterne Frauen und seinen verbrannten Hintern fixiert, als dass er alle Fakten auf die Linie bringen konnte. Und das Wichtigste: niemand, nicht einmal Theòdoros Fòskolos selber hatte hier auch nur die geringste Ahnung davon, dass er ihn erkannt hatte und unmittelbar nach seinem Urlaub vor der Entscheidung stehen würde, entweder mit diesem heimtückischen Kerl zusammen zu arbeiten oder seinem Leben eine neue Richtung zu geben.

***

Eine halbe Stunde später hatten sich die Wogen etwas geglättet. Der anfängliche Schlagabtausch war jetzt einer Grundsatzdiskussion gewichen, an der sich, solange sie auf Englisch geführt wurde, auch Jean-Paul und Massimo beteiligen konnten. Fòskolos wurde arg in die Enge gedrängt, schlug sich aber wacker und gab nicht auf.

»Bedenkt bitte auch, dass man uns hart auf den Fersen ist. Wenn nicht die Europäer im Mittelmeer einen Containerhafen bauen, so tun es die Chinesen oder Koreaner, indem sie sich in Afrika niederlassen und mit Ägypten, Tunesien oder – Konfuzius bewahre sie davor – gar mit Libyen zusammenarbeiten. Dann haben wir den ganzen Verkehr mit unkontrollierbarer Verschmutzung jeder Art vor der Haustür, aber keinen Einfluss – und keinen Gewinn. Wäre euch ein solches Szenario vielleicht lieber?«

Man schwieg betroffen. Selbst Anthì konnte nicht widersprechen, denn diese Möglichkeit bestand zweifellos. Nur hatte es mit der Motivation von Fòskolo nicht das Geringste zu tun, denn so gut kannte sie ihn von früher: dieser Mann wollte Aufträge, Geld und Macht.

»Könnten wir uns dieses Inselchen morgen nicht mal ansehen?« Jean-Paul hatte die Nase voll vom Hickhack zwischen den beiden – wie ihm schien – Erzfeinden und versuchte, die Situation wieder einzurenken.

Fòskolos strahlte: »Sehr gerne sogar. Das Meer wird morgen ruhig sein. Wir können mit meinem Schlauchboot hinüber fahren und ich zeige und erkläre euch alles vor Ort.«

»Und du, Anthì, würdest du auch mitkommen?« fragte Massimo vorsichtig.

Sie stutzte erst und blickte ihm dann in die Augen. Es war sonst nicht ihre Art, mit politischen Gegnern ins gleiche Boot zu steigen. »Eine solche Chance darf ich mir unmöglich entgehen lassen«, sagte sie dann unerwartet, »ich fahre mit – aber nur, wenn ihr beide heute Abend noch mit mir in die Disco geht.«

30

»Wir befinden uns hier genau 5 Meter über Seekartennull.« Fòskolos war bei einer der roh in den Fels gehauenen Treppenstufen stehen geblieben und zeigte auf eine mit roter Sprayfarbe angezeichnete und schon etwas verblichene waagrechte Linie.

»Bis auf diese Kote wird die Insel abtragen, planiert und mit einer Betongrundplatte versehen. Aus der Topografie errechnet sich ein Abraumüberschuss von rund 30 Millionen Kubikmeter Gestein, das zum großen Teil zum Aufschütten der beinahe 7 Kilometer langen und 120 Meter breiten Wellenbrecher verwendet wird, welche die Insel in einem Abstand von 175 Metern umgibt, dies bei einer Beckentiefe von 18 Metern.«

Sie gingen weiter die Steintreppe hinauf und erreichten die Kante des Felsabbruches. Fòskolos war zurückgefallen und etwas außer Atem, als er schließlich zu den anderen stieß. Es dauerte einen Augenblick, bis er sich erholt hatte. Dann fuhr er fort, indem er mit der Hand auf den Felsboden zeigte:

»15 Meter unterhalb der Stelle, wo wir jetzt stehen, befindet sich der Helikopterlandeplatz. Mindestens eine Maschine ist hier dauernd für den Personaltransport und für Notfälle stationiert. Innerhalb weniger Minuten kann sie die Unterkünfte im Hafen von Karàve, innerhalb einer Dreiviertelstunde den Flugplatz der Nato-Basis in Soùda erreichen. Mit einem Chinook-Helikopter kann auch in kürzester Frist ein Container mit Betriebsmaterial oder Ersatzteilen hierher gebracht werden.«

Er wies mit der Hand nach rechts: »Am südöstlichen Ende der Areals steht die Energiezen-

trale und das Kraftstofflager für unsere eigene Energieversorgung und für die Betankung der Schiffe. Entlang der Hafenmauer sind umgeben von den Auffangbecken die beiden Tankanlagen mit je 4 Flachbodentanks zu sehen.«

»Der tut ja, als ob schon alles in Betrieb wäre«, raunte Massimo zu Jean-Paul hinüber. Auch Anthì runzelte die Stirn und schüttelte besorgt den Kopf. Man wurde den Eindruck nicht los, dass Fòskolos zahllose Vorträge dieser Art hinter sich hatte und sich durch mantrisch anmutendes Wiederholen der Kernaussagen und den starken Wunsch, das Gesagte möge eintreten, eine nicht existierende Realität vorgaukelte.

»Entlang der Quaimauer bewegen sich die durch Mikroprozessoren gesteuerten Containerbrücken, heben die Ladung aus den vertäuten Frachtern und verschieben sie automatisch unter Errechnung eines optimalen Weges an freie Plätze auf der Plattform. Dabei wird auf bewährte Algorithmen der Chaos-Theorie zurückgegriffen. Die technische Leistungsgrenze ist erst erreicht, wenn mehr als drei Containerschiffe mit je 5'000 Vierzigfuß-Containern gleichzeitig be- und entladen werden sollen – Schiffe dieser Größe sind heute erst in Planung.

»Auf den Bildschirmen der Logistik-Zentrale ist jederzeit ersichtlich, wo genau sich ein bestimmter Container befindet. Außer dem Computer weiss das sonst niemand. Diese und noch viele andere Daten können bei Bedarf übers Internet abgerufen werden. Und wohlgemerkt: im Normalbetrieb arbeiten auf der Plattform maximal 12 Personen, die Lohnkosten fallen gar nicht mehr ins Gewicht.«

»Wie hoch sind die Investitionskosten der ganzen Anlage?« Massimo dachte zurück an die naiven Kostenschätzungen von Kesselring, die

man aufgrund seines heutigen Wissensstandes alle in den Kehricht werfen konnte.

»Wir gehen heute davon aus, dass die Schlussabrechnung für die Investitionen im Bereich von 2,5 Milliarden Euro liegen wird. Die Finanzierung ist Sache der EU, natürlich zusammen mit Geldgebern aus der Privatwirtschaft. Entweder macht Brüssel mit, oder wir holen Kuwait ins Spiel, das die Anlage zu einem maßgeblichen Teil finanzieren würde – wenn wir das Feld nicht ganz dem Fernen Osten überlassen wollen, der sich als Tor zu Europa brennend für Container Handling Facilities dieser Größe interessiert.«

Dass seit neuestem auch mit der Nato Verhandlungen im Gange waren, verschwieg er. Ein derart brisantes Politikum brauchte Anthì nicht von *ihm* zu erfahren.

Fòskolos legte die flache Hand an seinen nicht mehr ganz flachen Bauch und erweckte so den Anschein, als wolle er sich wie ein Konzertpianist vor seinem Publikum verbeugen.

Der Vortrag schien beendet.

Muss dieser senile Einzelkämpfer jetzt wirklich noch ganz durchdrehen, dachte Anthì. Seit langem wußte sie, dass er unter einer gestörten Selbsteinschätzung litt.

»Ich möchte heute Mittag noch einige fehlende Messpunkte ergänzen und wäre sehr dankbar, wenn sich jemand von den beiden Herren als Messgehilfe zur Verfügung stellen könnte«, sagte Fòskolos. Es klang, als ob ihm nach dem brillanten Vortrag noch eine Gegenleistung aus den Reihen des Publikums zustünde.

»Ich bin unter anderem auch nach Gavdòpoula gekommen, um … « – beinahe hätte er gesagt: noch einen letzten Blick, doch er konnte es verkneifen – » … einen Blick auf die Vegetation zu

werfen«, erwiderte Jean-Paul schnell, trat einen Schritt zurück und ergriff seinen kleinen Rucksack, den er im Zuge von Fòskolos Ausführungen hatte auf den Boden sinken lassen.

»Es bleibt gar nicht mehr viel Zeit für deine Pflanzen. Um fünf Uhr fährt die Selìno zurück nach Chòra Sfakìon. Bis nach Karàve, wo unser Gepäck steht, brauchen wir mit dem Schlauchboot eine dreiviertel Stunde. Somit müssten wir uns hier spätestens um vier Uhr wieder treffen. Jetzt ist halb drei. Ich kenne auf der anderen Inselseite einen kleinen Sandstrand, wo ein Weg hinunterführt. Um diese Zeit gibt es da sogar schon Schatten. Da werde ich jetzt noch hingehen, um mich ein wenig abzukühlen.« Anthì schaute mit einer säuerlichen Miene zu Fòskolos, der wieder seine Hand an den Bauch hielt.

»Den Schildkrötenstrand wirst du uns wohl kaum schon zubetoniert haben, nicht wahr, Theo?« fragte sie mit grimmigem Beiton. Dann warf sie Massimo einen süßen Blick zu, ergriff ihre Badetasche und ging durch die steinige Landschaft quer über die Insel. Jean-Paul entfernte sich in eine andere Richtung.

Die Aufgaben waren verteilt – und dies einmal mehr ohne eigenes Dazutun, konstatierte Massimo zähneknirschend. Was zum Teufel hatte ihn daran gehindert, jetzt mit Anthì am Schildkrötenstrand zu baden?

Natürlich, der Kater war schuld.

Kasimir hatte nicht mitkommen wollen, weil, wie er vor der Fahrt mit dem Schlauchboot verkündete, der ganze technokratische Scheiß ihn nicht interessieren würde, worauf Massimo ihn unsanft zur Klappe hinaus gekickt hatte und ohne, dass die anderen es hören konnten, hinterher zischte, er wäre ja bloß wasserscheu.

Jetzt streikte er.

Dabei hatte der schwarze Lümmel gestern in der Disco von Gàvdos ein Meisterstück gezeigt. Ohne Rücksicht auf seine empfindlichen Ohren hatte er Jean-Paul und die englisch sprechende Brünette hinter den Plattenspielern in ein Gespräch über Free Jazz und über Henry Miller und Anaïs Nin verwickelt und so dafür gesorgt, dass Massimo und Anthì sich unbemerkt dem Bereich der Open Air Bühne mit ihren wild zuckenden Spots hatten entziehen können.

Im Mondlicht war dann alles wie von selbst gegangen.

Obwohl oder vielleicht gerade, weil sie fast nichts voneinander wussten, empfanden die beiden ihre Nähe, als ob sie ein halbes Leben lang aufeinander gewartet hätten. Ein wie zufälliges Berühren der Hände, ihr kleiner Busen, der seinen kräftigen braunen Oberarm streifte – Reize, die auf der Tanzfläche kaum registriert worden wären; im Freien jedoch, vor dieser ins Groteske weisenden Kulisse der kargen Insel empfanden sie jede Berührung als kleines Wunder und als Vorfreude auf alle noch kommenden.

Unendlich sachte waren sie sich näher gekommen, hatten einander gefunden. Hatten zusammen ihre Freude geteilt, ihre Freude darüber, dass sie sich in den Gefühlen füreinander nicht getäuscht hatten.

Alles war so einfach, alles war so klar – auch für Jean-Paul, der, als sie nach einer guten Stunde wieder zur Disco zurückfanden, allein auf der Bühne stand und zu einem schrillen Titel der Gruppe Apocalyptica abtanzte …

»Komm mit!« unterbrach Fòskolos sein Sinnieren, ging etwa 50 Meter ins Innere der Insel und stellte den Rucksack neben eine durch Steine fixierte helle Zeltblache, mit der eine große hölzerne Werkzeugkiste zugedeckt war. Massimo

half ihm, die Blache zu entfernen, zusammenzufalten und wieder mit Steinen zu beschweren. Dann öffnete Fòskolos den Kistendeckel und zog ein Alu-Stativ, drei blau-weiße Vermessungsstangen und einen feldgrau lackierten Theodoliten hervor.

»Ist etwas nicht in Ordnung?« fragte Massimo rücksichtsvoll. Er hatte vorhin bemerkt, wie der andere das Gesicht schmerzhaft verzog, als er sich wieder aufrichtete.

»Ich habe, während wir im Boot saßen, plötzlich Bauchweh gekriegt, es kam und ging und kam, und jetzt wird es immer schlimmer.« Der Ingenieur hatte soeben das Stativ auseinander gespreizt und begonnen, das Messgerät darauf zu befestigen. Jetzt unterbrach er abrupt diese Tätigkeit.

Massimo beobachtete, wie Fòskolos Bauch sich zwei-, dreimal im Krampf zusammenzog, wie er sich daraufhin abwandte und sich mit rülpsenden Geräuschen übergab. Der Schweizer stand ungünstig und war sehr froh, dass der Wind etwas abgeflaut hatte.

Auch das noch, dachte er bei sich, und gleichzeitig wusste er, dass es seine Pflicht war, dem armen Teufel zu helfen.

Er schleifte die Blache zu einem vom Wind gekrümmten Wachholderbäumchen und bereitete Fòskolos im Schatten ein Lager. Dann reichte er ihm aus seinem Rucksack die Flasche mit Wasser.

»Du brauchst einen Arzt«, meinte er, als Fòskolos sich hingelegt hatte, und wies auf die größere Insel: »Gibt es drüben jemanden?«

»Es gibt in Castrì einen Sanitätsposten und im Sommer auch einen Arzt. Schau doch bitte, ob du ihn erreichen kannst.« Er verzog das Gesicht, weil sich die nächste Kolik ankündete.

Massimo wollte wie gewohnt in seine Geldkatze greifen und das Telefon herausklauben. Dann schüttelte er den Kopf.

»Das liegt noch in meiner Tasche im Hafen. Ich habe es gar nicht erst eingepackt, weil ich hier ja doch keinen Empfang gehabt hätte.

»Geh runter und hol im Boot mein Satellitentelefon. Das habe ich hier drüben auch schon benutzt. Es ist in dieser kleinen Box, die in der Bootskiste liegt.«

Als Massimo nach wenigen Minuten keuchend und schweißnass wieder erschien, hatte Fòskolos ein zweites Mal erbrochen.

»Ich versuche, Manòlis zu erreichen.« Massimo kramte in der Geldkatze, zog die zerknitterte Visitenkarte der Taverne aus der Tasche und wählte die Nummer an, ein-, zwei-, dreimal, doch es meldete sich niemand.

Wahrscheinlich war die Küche um diese Zeit noch geschlossen. Oder er hatte an dem ihm nicht vertrauten Gerät in der Aufregung einen Bedienungsfehler gemacht.

»Das geht alles zu lange. Ich rufe Joe Newman an, den Chief Officer des Search and Rescue Center in Soùda. Die Nummer ist abgespeichert.« Fòskolos stützte sich auf seinen Ellbogen und wählte. Die Hand zitterte. Schweiß lief über seine Stirn und tropfte von der Nase auf die helle Stoffunterlage.

»Hey Joe«, sagte Fòskolos sehr mühsam, »Joe, da spricht Fòskolos Theòdoros von der Trans Hermetic – Ja, der Schwiegersohn von Markàkis. – Ihr müsst mich holen, Joe, und zwar gleich. – Ich muss ganz dringend ins Krankenhaus. – Bauchkrämpfe. – Darmverschluss oder Blinddarm oder sonst irgendwas da unten. – Bitte? Ach so, auf Gavdòpoula, da, wo wir vor sechs Jahren mal zusammen rekognosziert haben, ja,

ganz im Süden der Insel. Ja, das Wetter ist hier OK. Aber macht schnell, Joe, es ist ernst.« Er wartete, bis die Antwort eintraf und ließ dann den Hörer sinken.

»Sie kommen. In 45 Minuten sind sie da.«

Es wurden die bisher längsten dreiviertel Stunden in Massimos Leben. Wieso zum Teufel waren die anderen weggelaufen? Ein weiteres Mal das klassische Muster, das er von unzähligen anderen Gelegenheiten her so gut kannte: Oberassistent Wellstein löffelte unfreiwillig die Suppe aus – für wen auch immer. Diesmal eine recht dicke Suppe, um nicht sagen zu müssen: eine Kotzbrühe.

Kein Wunder, dass der Kater nicht aufgetaucht war. Selbst mit seinem schwarzen Kumpan lief alles nach bekannter Manier: wenn man ihn unbedingt bei sich haben wollte, ließ einen das Vieh im Stich.

Kurz nach halb vier tauchten aus unterschiedlichen Richtungen Jean-Paul und Anthì auf. Massimo eilte Anthì entgegen und erklärte ihr, was geschehen war. Sie gingen zum Wachholder, wo Jean-Paul schon nach Fòskolos sah, der sich auf seiner verkotzten Unterlage krümmte.

Dann war endlich, endlich aus der Ferne dieses wohl bekannte Geräusch zu vernehmen, das wie Ravels Bolero lauter und lauter wurde, sich aber anhörte wie ein übergeschnappter Teppichklopfer.

»Sie brauchen einen Landeplatz, Massimo, lass uns schauen, wo er landen kann. Jean-Paul, du nimmst Fòskolos' Blache und machst dich bemerkbar, sobald er in die Nähe kommt.« Im Krisenmanagement schien die Kleine stark zu sein.

Sie liefen etwas weiter ins Innere der Insel und fanden eine kreisrunde und ordentlich fla-

che Stelle, die wohl vor Generationen einmal als Dreschplatz gedient hatte. Gemeinsam schafften sie einige größere Steine aus dem Weg, welche die Landung hätten behindern können.

Der Helikopter flog knatternd in einer Höhe von etwa 100 Metern am Inselrand vorbei. Jean-Paul hatte von Fòskolos' Tuch einen trockenen Streifen abgerissen und fuchtelte wie ein Wilder damit umher. Jetzt bog der Pilot ab, machte eine große Schlaufe, ging auf halbe Höhe und flog aus einer anderen Richtung knapp an ihnen vorbei. In der Kabine war ein winkender Handschuh zu erkennen.

Es dauerte noch eine halbe Minute, dann näherte sich die Maschine aus einer dritten Richtung und flog in einem flachen Winkel genau auf sie zu. Massimo stand auf dem Dreschplatz und streckte instinktiv beide Arme in die Höhe. Als er sicher war, dass man den Landeplatz von oben erkannt hatte, trat er zur Seite und lief zu Anthì hinüber, die sich mit wehendem Haar entfernt hatte und sich die Ohren zuhielt. Staub wirbelte auf. Das dunkelgrün gescheckte Flugzeug verharrte einige Sekunden auf Kopfhöhe und senkte sich dann weich ins gelbe Gras.

Das Knattern hatte aufgehört. Nur noch die Turbine sirrte im Leerlauf vor sich hin. Die Rotorblätter schwirrten langsamer werdend an ihren Köpfen vorbei. Massimo merkte auf einmal, wie er seinen Arm schützend um die Schultern von Anthì gelegt hatte, während sie sich mit beiden Händen an ihm festhielt.

Von innen wurde die Seitentür geöffnet. Zwei Männer zogen eine Aluminiumbahre aus der Maschine, einer legte seinen Lederkoffer darauf, dann traten sie mit eingezogenem Kopf aus dem Gefahrenbereich des Rotors und kamen zu ihnen herüber.

Kurze Begrüßung. Wo ist der Verletzte?

Dann trugen sie ihr Gerät zum Wachholderbaum. Einer der beiden stellte Fòskolos einige Fragen und horchte ihn mit dem Stethoskop ab. Gemeinsam wurde der Ingenieur dann auf die Bahre gehoben. Der Arzt griff zum Spritzenbesteck. Fòskolos hatte noch etwas zu Massimo sagen, vielleicht auch nur gegen die Beruhigungsspritze protestieren wollen, doch dazu war es jetzt zu spät. Er verfiel in einen Dämmerzustand, wurde angegurtet und ins Innere der Bell UH-1 gebracht.

Der Pilot war hinzugetreten und hatte den Helm vom Kopf genommen. Es war eine Frau.

»Jemand von Ihnen sollte mit uns kommen um während des Rückfluges noch einige Fragen zu beantworten.«

»Damit das klar ist: ich gehe aufs Schiff«, sagte Anthì sehr bestimmt. »Ich kann es mir politisch nicht leisten, mit ausrangierten Kampfhelikoptern aus dem Vietnamkrieg herum zu fliegen. Und zudem steht in Chòra Sfakìon noch mein Wagen.«

»Wir sollten zu zweit sein, wegen des Gepäcks.« bekräftigte Jean-Paul.

»Dann werde ich mitfliegen.« Massimo schien darüber nicht sehr unglücklich zu sein. »Wäre es möglich, dass Sie in Frangokàstello eine Zwischenlandung machen und mich dort aussteigen lassen? Das würde vieles vereinfachen.» Die Pilotin nickte, Massimo lächelte dankbar.

»Du rufst mich an, sobald ihr in Kreta an Land geht, nicht wahr, Anthì?« Ihre blauen Augen signalisierten Zustimmung.

Der Arzt trat hinzu und mahnte zur Eile. »Blinddarm. Der Patient muss noch heute Abend operiert werden. Kommen Sie.«

Die Turbine wurde wieder gestartet, die Luke geschlossen. Alle saßen festgeschnallt auf ihren Plätzen und hatten die Gehörschutzgeräte auf dem Kopf. Fòskolos lag hinter ihnen auf der Bahre und atmete gleichmäßig.

Die Pilotin schob den Gashebel nach vorne. Die Turbine heulte auf, die Kupplung begann zu greifen und brachte den Rotor auf Nenndrehzahl. Der Teppichklopfer setzte ein. Die Frau unter dem Helm zog mit der linken Hand am Kollektiv-Hebel, hob so den grüngescheckten Kriegsveteran auf Schwebehöhe, wartete einen Augenblick, bis sie mit der rechten beinahe unmerklich den Cyclic-Hebel bewegte, worauf die Maschine sanft nach vorne kippte, beschleunigte, an Höhe gewann und in einer Linkskurve auf das offene Meer abdrehte.

Massimo schaute nach unten, sah, wie Jean-Paul die weiße Stoffbahn schwenkte, einige Meter daneben stand mit wehenden Haaren seine Geliebte und winkte mit beiden Armen zu ihm hinauf.

31

Mit dem Einbruch der Dunkelheit waren auch die Zikaden verstummt. Massimo hatte das Ende des Dorfes erreicht, als über den flachen Hügeln im Osten der Ebene der Mond aufstieg. Erst war im dunklen Blau nur ein rötlicher Schein am Horizont zu erkennen gewesen, dann erschien ein heller Punkt, der sich rasch nach beiden Seiten zu einer Linie ausdehnte.

Jetzt sah man die Krümmung der Mondscheibe, die sich wie eine riesige Orange in fast beängstigendem Tempo nach oben bewegte. Zwei Minuten später hatte sie sich vom Horizont gelöst, schwebte am violetten Himmel und ließ die einsamen Strände, auf die man vom Weg aus hinunterblicken konnte, in einem märchenhaften Licht erscheinen.

Das Kloster, dem Massimo sich näherte, war umgeben von vielleicht vierzig Autos unterschiedlichsten Alters, die alle nur mit dem einen Ziel parkiert worden waren: die Gehdistanz bis zum Kern des Geschehens gering zu halten. Seine Umfassungsmauer war zerfallen, ebenso die meisten Gebäude. Eine Ausnahme bildete die von weißen Marmorgräbern umgebene kleine Kirche.

Im Halbdunkel erkannte man einige Gestalten, meist Männer, mit aufglimmenden Zigaretten, die in der Nähe des Eingangs in Gruppen zusammen standen oder auf der Steinstufe am Fuß ihrer Längsmauer saßen und sich miteinander unterhielten.

Jungen in festlicher Kleidung balancierten frivol auf den Ruinen der Nebengebäude oder kletterten auf dem riesigen, im Zentrum der Anlage stehenden Feigenbaum herum. Im Blickfeld der Burschen standen herausgeputzte Mädchen in

Gruppen zusammen, tuschelten und kicherten, schauten bewundernd zu einem besonders dreisten Kletterer hinauf oder lachten über dessen Missgeschick.

Gedämpftes, rötliches Licht dringt aus der Kirche. Massimo tritt ein, schaut sich um, nickt freundlich, signalisiert unaufdringliches Interesse und Verständnis. Feuchte Wärme schlägt ihm entgegen. Dutzende von langen, dünnen, honigfarbenen Kerzen beleuchten den Innenraum.

Das Kirchengewölbe ist mit einem Christusbild bemalt, im dahinter liegenden, etwas erhöhten und durch einen Steinbogen abgetrennten Altarraum ist die Gottesmutter abgebildet.

Einem roten, bestickten Samtüberzug fällt die schwierige Aufgabe zu, den Altar sowohl zu schonen als auch zu zieren.

Von der gekalkten Decke hängen zwei Öllampen, an der Wand etwa zwei Dutzend Ikonen in vergoldeten Rahmen.

In einer Nische gibt es Ölflaschen, Dochte, Weihrauchschachteln, eine Blechdose mit Kerzen und Streichhölzern, in einer anderen liegt Messinggeschirr.

Rechts vom Altar erkennt man ein hölzernes Stehpult mit gedrechselten Beinen, an der Seitenwand steht ein metallener Opferstock mit einem riesigen Vorhängeschloss.

In mehreren Reihen drängt sich die Taufgesellschaft vor dem Altarraum um das große Taufbecken. Soeben hat der Pope im blauen Talar ein nacktes, vor Angst brüllendes Mädchen aus dem Wasser gehoben.
»Waftìzete i zoùli tou thèou«, sagt er dazu in feierlichem Bariton, was etwa bedeutet: »Wir taufen die Dienerin des Herrn«, legt es jetzt behutsam in die Arme der erwartungsvoll mit einem weißen Frottiertuch bereitstehenden Patin und macht

das Zeichen des Kreuzes, indem er würdevoll drei Finger der rechten Hand vor seinem Bauch ab- und aufbewegt.

Es folgt ein weltliches Zwischenspiel, denn ununterbrochen wird die ganze Szenerie von den anwesenden Gästen aus verschiedensten Blickwinkeln fotografiert und gefilmt. Wieder und wieder scheinen Blitzlichter auf und knallen dem schreienden Mädchen mitten ins Gesicht.

Der Pope versucht, sich durch das digital gesteuerte Gewitter nicht ablenken zu lassen, hebt seine bleiche Hand zum Segen, taucht dann die Finger in ein besonderes Öl, das er dem Kind auf der Stirne verstreicht, worauf es sich für einen Augenblick beruhigt.

Dann erhält die Kleine neue, weiße Kleider, die ein Vermögen gekostet haben müssen, ein viel zu großes Kreuz wird um ihren Hals gehängt, flugs ist ihr Pate mit einer Schere zur Stelle und schneidet der frisch Getauften mit demonstrativer Behutsamkeit eine Haarlocke ab, die er anschließend in ein Seidenpapier wickelt und der Mutter reicht, welche sie in einem weißen Täschchen versorgt.

Frische Kerzen werden jetzt beim Altar angezündet und die unmittelbar Beteiligten schreiten mit ihrer krähenden, weiß gebündelten Trophäe andächtig um das Taufbecken, während die übrigen dicht gedrängt in schweißgebadeter Rührung dem Schauspiel beiwohnen, sich anschließend auf die beginnende Liturgie einstellen oder aber unauffällig den Raum verlassen.

Massimo hatte das Zeremoniell bis hierher aufmerksam mitverfolgt, mochte jedoch dem nun beginnenden liturgischen Teil nicht mehr zu folgen, zumal er vom Sing des Popen und vom Sang der Gemeinde wenig verstand.

Er trat wieder ins Freie, wo schon gut die Hälfte der Anwesenden in Gruppen beieinander standen, rauchten und wohl dabei waren, letzte – und wenn es sie gab: möglichst pikante – Familienneuigkeiten auszutauschen.

»Du kannst mit mir kommen, wenn du magst.« Alèxis hatte sich ebenfalls aus der feuchten Höhle gerettet und war zu Massimo getreten: »Ich bin mit dem Motorrad hier und fahre jetzt zurück, um das Essen fertig herzurichten.«

»Das ist vielleicht ein Angebot – wenn du ordentlich fährst.«

***

»Da kommt unser Flugpassagier!« Der Doppelpeter trat auf ihn zu und umarmte ihn brüderlich. »Das sind ja üble Geschichten – und die letzte Neuigkeit kennst du noch gar nicht.« Er setzte ein wichtiges Gesicht auf.

»Und die wäre?«

»Deine Freunde haben schon vor einiger Zeit versucht, dich zu erreichen. Das Linienschiff ist nämlich ohne sie zurückgefahren.«

»Was soll denn das?« So musste es sich anfühlen, wenn man weiche Knie kriegte.

»Sie sind auf Gavdòpoula mit dem Motorboot von – wie hieß er doch gleich – von diesem Koloss nicht klargekommen. Eine geschlagene Stunde haben sie nach dem Zündschlüssel gesucht. Als sie endlich Karàve erreichten, war das Schiff weg. Frühestens am Mittwoch kann dein Freund wieder hier sein.«

»Ach, du heilige Scheiße!« brachte Massimo nur noch heraus. Das also war es gewesen, was Fòskolos ihm vor dem Abflug noch hatte sagen wollen. »Haben sie dir eine Telefonnummer gegeben?« wollte er wissen.

»Aber gewiss doch.« Triumphierend zog Peter den abgerissenen Rand einer Zeitung aus seiner Hemdentasche. »Du weißt ja: bei mir wird alles registriert.«

Jean-Pauls Telefon war nicht eingeschaltet. Eine Frauenstimme ermunterte, doch später anzurufen. Massimo versuchte es mit der Nummer der Taverne.

»Orìste.« Die Stimme von Manòli. Als er Massimo erkannte, folgte erst ein unverständlicher Redeschwall, dann holte er Rudi zu Hilfe.

Der Gruppenleiter war besonnen wie immer.

»Ja – die beiden sind vor zwei Stunden mit dem Motorrad des Schriftstellers weggefahren. Der kleine Schweizer wollte unbedingt noch ganz in den Süden und hat sich nach dem Weg zum Kap Trìpiti erkundigt. Es lässt sich dort ungestört baden, außerdem gibt es einen Salzsee, wo bei Vollmond dieser Runenmeister mit einer stattlichen Gefolgschaft sein Unwesen treibt.«

Massimo bedankte sich höflich bei Rudi, ließ artig Grüße ausrichten, versprach, am nächsten Tag noch einmal anzurufen und hängte dann auf. Innerlich aber verfluchte er den Entscheid, wegen Fòskolos mit dem Helikopter zurück geflogen zu sein. Er kannte nur noch *ein* Ziel, und dieses Ziel hatte seit gestern Nacht auch einen Namen: Anthì Daskalàki.

32

Ein übergroßer Eichenstuhl markierte den südlichsten Punkt Europas.

Er stand auf dem äußersten Rand eines mächtigen, aus dem Meer ragenden Felsentores, das von oben nur unter Lebensgefahr zu erkennen war. Seine Sitzfläche betrug etwa einen Quadratmeter und befand sich einen Meter vierzig über dem Boden. Die beiden Balken, die seine hinteren Beine bildeten, waren zuoberst durch die Rückenlehne verbunden, worauf zu lesen war:

SOUTHERN POINT OF EUROPE

Auf der Sitzfläche standen die Koordinaten:

34°48′07′′ NB
24°07′35′′ EL

Von der Stuhllehne hing an einer blauen Kordel ein abgehacktes dürres Ziegenbein herunter.

Wer eitel und groß genug war, auf den Stuhl zu klettern, hatte das Libysche Meer im Rücken und blickte auf die Trìpiti-Bucht und den dahinter liegenden ausgetrockneten Salzsee, der vielleicht 200 Meter lang und halb so breit war. Er war landseitig eingefasst von einem steilen Felsband. Dahinter lag die karge Landschaft, die nur von einem schmalen, durch einige knorrige Zedern bewachsenen Einschnitt unterbrochen wurde, durch den ein Fußweg hinunter führte.

Es war ungewöhnlich, dass sich heute Abend so viele Besucher und Besucherinnen eingefunden hatten, denn die Gegend war schwierig zu erreichen. Etwa zwanzig jüngere Frauen und Männer hatten ihr Gepäck zusammengestellt

und waren daran, sich umzuziehen und mit Riechöl einzureiben oder sie schlenderten, soweit man dies auf Distanz erkennen konnte, mit suchenden Blicken dem Strand entlang.

»Da unten ist schon ein ganzer Clan beieinander. Wann soll das wohl losgehen?« wollte Jean-Paul wissen.

»Wenn ein Fest bei Vollmond gefeiert werden soll, denke ich, dass man wartet, bis er aufgegangen ist – also etwa bis um acht Uhr. Jetzt habe ich auch Durst, gib mir bitte mal die Flasche.«

Anthì nahm einige Schlucke und steckte die Flasche dann zurück in Jean-Pauls Rucksack. »Wir könnten noch zum Leuchtturm hinauf gehen«, schlug sie vor, »in zehn Minuten sind wir dort.«

Am höchsten Punkt von Kap Trìpiti, befand sich ein vor sich hinrostender Schrotthaufen. Die Konstruktion in der Größe und Art eines Hochspannungsmastes war aus ihren Verankerungen gerissen und lag auf dem Boden. Unzählige großkalibrige Durchschusslöcher in Blechen und verbogenen Eisenprofilen ließen vermuten, dass dieses stolze Manifest der europäischen Grenze wohl im Zweiten Weltkrieg gefallen war.

»Deutsche Stukas sollen 1941 hier mit ihren heulenden Sirenen gewütet haben, wurde uns in der Schule beigebracht, doch ein halbes Jahrhundert später nimmt man das nicht mehr so genau – es könnte gerade so gut eine Vergeltungsaktion der Alliierten während ihrer Flucht nach Ägypten gewesen sein.«

Sie stöberten noch eine Weile im Schrott umher. Die Sonne war kurz davor, im Meer unterzugehen. Kein Lüftchen regte sich, keine Wolke, nur der Kondensstreifen eines Jets trübte den Himmel, als sie sich in Gestalt einer roten Pflaume langsam ihrem Spiegelbild näherte.

In Gedanken versunken schaute Anthì zu, wie die beiden gewölbten Linien sich am Horizont berührten, vereinigten und sich endlich von einem Augenblick zum anderen im Nichts auflösten.

Sie wurde erst wieder aus ihrem Tagtraum gerissen, als Jean-Paul ihr begeistert zurief:

»Anthì, schau mal da!«

Im Osten war soeben der Vollmond aus dem Meer gestiegen. Zwei Hunde, die sich dadurch beunruhigen ließen, bellten in der Ferne. Unten am Strand sahen die Runenjünger dem Schauspiel zu.

Jetzt ertönten von der Windrose zehn dumpfe Schläge. Dann ein Klappern, Wirbeln und Rattern. Ein großer Mann mit langen, grauen Haaren, bekleidet mit einem weißen Überwurf, begann, mit dem blaubekordelten Ziegenbein und einem hölzernen Stock auf die Sitzfläche des Stuhls zu trommeln. Von weit her mussten seine Schläge zu hören sein.

»Das ist das Zeichen. Jetzt geht's los.«

Die mit wehenden, weißen Umhängen bekleideten Menschen hielten inne, versammelten sich am Rand des Salzsees und wandten sich ihrem wirbelnden Vormann zu.

»i i i i i i i i i i i i i i i i«, rief der Trommler, der inzwischen auf die Sitzfläche des Stuhls gestiegen war, die beiden Schläger weggelegt und sich aufgerichtet hatte, wobei er Tonhöhe und Lautstärke variierte und seine Arme mit nach vorne gedrehten Handflächen senkrecht in den Abendhimmel streckte.

»i i i i i i i i i«, kam es erst zaghaft, dann zunehmend lauter und sicherer aus dem Felskessel zurück, bis von oben mit einem Handzeichen Ruhe geboten wurde.

Es schien, als wäre der Vorsprecher vom Ergebnis noch nicht überzeugt. Erneut streckte er die Arme in die Luft und wiederholte seine Evokation.

»i i i i i i i i i i i i i i i i i i i i i i«, rief, sang, schrie, heulte und sirente es von unten herauf.

Nach dem dritten Mal war er zufrieden. Er rief »u u u u u u u u«, beugte die Hände, die Arme, den Kopf und den Oberkörper nach vorne, wechselte zu einem »r r r r r r r«-Vibrato und beendete die Bewegungen mit einer Luft ablassenden Rumpfbeuge.

Von den Jüngern her war erst ein vielstimmiges Vibrieren, dann ein graues Zischen zu hören, langsam beugten sich zwanzig Körper nach vorne und verharrten schließlich minutenlang in dieser Stellung.

Offenen Mundes hatte Jean-Paul das Treiben verfolgt und dabei fast das Atmen vergessen.

Jetzt richtete sich der Vormann langsam wieder auf, strich mit beiden Händen dem Leib entlang bis zum Kopf hinauf, streckte danach seine Arme seitwärts nach oben und ließ den Körper erstarren.

Auf dem Brustteil seines weißen Überwurfs war ein blutrotes Kreuz zu erkennen.

Die Gruppe tat es ihm gleich. Alle streckten die Arme nach oben und zeigten das Kreuz auf ihrer Brust.

»m m m m m maaaa meeee mi i i i moooo muuuuuuuuu«, wurde zum Abschluss vor- und dann mehrmals bestätigend nachgesungen.

Das Ganze erinnerte den Schweizer an eine Begebenheit, die in seinem Leben weit zurückliegen musste. Zu Beginn war ihm nur eine verblüffende Ähnlichkeit dieser Vorbereitungen mit den Stimmbildungsübungen eines Gesangvereins aufgefallen, doch war da auch noch et-

was Anderes, etwas, das seinem Denken nicht zugänglich war …

Mit dem Abspreizen der drei Schwurfinger, einem elastischen Sprung vom hohen Stuhl und einem fulminanten Schlusswirbel mit Holzstab und Ziegenbein beendete der Guru die Einstimmung und eilte wehenden Kleides zu seinem Trupp hinunter.

Die Nacht war herein gebrochen, doch der Mond schien so hell, dass man ohne Weiteres hätte Zeitung lesen können.

»Komm, gehen wir etwas näher, ich will mir das genau ansehen …« Jean-Paul packte den Rucksack und ging im Mondlicht voran den Felshügel hinunter. Anthì folgte mit wenig Begeisterung. Knappe dreißig Meter hinter dem Felsband fand sich ein geeigneter Platz, groß genug, um das Gepäck abzulegen und den Schlafsack auszubreiten, den Anthì sich von Manòlis geborgt hatte.

Auf der Ebene gingen die Vorbereitungen weiter. In der Mitte der ovalen Fläche hatte der Guru mit drei Steinen und einem Holzbrett ein Tischchen errichtet, darauf eine kleine Schale gestellt und daneben eine Kerze angezündet. Nun gebot er den Teilnehmenden, sich zu entfernen, maß mit seinen Schritten eine bestimmte Distanz, es mochten vielleicht zwölf Meter sein, vom Zentrum ab, beugte sich nieder und begann, mit dem Stab rund um den Tisch einen großen Kreis in den salzigen Sand zu zeichnen:

»Im Namen von Gibur Arahari, im Namen von Tyr-Tyr, im Namen von Sig-Tyr, Sig-Tyr, Sig-Tyr ziehe ich den magischen Kreis, der uns schützen soll vor den Mächten der Finsternis, vor der Bosheit dämonischer Gewalten.«

Als er den Kreis geschlossen hatte, wies er alle Anwesenden mit Worten und Gebärden an, sich

rundum zu verteilen, dann steckte er entlang dieser Linie in gleichmäßigen Abständen neun Wachsfackeln in den weichen Boden.

Jetzt griff er wieder zum Stab und begann, zwischen den Fackeln Figuren in den Sand zu ritzen, wobei er den Zuschauern jedes Mal ein Wort, wahrscheinlich den Namen des Zeichens zurief. Mit jedem Namen war einer der Anwesenden geheißen, zu ihm in den Kreis zu treten.

Jean-Paul fühlte sich durch das Schauspiel, seltsam erregt. Die akademische Überlegenheit, die er allem entgegenbrachte, was sich nicht in bewährte Denkmuster einordnen ließ, hatte ihn diesmal im Stich gelassen. Sein Blick verfolgte gebannt jede Bewegung des – soviel war ihm in der Zwischenzeit klar geworden – Magiers.

Es kam ihm vor, als hätte er alles, was er hier sah, in längst vergangenen Zeiten nicht nur einmal, sondern schon viele, viele Male erlebt. Jeder Laut war ihm bekannt. Nach Abschluss jeder Handlung wusste er schon, welches die folgende sein würde.

Anthì dagegen ließ die Zeremonie kalt. Sie sass auf einen Stein, das Kinn auf den Armen aufgestützt und betrachtete das ganze Geschehen etwa mit jenem Interesse, welches übernächtigte Eltern dem Spiel ihrer Kinder im Sandkasten entgegenbringen.

Der Magier führte mit seinem Stab gegen jede der vier Himmelsrichtungen eine Zick-Zack-Bewegung aus und schaute dann mit höchster Konzentration einige Sekunden unbeweglich zu Boden. Anschließend ging er zu seinem Tisch zurück, entzündete an der Kerze einen Holzspan, hielt schützend seinen weißen Umhang vor die Flamme und rief etwas in deutscher Sprache, das tönte wie:

«Mächte des Lichtes, ewig im All, zerreißet das Dunkel! Flamme, heilige, glühe! Erleuchte die Nacht.«

Dann ging er von Fackel zu Fackel und zündete sie an.

Für Jean-Paul steigerte sich die Spannung schier ins Unerträgliche. Er begann zu schwitzen und sagte leise, doch mit belegter Stimme zu seiner Begleiterin: »Ich gehe noch ein bisschen näher ran.«

Diese hingegen machte Anstalten, den Schlafsack auszurollen, doch war sie dazu kaum mehr imstande. »Ich bin plötzlich so wahnsinnig müde, alles an mir ist schwer wie Blei«, murmelte sie ohne zu merken, dass ihr Begleiter schon hinunter gegangen war.

Der Magier hatte aus seinem Paraphernalienbeutel eine ordentliche Handvoll Räucherwerk genommen und es in der Schale entzündet. Rauch stieg auf, während er begann, erst einzelne langgezogene Silben, dann Wort- und Tonfolgen zu rufen, die seine Jünger jeweils wiederholten und dabei bestimmte Körperstellungen einnahmen, diese während längerer Zeit beibehielten, um danach simultan mit den gesummten, gezischten oder sonstwie geäußerten Lauten in die nächste Körpergebärde hinüber zu gleiten.

Erneut die Erinnerung an dieses Etwas, das ihm so vertraut war, etwas, das seit vielen Jahren in ihm gärte, etwas Unbekanntes, das sich hartnäckig bemühte, ins Bewusstsein zu treten. Sein Bauch gab ein bedrohliches Knurren von sich, während er versuchte, mit der Kraft seiner Gedanken den Übergriff abzuwenden.

***

Das Knurren hatte aufgehört. Jean-Paul konnte den Fisch des Bewusstseins – so nannte er den Punkt seiner Aufmerksamkeit – wieder auf die sich bewegende Gruppe lenken.

Was anfangs noch steif gewirkt hatte, begann nun, in einen Tanz zu münden, worin vorgeschriebene Stellungen sich mit spontanen Bewegungsabläufen paarten und zu neuen Figuren steigerten, wobei man sich auf einen tief gehenden Rhythmus einigte.

Man war auf dem besten Weg, in einer kollektiv imaginierten Sphärenmusik soweit aufzugehen, dass jeglicher Bezug zum Hier und Jetzt hinfällig wurde, weil die Peripherie dabei war, mit dem Zentrum eins zu werden.

Einige der Tanzenden hatten sich zwanglos zu Paaren zusammengefunden. Alles, was das Ausbreiten der Freiheit noch behindern konnte, die hellen Überwürfe, störende Unterwäsche und Badehosen wurden abgestreift, von sich und aus dem Kreis geworfen. Die von Öl und Schweiß glänzenden Körper tanzten auf dem Wellenkamm einer unerschöpflichen Kraft durch den betörenden Weihrauch in einer nicht näher beschreibbaren, sich selbst genügenden nackten Ekstase.

Jean-Paul hatte sich inzwischen bis auf die Ebene hinunter gewagt und dem Spektakel genähert. Die unerhörten Rhythmen und Laute hatten auch ihn von sämtlichen Hemmungen befreit. In seiner Welt außerhalb des Kreises begann er sich im Gleichmass mit der Gruppe zu bewegen, tanzte ihre Schritte, imitierte ihre Rufe, übernahm minutenlang ihre Stellungen, um dann mit neu geschöpfter Energie zum nächsten autochoreografischen Bild überzugehen.

Wieder und wieder wechselten die getanzten Zeichen. Neue Räume erschlossen sich, neue,

erschreckende Wahrnehmungen eröffneten sich ihm, Jean-Paul begann Farben zu hören, Töne zu schmecken und schließlich die Trägheit seines Körpers hinter sich zu lassen. Aus der Vogelschau konnte er sich tanzen sehen, der Magier mit seiner Gruppe war verschwunden, es gab nur noch ihn, ihn, der als göttlicher Pol inmitten des Universums ruhte, die Welt nach seinen Gedanken zum Tanzen brachte und sich schließlich mit einem unendlichen Lachen ins Nichts auflöste.

»Im Namen von Gibur Arahari, im Namen von Arehisosur, alu und ula beende ich die heilige magische Handlung und danke euch hohen Mächten für die Stunde dieses Erlebens. Tawatuwa! Ara-hari! Sig-Tyr! Sig-Tyr! Sig-Tyr!«

***

Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Anthì fühlte sich wie gerädert und versuchte, sich an einen Traum zu erinnern, der sie die ganze Nacht in Beschlag genommen hatte, doch es gelang ihr nicht. Sie hob den Kopf und merkte, dass sie allein war.

Öffnete den Schlafsack, stand auf, kniff geblendet die Augen zusammen und schaute zum Salzsee hinunter. Niemand war mehr da. Der Tisch, die Fackeln, das Gepäck waren verschwunden. Selbst vom Kreis konnte man im Sand nichts mehr erkennen.

»Jean-Paul!« rief sie besorgt, »Jean-Paul, bist du da unten?«

Ihr Begleiter war inzwischen schlotternd und mit klappernden Zähnen zu Bewusstsein gekommen. Er lag in embryonaler Stellung beim Fuß einer verkrüppelten Kiefer am Rande des Salzsees und fühlte sich miserabel. In jedem

Muskel spürte er einen bisher noch nie gekannten Kater. Der Rücken tat weh. Große schwarze Ameisen krochen auf seinem Körper herum. Von seinem Hinterteil löste sich die Haut in dünnen, durchsichtigen Fetzen. Zwei Hunde schnüffelten an ihm bis sie merkten, dass er sich bewegte, dann gingen sie knurrend und bellend auf Distanz.

Die Knie zitterten, als er versuchte aufzustehen. Die Schrammen an den vom Salz ausgelaugten Füßen spürte er kaum.

Er musste sich gewaltig auf die Zunge gebissen haben, jedenfalls schmerzte sie und er schluckte von Zeit zu Zeit eine angenehm warme, leicht salzig schmeckende Flüssigkeit hinunter.

Jetzt merkte er, dass er nackt war und erinnerte sich, dass er irgendwann seine Kleider beim Tanzen als hinderlich empfunden und von sich gerissen hatte. Später war wieder dieses gnadenlose, unheimliche Rumpeln im Bauch aufgestiegen. Gerüche, Farben und Töne, die ihn in einen unendlich langen, lachenden Wirbel hinein gesogen haten. Dann wusste er nichts mehr.

»Heilige Jungfrau, wie siehst du denn aus! Hat dich jemand verdroschen?«

Anthì war plötzlich vor ihm aufgetaucht. Sie trug ein Bündel zerknüllter sandiger Kleider in der einen und seine feuchten Sandalen in der anderen Hand. Betrachtete erst die wunden Füße und dann die verkrustete Beule auf seiner Stirn.

»Hier sind deine Klamotten. Zieh dich an. Und einen blutigen Mund hast du auch. Ich hole unser Gepäck und die Wasserflasche, dann sehen wir weiter. Und du nimmst erst mal ein Bad, bevor ich dich zu Manòli zurückfahre.«

33

»Heute Abend koche ich nur für dich, John«, sagte Nàska, die hinter der Bar des Hotels Kokinì Ginì die abgespülten Weingläser ausrieb, »alle sind zum Tauffest gegangen. Ich soll hier die Stellung halten. Du bist der einzige Gast.«

Selbst Wachtmeister Paramìthos, der sonst beim Spielen eine bemerkenswerte Ausdauer zeigte, war gegen halb fünf Uhr unruhig geworden, hatte wieder und wieder Fehler gemacht und war dann plötzlich aufgestanden, hatte seine Zeche bezahlt, seinen Stiftzahn in die richtige Lage geschoben und war mit einer für John unverständlichen Erklärung im Polizeiposten verschwunden. John hatte schulterzuckend die Pistolenkugel eingesteckt, den Tàvlikasten zugeklappt und war dann ins Hotel hinüber gegangen.

»Was kochst du denn? Mach doch mal etwas von da, wo du herkommst. Was esst ihr in Bulgarien? Kennst du Kentucky Fried Chicken?«

»Fast Food gibt's nur in den großen Städten, John. In Gabròva, wo ich herkomme, hat man sowas noch nie gesehen. Aber ich kann dir ein bulgarisches Bierhuhn backen, das wird dir bestimmt schmecken.« Sie zwinkerte ihm zu.

»Klingt interessant. Und um halb sieben können wir uns noch das Freundschaftsspiel von Panathinàikos gegen Red Bull ansehen. Ich geh mal hoch und mache mich frisch.« Beflügelt eilte John die Treppe hinauf.

Er zog sich aus, machte Licht in der Dusche und zwängte sich einmal mehr in die Kabine. Das frühmorgendliche Jogging, zu dem er sich in den letzten Tagen hatte begeistern lassen, hatte zwar bisher noch nicht ganz hingereicht, seinen stattlichen Leib zu adonisieren, doch John stellte

mit Genugtuung fest, dass es ihm nach dieser viertelstündigen Tortur und der anschließenden Dusche jedes Mal blendend ging.

Eigentlich hätte er allen Grund gehabt, ungehalten zu sein. Seine ganzen Pläne, mit denen er von New York hierher gereist war, waren durcheinander geraten. Keine Spur von Parzellen, die man Gewinn bringend verkaufen konnte. Einen zweiten Besuch im Kyros Beach Resort hatte Paramìthos seit Tagen immer wieder auf den nächsten verschoben. Heute war zu allem Unglück noch dieses Tauffest angesagt, da lief gar nichts.

Genau genommen wäre jetzt ein Telefongespräch mit Amerika fällig gewesen, um den Vater über die missglückte Mission und die bevorstehende Heimreise zu orientieren. Doch John war jemand, der ungern über Niederlagen sprach, und erst recht nicht, solange ein Funken Hoffnung übrig blieb, dass sich die Zügel noch herumreißen ließen.

Und dann war da noch Nàska Lalòva. Sie hatte in Bulgarien das Gymnasium besucht und sich zur Krankenpflegerin ausbilden lassen, musste dann aber den Dorfschullehrer heiraten, dem sie von den Eltern schon im Mädchenalter zugesprochen worden war. Zusammen hatten sie einen Sohn, der jetzt 17 war und bei den Großeltern lebte. Später hatte sie sich von ihrem Mann getrennt, wollte wieder arbeiten, hatte jedoch im maroden bulgarischen Gesundheitssystem keine geeignete Stelle gefunden. Daraufhin war sie ins Ausland gegangen und schließlich im Alter von 36 Jahren als Magd in Komitàdes gelandet.

An dieser schwarzen Bulgarin also, wenn sie auch ein gutes Stück älter war als er, hatte John Gefallen gefunden, sie war der eigentliche Auslöser seiner Jogging-Anstrengungen und die Quelle seiner inneren Energie.

Nicht dass er sie besonders hübsch fand – vielleicht war sie auch das, doch traute er sich aus mangelnder Erfahrung nicht zu, es zu beurteilen – aber sie hatte alle Attribute, die seiner Meinung nach an einer Frau nicht fehlen durften, und dazu gehörte außer ihrer gewinnenden Erscheinung und ihrem leicht vulgären Sex Appeal, der ihn jedes Mal begeisterte, wenn er sie ansah oder es ihm gelang, sie wie zufällig zu berühren, auch die Tatsache, dass sie äußerst flink war. Noch selten hatte er im Gastgewerbe eine Angestellte angetroffen, die so speditiv arbeitete wie Nàska.

Für John, der die meiste Zeit seines Lebens mit häufig wechselnden unqualifizierten Angestellten im dritten Untergeschoss in dieser viel zu kleinen Küche in Manhattan gearbeitet hatte, war es im Gegensatz zu Schönheitsfragen die einfachste Sache der Welt, dies zu beurteilen.

Als er sich abtrocknete, vernahm er durchs offene Fenster, wie Nàska von ihrer Chefin noch die letzten Hinweise entgegennahm. Er trat in den Unterhosen auf den Balkon und sah zu, wie die in einen grünen Hosenanzug gekleidete Rothaarige im Außenspiegel ihres neuen schwarzglänzenden Pickups den Lippenstift überprüfte, einstieg und dann Richtung Frangokàstello davonfuhr. Unmittelbar darauf vernahm man die Polizeisirene, die Paramìthos wohl als Scherz für die rote Frau hatte aufheulen lassen, bevor er die Wirtin mit seinem dunkelblau-weißen Dienstwagen einholte und gesittet hinter ihr her fuhr. Ein kurzer Moment nur herrschte Ruhe, dann vernahm man das empörte Kollern von Paramìthos Truthahn, der sich mit dem zunehmenden Verkehr im Dorf schwer tat.

Wenn man von John, Nàska, einigen Urgroßmüttern unbestimmbaren Alters und dem Dorf-

trottel absah, musste Komitàdes jetzt entvölkert sein. Der Amerikaner trat wieder ins Bad und begann sich zu rasieren.

***

Das Bierhuhn hatte hervorragend geschmeckt. Nàska hatte den aufgeschnittenen Vogel mit Oregan und Salz eingerieben und mit dem Bauch nach oben auf die in eine Form gebrachten bebutterten Ofenkartoffeln gelegt. Dann schüttete sie Bier darüber und schob die Form in den Ofen. Nach einer halben Stunde drehte sie den Bauch des Huhns nach unten, gab noch etwas Butter hinzu und steckte dann das prächtig aussehende Gericht eine weitere halbe Stunde in den Ofen.

Während sie noch in der Küche hantierte, drehte John den Fernseher an. Im Athener Apòstolos Nikolaìdis Stadion waren soeben die Spieler für die zweite Halbzeit auf das Feld gekommen. Es stand 0:1 für die Red Bulls, als John und Nàska sich gegenüber an einen Tisch setzten und zu Essen begannen.

»Wie heißt eigentlich deine Familie, John?« wollte Nàska plötzlich wissen.

»Pomano. So wie der Strand in Florida.« Natürlich kannte Nàska diesen Strand nicht.

»Pomano? Und das soll ein kretischer Name sein? Die enden sonst alle auf „àkis“: Chiotàkis, Milonàkis, Paraskàkis. Das haben doch die Türken den Kretern aufgebrummt.«

»Unsere Familie hatte einst auch einen solchen Namen. Doch als mein Vater die Führerprüfung machte, konnte man im Department of Motor Vehicles den Namen nicht in den Computer schreiben, weil er zu lang war. Da hat man ihn auf Pomano heruntergestutzt. Und das ist dann so geblieben.«

»Wie würdest du wirklich heißen?«

»Wie mein Vater: Papadomanolàkis Jànnis.«

Sie stutzte. »Ja – diesen Namen habe ich hier auch schon gehört. Das tönt wirklich sehr kretisch. Darf ich dich Jànnis nennen?«

»Wenn du willst gerne, aber erst, wenn wir darauf angestoßen haben. Hol eine Flasche kalten Logàri.«

»Rosé?«

»Rosé. Wir könnten den Wein auch auf meiner Terrasse trinken. Meinst du, die rote Frau lässt das zu?«

»Ihr ist egal, was wir tun, sie will bloß nicht beklaut werden. Ich schließe unten ab und bin in einer Viertelstunde mit dem Wein bei dir.«

John trat auf den Balkon seines Zimmers. Die Sonne war vor kurzem hinter den Bergen untergegangen, doch war es immer noch ordentlich warm. Er rückte den Tisch zurecht und stellte den anderen Stuhl daneben, wie er es vom Gastgewerbe her gewohnt war.

Das Zikadeninferno hatte sich erschöpft. Windstille. Hin und wieder hörte John, wie sich unten am Strand eine Welle überschlug. Einmal hörte er durch die Zimmertür Gläser klirren, etwas später Wasser rauschen. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass John auf eine Frau wartete.

Endlich klopfte es und Nàska öffnete mit dem Ellbogen die Tür. Beinahe hätte er sie nicht wieder erkannt. Ihre schwarzen Haare waren nicht mehr hochgesteckt. Wenn man vom Blau ihrer Augenlider absah, war sie ungeschminkt. Sie hatte ein weites blaues Trägerkleid mit aufgedruckten Blumen und Schmetterlingen angezogen. In den Händen trug sie das Tablett mit einer kühl aussehenden Flasche, zwei Gläsern und ei-

nem Plättchen mit Oliven und eingelegten Tomaten.

»Hast du gemerkt, Jànni? Wir brauchen nicht einmal Licht. Gleich wird der Mond aufgehen.« Sie trat mit dem Logàri zu ihm auf den Balkon und schenkte ein.

Über dem Olivenhain begann sich der Himmel violett zu verfärben. Schweigend standen sie nebeneinander und schauten auf das Libysche Meer, bis der Mond als riesige rötliche Kugel zwischen den dunklen Bäumen erschien und langsam und stetig aufstieg, so, als stünde ihm alle Zeit der Welt zur Verfügung um jeden Stern des südlichen Nachthimmels kennen zu lernen.

***

Von sehr, sehr weit weg hörte Nàska Schüsse und erwachte. Mit angezogenen Beinen musste sie auf dem weichen Bauch von Jànni eingeschlafen sein. Sie hob den rechten Arm über den Kopf zum linken Ohr und strich ihr Haar über dem Rücken zu Seite. Ganz sanft, ohne den Mann unter ihr zu wecken, rutschte sie nach vorne, legte sich dann neben ihn auf die Matratzenkante, drehte sich gegen das offene Fenster und sah in die Vollmondnacht hinaus.

Papadomanolàkis.

Zum Glück gab es hier keine Moskitos.

Papadomanolàkis.

Irgend etwas klingelte in ihrem Hinterkopf.

Papadomanolàkis.

So hieß die Witwe im übernächsten Dorf, bei der Nàska jeweils die Ziegenmilch holte. Die einen leicht behinderten Sohn mit einem roten Motorrad hatte, das aussah wie ein Schrotthaufen und kaum mehr fuhr. Und dieser Sohn, erinnerte sie sich, arbeitete als Taglöhner bei Kyros im Be-

ach Resort, das auf einem Stück Land stand, das, wenn sie alles richtig verstanden hatte, seit der Landreform der Familie ihres Liebhabers gehörte.

Papadomanolàkis! Das wäre ja noch schöner.

Sie beschloss, der Sache nachzugehen.

Aber nicht mehr heute.

Schüsse. Tak – tak – tak – tatak – tatak – tatak. Die Taufe. Wenn es so tönte, dauerten die Feste noch ungefähr zwei Stunden. Unbekleidet trat sie auf den Balkon, stützte sich auf das Geländer, schaute auf das glitzernde Meer und genoss die kühle Nachtluft, die ihren reifen Körper streichelte.

John war durch die Pistolensalve wach geworden. Er richtete sich auf und betrachtete die Silhouette seiner Partnerin. Nàska war ein Gottesgeschenk. Die letzten zwanzig Jahre hatte er es immer selbst gemacht. Außer einmal, wo er allen Mut zusammengenommen hatte und mit einem Kollegen ins Puff gegangen war, doch es hatte nicht geklappt … Natürlich hatte er sich nichts anmerken lassen und nie jemandem etwas davon gesagt.

Und jetzt das!

Liebestrunken, den Mund voll Speichel trat der lernbegierige Mann auf den Balkon, umarmte seine schwarze Bulgarin von hinten und liebkoste sie schnaufend. Nàska genoss es einige Zeit, dann drehte sie sich um und reichte ihm zwinkernd das andere Glas. Sie prosteten einander zu, tranken und ließen dann die Gläser auf dem Balkontischchen zurück.

Die nächste Lektion hatte begonnen.

34

»Nanu, schon wieder da? Ist etwas geschehen?« Vor wenigen Minuten erst hatte Massimo sich bei den Gastgebern verabschiedet um sich schlafen zu legen, jetzt stand er wieder bei Peter und Violetta am Tisch und versuchte, möglichst ruhig zu wirken, was ihm nur schlecht gelang:

»Bei uns ist eingebrochen worden … Jemand ist durch das hintere Fenster eingestiegen und hat eine unglaubliche Sauordnung hinter sich gelassen.« Seine Hand zitterte, als er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

Peter schob die Brauen zusammen, machte einen spitzen Mund, zog nachdenkend Luft ein und fragte dann:

»Was wurde geklaut?«

»Keine Ahnung. Es ist alles noch da: Kamera, iPod, Jean-Pauls CD-Player und sein Taschenrechner … Es herrscht nur ein unglaubliches Durcheinander.«

»Sehr merkwürdig. Ich werde mir das gleich mal ansehen. Violetta – wir sind gerade mal für eine Viertelstunde weg.« Er stand auf, quetschte seinen Bauch zwischen Tisch und Bank hervor und ging dann mit unauffälligen Schritten durch die schwatzenden, lachenden, trinkenden und singenden Gäste hindurch die Treppe hoch. Massimo eilte hinter ihm her.

»Zum Glück hast du die Bauchtasche nicht im Bungalow gelassen«, sagte Peter unterwegs. »Sie sind auf Bargeld scharf. Geld oder auch Werkzeug, das kann hier jeder brauchen. Alles andere gibt nur Schwierigkeiten.«

Sie traten durch die Tür des Bungalows. Peter arbeitete sich bis zum offen stehenden Fenster vor.

»Da hat jemand mit einem großen Schraubendreher den Flügel aufgestemmt. Hier siehst du noch die Delle im Holz. Einfach und schnell. Ist auch keine Kunst bei solch miesen Fenstern.«

Massimo wollte beginnen, das Gröbste wieder in Ordnung zu bringen, doch Peter stoppte ihn.

»Wäre besser, wenn die Polizei in Komitàdes sich das erst mal ansehen würde. Einer von ihnen ist sogar unter den Gästen. Die Versicherung bezahlt nur, wenn eine Anzeige vorliegt.«

»Wozu soll ich eine Anzeige machen, wenn gar nichts weggekommen ist?«

»Da magst du recht haben. Aber wissen sollte es der Sheriff trotzdem. Wir gehen zurück und melden es ihm.«

Peter schloss das Fenster. Als sie aus dem Bungalow traten, hörte man Schüsse.

Tak-tak-tak-tak.

Pause.

Tak-tak-tak-tak.

Pause.

Tak.

Ende.

Peter schaute ihn an und strahlte. »Hast du gehört? So tönt die echte Sfakià! Jetzt geht dort unten gleich die Post ab. Das musst du mal erlebt haben. Komm mit!«

Sie gingen zurück zur Taverne. Ein gepflegt angezogener Mann war soeben im Begriff, mit Frau und Kindern die Taufgesellschaft unter Protest zu verlassen.

»We are civilized people. We don't like shooting«, erklärte er Peter auf der Treppe, bevor er seinen sehnsüchtig auf die Terrasse hinunter äugenden Sohn ins Auto schob. Er hatte gehofft, mindestens in Peter einen Gleichgesinnten gefunden zu haben, doch der lachte bloß und rief ihm nach: »Polì orèo, polì bam-bum!«

Sonst war alles noch wie vorher. Kretische Musik schluchzte aus den Lautsprechern. Die Gäste lachten, tranken, rauchten. Einige der kecksten Frauen waren aufgestanden und hatten begonnen, zu den für ungeübte Ohren etwas exotisch klingenden Melodien von Lìra und Khitàrra zu tanzen, indem sie eine Reihe bildeten und sich die Arme über die Schultern legten. Kurz darauf kam ein Mann ganz in Schwarz mit hohen Lederstiefeln und schon etwas gerötetem Kopf hinzu und schloss sich den dreien an, wobei er es als gegeben ansah, dass dort, wo er stand – vorne war. Um dies noch zu verdeutlichen, zog er ein weißes Taschentuch hervor, streckte den rechten Arm nach oben und ließ es von seiner Hand herunterhängen.

Der Bann war gebrochen.

Weitere Tänzerinnen und Tänzer gesellten sich dazu, schoben die vordersten Tische zur Seite, bildeten eine zweite Tanzgruppe und brachten sehr bald die Betonterrasse zum Zittern.

Etwas später stimmte der Pope mit der sanft-eindringlichen Baritonstimme, der vor wenigen Stunden noch den Jungen und kurz danach dessen kleinere Schwester aus dem Taufkessel gezogen und ihnen und der Gemeinde vor laufenden Kameras den Segen gespendet hatte, mit inbrünstig in Achterform vor sich hin- und her schwingendem Kopf eines jener rauen Freiheitslieder an, für welche die Sfakià weit herum bekannt ist. Männer und Frauen stimmten begeistert ein:

»Pòte tha kàmei xàsteria, pòtes tha vlevarìsis na pàro to na pàro to toufèki mou …« vernahm man aus zweihundert Kehlen.

Der alte, unendlich dicke Flurwächter wurde dadurch innerlich derart aufgewühlt, dass er affektiv seinen noch älteren .45er Colt aus dem

Stiefel zog und, weil er ein steifes Knie hatte und nicht ohne die Hilfe Dritter aufstehen konnte, im Sitzen durch die Pergola schoss.

Peng – peng – peng – peng – peng – peng.

Eine Zikade flog empört davon, Blätter fielen auf die Dessertteller, Pulverdampf verbreitete sich über den Tischen, doch das Freiheitslied wurde unbeirrt zu Ende gesungen.

Tak-taktak – tak-taktak – tak – tak, bellte eine Walther P38, die noch aus der Zeit der Nazibesetzung stammen musste, vom Rand der Terrasse her in die Nacht hinaus. Funken stoben. Jeder Schuss war begleitet von einem halbmetrigen Mündungsfeuer. Aus dem langgezogenen Heulen eines Querschlägers konnte man schließen, dass eines der acht Geschosse den vorstehenden Balkon des Nachbargebäudes gestreift hatte.

»Jeder in der Gegend hat seinen eigenen Rhythmus, wenn er schießt. So wissen die anderen, sowohl Freunde als auch Feinde schon auf Distanz, mit wem sie es zu tun haben«, wusste Peter, während Massimo interessiert zusah, wie sein Tischnachbar aus einer kleinen grauen Kartonschachtel neben sich auf der Sitzbank unauffällig neue Munition ins Magazin abspitzte, um den ausgekühlten und frisch geladenen Revolver dann wieder unter dem über die Hose hängenden Hemd verschwinden zu lassen und hinten in den Hosenbund zu stecken.

Jetzt hatte der stiernackige Krauskopf, der für die Musik zuständig war, wieder eine geeignete CD gefunden. Ein schneidendes Bouzoùkisignal ertönte und rief erneut die Tänzer auf das Pflaster, während Kinder begeistert auf der Terrasse herumrannten und in PET-Flaschen die leeren, am Boden liegenden Geschosshülsen einsammelten, sobald sie sich daran nicht mehr die Finger verbrannten.

Die Stimmung war daran, den Höhepunkt zu überschreiten. Ein halbes Dutzend Männer hatte vor der Küchentür einen kleinen Kreis gebildet, sich die Arme auf die Schultern gelegt und mit gläsernen Augen ein weiteres Freiheitslied angelallt. Einer von ihnen trat zwischen zwei Strophen kurz aus dem Kreis, zog stolz eine brandneue vernickelte Beretta hervor und leerte das ganze Magazin – immerhin 16 Schuss – in einer Serie, indem er so gut er noch konnte akustische Vierergruppen bildete. Sein Cousin, der etwas weniger Ràki zu sich genommen hatte, befleißigte sich, vom Tisch aufzustehen und ihm bei seiner Demonstration zu assistieren.

»Wo sitzt der Polizist aus Komitàdes?« fragte Massimo plötzlich. Die beeindruckende Schießerei hatte ihn völlig vergessen lassen, weshalb er zur Taverne zurückgekehrt war.

Peter schaute sich um und wies mit dem Kinn zum oberen Ende des Nebentisches, wo ein gepflegt angezogener Mann mit grau melierten, kurz gestutzten Haaren versuchte, eine grün angezogene Rothaarige von irgend etwas zu überzeugen, indem er ununterbrochen auf sie einsprach, mit dem Zeigefinger der rechten Hand nacheinander die ausgestreckten Finder der linken Hand berührte, dann die Brauen hochzog, die rechte Hand nach außen kehrte und schließlich mit einem viel sagenden Blick den Daumen auf dem Zeigefinger rieb.

Das war der richtige Moment. Massimo trat hinzu, stellte sich vor und versuchte, Wachtmeister Paramìthos in einfachstem Englisch über den Vorfall in seinem Bungalow zu orientieren.

Der Polizist verstand kein Wort. Die Rothaarige betrachtete den schönen Mann wohlwollend von oben bis unten, drückte ihre Zigarette aus

und bot sich dann in passablem Englisch als Übersetzerin an.

»Er muss wissen, was alles gestohlen worden ist.«

»Das merkwürdige ist eben, dass gar nichts zu fehlen scheint.«

Sie sagte wieder etwas zum Polizisten, dem man anmerkte, dass er auch schon recht tief ins Glas geschaut hatte. Eine längere Diskussion entstand zwischen den beiden. Endlich sagte die Frau zu Massimo:

»Wenn nichts fehlt, sagt er, brauchen Sie auch keine Anzeige zu machen.«

Massimo wollte noch etwas erwidern, doch die Rote wurde von einem finster aussehenden Partisanen am Unterarm gefasst und an den Rand der Terrasse entführt, wo er ihr seine Colt Double Eagle in die Hand drückte, den linken Arm um ihre Schultern legte, und mit der rechten Hand in Richtung Meer zeigte. Sie versuchte abzuziehen, doch es geschah nichts.

Erst jetzt fiel dem Partisanen ein, dass er in der Vorfreude der Umarmung die Ladebewegung vergessen hatte. Er holte das Versäumte nach, schoss einmal probehalber in die Luft und reichte ihr den Colt wieder hinüber.

Tak – tak – tak – tak – tak – tak – tak. Klick.

Sie warf selbstbewusst das Haar zurück und nickte dem Bergler freundlich zu, während sie ihm die heiß gewordene Waffe zurückgab. Dann wollte sie sich wieder zu Paramìthos setzen, doch hier war in der Zwischenzeit Unfassbares geschehen.

»Was ist mit dir, Lyko? Was sucht ihr da alle am Boden?«

Der Polizist schaute kurz unter dem Tisch hervor, machte hilflos eine saugende Bewegung

mit der Oberlippe und zeigte für zwei Sekunden den glänzenden Stift in seinem Oberkiefer.

»Fo fònfi – der Pfahn«, klagte er mit einem zischenden Geräusch. Sein künstlicher Zahn war heraus gefallen und musste irgendwo unter dem Tisch liegen.

Massimo hielt es für vorteilhafter, wieder an den Platz zurück zu gehen, wo Peter seiner Familie einen Vortrag über die gute alte Zeit hielt.

»Das hier war alles noch gar nichts. Ich war mal, noch bevor Violetta und ich uns gekannt haben, in der Sfakià an einer Hochzeit, da hat einer mit der Kalaschnikow eine ganze Salve – 30 Schuss – in einen Maulbeerbaum hinein geschossen. Vielleicht könnt ihr euch vorstellen, dass die Frauen, die mit ihren hellen Kleidern darunter saßen, von der Idee nicht gerade begeistert waren.«

»Na to! Da ist er!« tönte es nach zehn Minuten erleichtert vom Tisch der roten Frau herüber, und man kam nicht umhin, einen weiteren Ràki auf den Stiftzahn des Polizisten zu trinken und eine Serie aus der Dienstwaffe hinterher zu feuern.

Es ging gegen halb eins, als ein unscheinbarer älterer Mann sich langsam vom Tisch der Taufeltern erhob und wortlos und streng in die Runde blickte.

Die letzte Salve verklang.

Mütter standen auf, riefen ihre Kinder zusammen und putzten ihnen mit Papiertaschentüchern und Spucke die Schokolade vom Mund. Männer wechselten gedämpft noch einige Worte im Stehen. Kurz darauf hörte man die ersten Automotoren.

»Das war doch dieser Großgrundbesitzer von Skalotì. Eine der reichsten Familien der Sfakià. Wenn der zum Aufbruch bläst, wagt niemand

auch nur papp zu sagen. Eva-Maria, komm, wir tragen noch unser Geschirr rein!«

»Ich verabschiede mich auch, gute Nacht«, sagte Massimo müde zu Peter, küsste die dunkelbraune, nach Moschus riechende Violetta wie es sich geziemte, winkte Eva-Maria zu und stellte sich innerlich darauf ein, den Bungalow noch soweit aufzuräumen, dass er darin schlafen konnte.

Peter setzte ein allerletztes Mal sein pfiffiges Gesicht auf und meinte: »Am Dienstag kommt unser großer Tag. Da werden wir in der Morgendämmerung einen kleinen Ausflug mit dem Schlauchboot unternehmen. Hast du noch daran gedacht?«

»Aber sicher, ich habe dir doch am Freitag noch die Koordinaten ausgerechnet. Morgen nach dem Frühstück kannst du sie haben«, gab Massimo zurück, in Wirklichkeit hatte er jedoch seit den Mondscheinspaziergang mit Anthì ganz andere, viel angenehmere Dinge im Kopf gehabt.

***

Erneut kam dieses dumpfe, aus Hilflosigkeit und Wut gemischte Gefühl hoch, als der Schweizer mit pfeifenden Ohren in den Bungalow trat. Mit den Füßen schob er sich einen Weg zum Bett frei und versuchte, an seinen Rollkoffer zu gelangen, um für Peter die Notiz mit den Bojenkoordinaten herauszuziehen, die er nach Vangèlis Besuch zu den anderen Papieren gelegt hatte.

Doch Massimo suchte vergeblich. Nichts war mehr da. Die Außentasche des Koffers war leer.

Auch nirgends sonst im Zimmer, musste er eineinhalb Stunden später zur Kentnis nehmen, als er den Bungalow wieder aufgeräumt und

bewohnbar gemacht hatte. Die Karte mit den Koordinaten, das Pflichtenheft von Kesselring und auch seine eigenen Arbeitsnotizen blieben verschwunden.

35

Lykos Paramìthos trat mit dem gefüllten Fressnapf aus dem Wellblechschuppen, den einer seiner Vorgänger seinerzeit auf der Hinterseite des Polizeipostens angebaut hatte. Der Raum war sehr zweckmäßig eingerichtet und zudem abschließbar, was in Komitàdes nur von Vorteil sein konnte.

In der Regel fütterte Paramìthos seinen Truthahn am Abend, gestern jedoch hatte er es in der Hektik der Vorbereitungen für die Taufe vergessen und war heute Morgen sehr früh durch die Protestschreie des bald 12 Kilogramm schweren Puters auf sein Versäumnis aufmerksam gemacht worden. Um halb zehn war er endlich soweit wach, dass das Geschrei für ihn unerträglich zu werden begann. Er war aufgestanden, hatte seinen brummenden Kopf unter den Wasserhahn gehalten, den obligaten Morgenràki zur präventiven Fernhaltung von bösen Geistern zu sich genommen und dann die Uniform angezogen.

Um zehn Uhr war es im Schuppen schon sehr heiß, so dass Lykos bereits nach wenigen Minuten schweißnass war und daher beschloss, gar nicht erst sein Wachtlokal aufzuschließen, sondern gleich hinüber zu gehen und den Morgenkaffee zu sich zu nehmen.

Er setzte sich unter dem Vordach des Kafènions an seinen Stammplatz, von dem aus er die Straße und seine Bürotüre im Auge behalten konnte. Wortlos setzte man ihm einige Minuten später den Kaffee vor. Er prüfte erst mit der Zunge den Stiftzahn und schlürfte dann den braunen Schaum aus dem kleinen, mit einem putzigen grünroten Papagei bedruckten Tässchen.

»Bring mir die Zahnstocher und ein scharfes Messer!« befahl er in den Raum hinein. Der Barmann schlurfte auf die Terrasse, stellte ein mit Zahnstochern gefülltes Schnapsglas auf den Tisch und zog sein Taschenmesser hervor.

»Wozu?«

Lykos sagte nichts. Er griff nach einem Zahnstocher und schnitt mit dem Messer einen feinen Span davon ab. Dann zog er seinen Zahn aus dem Zahnfleisch, steckte den Holzspan in die Bohrung und setzte den Stiftzahn wieder ordentlich ein. Am Schluss der gelungenen Operation knipste er das am Gaumen noch vorstehende Stück mit dem Fingernagel ab und spuckte es aus.

»Ach so.«

Dieser routinemäßige Eingriff war jeweils die letzte Möglichkeit, um die Fahrt nach Chanià noch einige Tage hinauszuzögern.

Lykos wollte sich gerade eine Karelia zwischen die Lippen stecken, als er von Ferne John Pomano in seinem schwarz-gelben Trainingsanzug antraben sah.

»Wieso so spät?«

»Der Amerikaner ist schon mal vorbei gerannt, als du noch deinen Vogel beruhigt hast. Er macht seit neuestem zwei Runden.«

John grüsste schnaubend, als er mit rotem Kopf vor dem Kafènion vorbei trabte.

»Oho!« rief Paramìthos in einem von Anerkennung und Spott gemischten Ton. Auch in dieser Beziehung hatte er in der Sfakià viel gelernt. Dann befahl er:

»Bring mir die Zeitung.«

Der Barmann brachte die KYRIX und einige Minuten später den zweiten Kaffee, womit das Morgenritual des Dorfpolizisten seinem Ende entgegen ging.

Zwanzig Minuten später kam John Pomano frisch geduscht und strahlend ins Kafènion, setzte sich zu Paramìthos und bestellte einen Kaffee.

»Wie wär' es mit einem Spielchen?« fragte er harmlos.

»Ja, gleich, hol schon das Brett.« Lykos wollte erst noch den Artikel über die Rettung eines Ingenieurs in Gavdòpoula zu Ende lesen. Nur zu gerne hätte er gewusst, wieso gestern der Helikopter in Frangokàstello gelandet war. Immer war es dasselbe: die spannenden Dinge musste die Polizei am nächsten Tag der Zeitung entnehmen. Doch diesmal war nicht einmal die Zwischenlandung erwähnt.

John schnalzte mit der Zunge. Er hatte das Spiel behände aufgestellt. Sie würfelten – er durfte beginnen. Heute hatte Paramìthos keine Chance. Nach fünf Spielen war John vier zu eins im Vorsprung. Lykos wollte gerade vorschlagen, das Spiel doch hier abzubrechen, als der Mercedes von Kyros vorbeifuhr.

»Das war der Perser. Heute ist Montag. Sie fahren an die Nordküste zum Einkaufen, erinnerst du dich?« fragte Lykos und war erleichtert, dass somit auch heute der Besuch im Beach Resort ins Wasser fiel. John gab keine Antwort.

»Wie heißt eigentlich der Perser?« fragte er auf einmal.

»Kyros«, entgegnete der Polizist.

»Und sein Familienname?«

Den kannte Paramìthos nicht. Er drehte sich gegen die Tür und fragte in den Raum hinein: »Nìco, wie heißt der Perser mit vollem Namen?«

Der dürre Barkeeper wies mit der Hand gegen die Berge und sagte: »Seine Familie kam ursprünglich aus Kalikràtis. Sie heißen Papadomanolàkis.«

36

»Die Nebelbank da vorne gefällt mir nicht.«

»Entweder du hast Wind, oder du hast Nebel. Ein Drittes gibt es nicht.«

In der Morgendämmerung schob Massimo mit herauf gekrempelten Hosen die Zodiac Futura durch das seichte Wasser, bis sie genügend Tiefgang hatte.

»Wenigstens kann uns so keiner sehen.« Peter senkte den Motor in die Vertikale, quetschte mit der Hand mehrmals den schwarzen Gummibalg in der Kraftstoffleitung zusammen, half Massimo ins Boot und setzte sich dann hinters Steuerrad. Der Motor sprang an und begann zu blubbern.

»Benzin?« Massimo hatte sich neben den Außenbordmotor gesetzt und klopfte an den rot lackierten Blechbehälter.

»Gestern noch vollgetankt. Autoschlüssel?« Massimo legte prüfend die Hand auf die Hosentasche und nickte.

Fast noch im Leerlauf lenkte Peter das Schlauchboot vom Ufer weg und fuhr in einem weiten Bogen um das dem Strand vorgelagerte Riff. Langsam und ohne Positionslichter glitt sein Schiff über das spiegelglatte Wasser und war innert kurzer Zeit von dichtem Nebel umgeben. Ohne Bordkompass und ohne GPS hätten sie in Kürze die Orientierung verloren.

»Hast du die Koordinaten?«

»Worauf du dich verlassen kannst.« Peter zog den Zettel aus der Hemdentasche, und las ab:

»35°08’49” Nördliche Breite und 24°15’19” Östliche Länge.«

Dann schlug er vor: »Wir fahren erst bis zur genauen Länge und navigieren dann im Nebel gegen Süden, bis wir 500 Meter, vielleicht auch noch etwas mehr vom Ziel entfernt sind. Der

Perser wird bestimmt nicht starten, bevor sich die Nebelbank aufgelöst hat. Sobald der Kutter weg ist, fahren wir hin und schauen uns die Sache an.

»Wenn wir etwas finden, fahren wir in einem weiten Bogen nach Chòra Sfakìon hinüber und melden uns dort bei der Polizei. Dann fährst du mit eurem grünen Panda zurück, ich tuckere mit dem Schlauchboot zum Badestrand und wir treffen uns anschließend zum Champagnerfrühstück auf der Terrasse.«

Nach zehn Minuten hatten Sie die gewünschte Position erreicht. Peter stellte den Motor ab. Man wartete schweigend.

Ein Hahn krähte, doch man konnte nicht genau feststellen, aus welcher Richtung der Schrei gekommen war. Dann herrschte wieder Stille.

Für einige Sekunden war der Kopf einer schwarzen Meerkatze aus dem Wasser aufgetaucht und hatte geraunt: »Die Ruhe vor dem Sturm.«

»Danke für den Tipp«, antwortete Massimo lakonisch.

»Für welchen Tipp denn?« fragte Peter kopfschüttelnd.

»Ach … wegen dem Schlüssel«, gab Massimo zurück.

Von sehr weit weg war ein schwaches Tuckern zu vernehmen. Beide spitzten die Ohren und versuchten, im dichten Nebel herauszufinden, aus welcher Richtung das Geräusch kam.

»Es geht los«, lautete Peters Prognose.

Kurz darauf vernahm man aus einer ganz anderen Richtung ein mehrfaches mechanisches Keuchen, Rattern und Rasseln, schließlich ein ungleich- aber regelmäßiges Brummen, das von einem Dieselmotor herrühren musste und das Tuckern aus dem Westen übertönte.

Peter stutzte erst, fand aber dann auch dafür eine Erklärung: »Das ist der Bus, der frühmorgens nach Chanià fährt. Der Fahrer lässt erst einige Minuten den Motor warm laufen.«

Erstaunlich, wie gut man zu dieser Tageszeit alles hören konnte. Wieder der Hahn. Dann ein Hund. Von weither die heisere Antwort eines zweiten. In gewissen Grenzen war so auch eine Orientierung ohne Kompass möglich. Nach zehn Minuten gab der Buschauffeur Gas, ein dudelndes Zeichen mit der Hupe, das Zischen ausströmender Luft, dann schien sich die Quelle des Geräusches rasch zu entfernen, während das Tuckern aus dem Westen von neuem in den Vordergrund trat und zunehmend lauter wurde.

Für Massimos Geschmack etwas zu rasch. Jetzt waren schon die blubbernden Auspuffgeräusche des Kutters auszumachen. Mit Herzklopfen schauten sich die beiden an. Was, wenn …

Es kam wieweit auch immer, doch zum Glück nicht so weit.

Die Motorleistung des Kutters wurde zurückgenommen. Auf einmal ahnte man durch den Nebel in regelmäßigen Abständen ein orangefarbenes Leuchten. Männerstimmen. Der Motor des Kutters wurde wieder etwas hochgefahren und schien sich zu entfernen. Das Blinken blieb aus. Der Motor, jetzt im Leerlauf. Das Klirren einer Kette, das Klappern von Blech. Gedämpfte Stimmen. Der Hahn, die Hunde, ein sich beschleunigendes auspuffloses Motorrad, jetzt, erneut einsetzend, wieder Hunde, diesmal mindestens drei. Der gedämpfte Ruf eines Mannes. Gas. Vollgas!

Der Kutter entfernte sich.

Nach einigen Minuten startete auch Peter den Motor. Die Zodiac fuhr nun mit geringer Ge-

schwindigkeit weiter hinaus. Er schaute abwechselnd auf sein Navigationsgerät, dann wieder durch den Nebel. Im Osten war es hell geworden. Ein leichter Wind war aufgekommen und trieb die Nebelbank langsam gegen das Land.

Auf einmal öffnete sich der Horizont, im Osten ragte die harte Kontur der Paximaden aus dem Golf von Messàra, im Süden erkannte man Gàvdos in morgendlichem Dunst, im Norden hoch über dem Nebel die Weißen Berge im Licht der Morgensonne.

»Hier müsste es sein.« Massimo zweifelte keinen Augenblick an Peters navigatorischer Exaktheit. Dieser hatte das Gas ganz zurückgenommen, schaute um sich und schickte sich an, zum Feldstecher zu greifen.

»Da hinten ist sie. Du wärest beinahe darüber gefahren«, meinte der Schweizer trocken.

Peter schaute verdutzt zurück und sah zwanzig Meter hinter sich eine schwarze Kunststoffboje mit aufgesetzter Positionslampe. Er kurbelte am Steuerrad bis zum Anschlag. Eine Minute später konnte Massimo die Boje mit dem Bootshaken zu sich ziehen. Sie hatte seitlich eine runde Öffnung, die sich abschrauben ließ.

»Mach schon auf!« rief Peter heiser.

Massimo drehte den Deckel heraus und schaute hinein. Sein Blick fiel auf einen dieser flachen Kunststoffbehälter, wie er sie zu Hause verwendete, um Speiseresten aufzubewahren, die dann später doch weggeworfen werden mussten. Er zog ihn heraus, legte ihn neben sich ins Boot und schraubte den Drehverschluss der Boje wieder zu. Peter gab Gas und fuhr zügig davon.

Der Coup war geglückt!

»Gib her!« Peter streckte die freie Hand nach hinten, ließ sich die Dose geben, wog sie in der Hand und schüttelte sie. Er stutzte.

»Verdammt noch mal, da ist gar kein Pulver drin!« Die Enttäuschung stand ihm ins Gesicht geschrieben. Er warf den Behälter achtlos auf den Nebensitz, drückte den Gashebel ganz nach vorne und steuerte ärgerlich ins offene Meer hinaus.

»Zeig mal«, meinte Massimo, und öffnete noch einmal den übergestülpten Deckel. Auf dem Boden lag ein länglicher, flacher Plastikbeutel. Massimo glaubte erst an eine Täuschung, dann schluckte er, schaute reflexartig hinter sich, wo die letzten Nebelfetzen eben im Begriff waren, sich aufzulösen und sagte dann zu seinem Komplizen:

»Da ist sogar sehr viel Pulver drin, Peter.« Seine Stimme war auf einmal ernst geworden.

Peter drehte sich um. Mit entsetzt geweiteten Augen sah er zu er, wie Massimo im Fahrtwind ein stattliches Bündel violetter Geldscheine durchzählte und ging gleich wieder vom Gas.

»Was ich da in der Hand habe, entspricht nach meinem Wissen etwa dem Marktwert von einem Kilogramm Heroin – Zwanzigtausend Euro.«

Massimo schob die Noten in den Plastikbeutel zurück und steckte das Ganze in seine Geldkatze. »So. Da sind sie einstweilen gut aufgehoben. Und du kannst den Mund jetzt wieder zumachen.«

Das feriengebräunte Gesicht von Peter hatte eine olivgrüne Farbe angenommen. »Aber … aber …dann bedeutet das doch, dass …«

Massimo half ihm: »Genau. Das bedeutet, dass der Perser den Stoff nicht für den Eigenbedarf dieser Gegend kauft, was ja von der Menge her unwahrscheinlich wäre, sondern dass er ihn

am Vortag mit dem Wagen irgendwo abholt und hierher bringt. Beim Einnachten fährt er mit dem Zeug hinaus, füllt es in die Leuchtboje – und am nächsten Morgen hat sich das Zauberpulver in Euroscheine verwandelt. Màtala, Mìres, Agia Galìni, Paleòchora – da findet der Kapitän des Kutters unter Touristen und Freaks bestimmt dankbare Abnehmer. Und vielleicht gibt es auch noch weitere Bojen an dieser Küste. Du hast einen Volltreffer gelandet, mein Freund.«

»Es ist jedes Mal dasselbe«, klagte Peter. »Alles beginnt ganz harmlos. Ich bemühe mich zu verstehen, was rundherum geschieht, stelle fest, dass irgendwo eine Rechnung nicht ganz aufgeht, versuche herauszufinden, wie das kommt und sitze am Schluss in der Tinte.«

»Wieso in der Tinte?«

Peter zeigte auf Massimos grüne Geldkatze mit der aufgestickten Sonne. »Glaubst du, Kyros würde das Ausbleiben einer Zahlung von zwanzigtausend Euro einfach wegstecken? Und das ist noch das kleinere Problem.«

»Welches ist das größere?«

»Dieser Perser wird nicht ruhen, bis er weiß, wer ihn verraten hat. Wenn es sein muss, wird er die ganze Ebene umpflügen lassen.«

»Angst?«

»Was heißt da Angst? Mir fehlt einfach nur die Lust. Die Lust, in einem Bleisarg aus dem Urlaub zurückzukehren.«

»Was willst du denn? Willst du bei ihm anklopfen und sagen: Lieber Kyros, ich habe per Zufall herausgefunden, wie du deinen Mercedes finanzierst. Und hier wäre auch noch das Geld zurück, das ich in der Boje gefunden habe.«

»Mach dich bitte nicht über mich lustig. Ich will mit Drogengeld nichts zu tun haben.«

»Gerade deshalb müssen wir es der Polizei abliefern. Wir überlassen der Staatsgewalt den Plastikbeutel und die Koordinaten, sonst nichts. Weil das Meer so glatt war, sind wir heute früh hinausgefahren um dein Boot einmal bei voller Leistung zu testen. Für sowas hat jeder Grieche Verständnis. Dabei sind wir an dieser ungewöhnlichen Stelle auf eine Boje gestoßen und haben festgestellt, dass sie sich öffnen lässt. Auch das kann hier jeder nachvollziehen. Dass wir auch wissen, wie die Scheine dorthin gekommen sind und wozu sie dienen, erwähnen wir mit keinem Wort, auch dann nicht, wenn wir danach gefragt werden.«

Massimo schwieg einen Augenblick und drehte den Kopf. »Woher kommt eigentlich dieses Geräusch?« Vom Land her war ein orgelndes Rauschen zu vernehmen. Peter stellte den Motor ganz ab und lauschte begeistert.

»So tönt der Vòrias.« Sein Gesicht kriegte wieder etwas vom alten Pfiff zurück: »Das ist dieser Nordwind aus der Ägäis, von dem ich dir erzählt habe. Siehst du die Wolkenbank über dem Horizont? Das ist das Zeichen. Lass uns gleich nach Chòra Sfakìon reinfahren, noch bevor wir die ganze Gischt im Gesicht haben.« Er startete und fuhr in forschem Tempo auf den Hauptort der Sfakià zu, dessen weiße Häuser aus der Ferne den Anschein gemacht hatten, als wären sie mit einer Pflasterkelle an den roten Fels geworfen worden.

Es ging gegen halb neun. Der Wind hatte tatsächlich aufgefrischt. Im Jachthafen, wo sie das Schlauchboot festmachten, schlugen mit hell klingendem Ton Drahtseile gegen Aluminiummasten. Peter und Massimo setzten sich vor dem Polizeiposten ins Kafènion, bestellten Kaffee und

blätterten wartend in alten, von Salz und Feuchte aufgequollenen Illustrierten.

Um zehn nach neun stieg ein junger Polizist die Treppe hoch, schloss die Tür des Büros auf, öffnete die der Sonne abgewandten Fensterläden, kam dann wieder herunter und setzte sich mit der KYRIX an den Nebentisch. Kurz darauf wurde ihm der Morgenkaffee gebracht und neben das Telefon, den Schlüsselbund und die Marlboropackung auf den Tisch gestellt: sein Dienst hatte begonnen.

»Mach du das, ich halte mich zurück«, schlug Peter vor. Massimo setzte sich zum Uniformierten und versuchte, ihm sein Anliegen vorzutragen, doch was er sagte, musste für die Ohren des Polizeibeamten höchst unverständlich klingen. Er hörte erst höflich zu, dann sagte er: »Wait a minute«, trank den Kaffee aus, steckte die Zigaretten ein, ergriff Handy und Schlüsselbund, stieg die Treppe hoch und war verschwunden.

Als er nach zehn Minuten nicht wieder heruntergekommen war, stieg der Schweizer die Treppe hoch und trat durch die offene Tür. Es roch nach einer Mischung von Javelwasser und Tabakrauch. Der Polizist hing in einem Sessel und schaute gebannt auf den GameBoy in seinen Händen. Ganz knapp schien er Massimo wiederzuerkennen, als dieser kräftig an den Türrahmen klopfte und eintrat.

»Yes«, sagte der Uniformierte dann, »the boss is in Chanià. Please come back after two o'clock.«

In der Zwischenzeit hatte Peter mit Violetta telefoniert. »Ich habe ihr gesagt, dass wir wohlauf sind und dass alles vielleicht noch etwas länger dauert. Der Champagner wird uns auch am Abend noch schmecken.«

»Das könnte schon länger dauern. Der Boss kommt erst nach zwei.«

37

»Erst machst du das Boot hier fest, dann holst du den Wagen, fährst zum Benzinàriko, füllst Tank und Kanister, kontrollierst Wasser, Ölstand und Pneudruck. Dann fährst du zum Mini Market und kaufst neue Batterien für das Navigationsgerät. Ich gehe schon mal ins Büro und mache ein paar Telefone.«

Mit den Aufträgen seines Chefs war Satrap eine knappe Stunde beschäftigt gewesen, hatte sich an der Tankstelle einen Kaffee spendieren lassen, im Mini Market nebst Batterien noch einen Bogen Briefmarken und fünf Telefonkarten gekauft und war zuletzt, um zu überprüfen, ob alles in Ordnung sei, mit dem Mercedes bis ans andere Ende der Ebene und zurück gerollt. Dieses Privileg war nur ihm vorbehalten. Er war der einzige, der außer Kyros mit dem Wagen herumfahren durfte, mehr noch: immer einen zweiten Autoschlüssel auf sich trug, »falls mal etwas schiefgehen sollte«, wie Kyros meinte. Dann hatte Satrap den Wagen hinter dem Restaurant parkiert, stieg nun die Außentreppe zum Darbâri hoch und warf nebenbei noch einen prüfenden Blick auf den herrlichen Hintern von Ilona, die eben daran war, vor der Bar den Marmorboden feucht aufzunehmen.

Darbâri war ein Wort aus seiner Muttersprache und hieß auf Persisch soviel wie „das Tor der Anhörung“. Satrap hatte der Bürotüre des Chefs diesen Namen gegeben, weil er stets, sobald er durch sie hinein gegangen war, innert kurzer Zeit von Kyros mit vielen neuen und manchmal etwas ungewöhnlichen Arbeitsaufträgen bedient wurde.

Als er eintrat, war Kyros am Telefon. Wie es seine Art war, hatte er dabei den Hörer zwischen

Unterkiefer und Schulter eingeklemmt, aber heute kritzelte er beim Sprechen nicht mit einem Stift auf die Schreibunterlage, sondern blätterte nervös in einem etwas mitgenommen aussehenden Notizblock. Seinen Schock, den ihm heute früh die leere Boje versetzt hatte, schien er fürs Erste verdaut zu haben, doch wer ihn besser kannte, wusste, dass er in solchen Lagen zu allem fähig war.

»Wenn das alles sein soll, was du über die Geschichte weißt, beginne ich schon sehr an euch zu zweifeln. Wozu sitzt ihr eigentlich den ganzen Tag auf eurem Posten? Doch sicher nicht, um Kaffee zu trinken, Tàvli zu spielen und Truthähne zu füttern, verdammt noch mal! Wenn du mir nicht heute Morgen noch einen Tipp lieferst, werde ich dafür sorgen, dass du noch weitere zwei Jahre in Komitàdes hockst.«

Der Chef machte eine Pause, fixierte an der Wand das staubige Bild von Reza Shah Palahvi und Kaiserin Farah Diba und horchte konzentriert ins Telefon.

»Ach, schau an! Jetzt ist ihm doch noch etwas eingefallen.« – »Ein dicker Amerikaner. Aha. Was wollte der dicke Amerikaner denn von dir wissen?« – »Und was hast du ihm gesagt?« – »Oh. Und was hat der zu ihm gesagt?« – »Aha, meinen Namen hat er ihm genannt. Und was sonst noch?« – »Bist du da ganz sicher? Überleg's dir gut. Du weißt ja, was passieren kann, wenn man mir etwas verschweigt.«

Darauf brach der Chef das Gespräch ab, kratzte sich, wie er es oft aus Gewohnheit tat, mit dem langen Nagel des kleinen Fingers der rechten Hand im linken Ohr und wandte sich endlich ihm zu:

»Satrap«, hatte er auf Persisch gefragt, »Satrap, was weißt du von einem dicken Amerika-

ner, der John heißt und hier seit einigen Tagen in der Gegend herum wurstelt?«

Satrap wusste ganz genau, um welchen Amerikaner es ging. Von Ilona hatte er erfahren, dass John zusammen mit dem Astinòmos aus Komitàdes hier gewesen war.

»Er war am letzten Mittwoch hier, hat ein Frappee getrunken und nach dem Chef gefragt.«

»Wird mir sowas seit neuestem nicht mehr gemeldet?«

»Ilona hat wohl gedacht, er wäre ein Tourist, der dir für das Beach Resort ein Kompliment machen wollte.« Auf diese Weise war Kyros am ehesten zu besänftigten.

»Schick sie nachher hinauf«, knurrte der Chef. Dann zog er ein Blatt Papier unter der Schreibunterlage hervor.

»Hier. Deine Jobs.« Sie gingen die Liste durch. »Bis morgen Abend ist alles erledigt. Und Giòrgos soll jetzt den Wagen waschen und mir dann den Schlüssel bringen.«

***

Als Ilona wieder herunterkam, war sie den Tränen nahe. Der Perser hatte es einmal mehr geschafft, sie fertigzumachen.

»Wieso hast du nicht gemeldet, dass der dicke Amerikaner nach mir gefragt hat?« Er hatte gelangweilt in einem dicken Heft mit rotem Rücken geblättert, das Ilona schon irgendwo gesehen hatte.

»Er sagte mir, dass er am nächsten Tag wiederkommen würde«, antwortete sie, worauf Kyros nur grunzte. Dann schoss er ins Blaue und traf ins Schwarze:

»Wer war der andere Mann, der ihn begleitete?«

Das war doch dieser Polizist aus Komitàdes, der mit den Truthühnern, hatte sie geantwortet, worauf der Perser das Heft aufs Pult geknallt, eine unglaublich hässliche Grimasse geschnitten, sich ihrer empfindlichen Nase mit dem Auge langsam bis auf wenige Zentimeter genähert und Ilona dann mit ätzendem Mundgeruch gefragt hatte:

»Bist – du – da – sicher?«

Natürlich war sie sicher, hatte sie doch damals auf dem Posten in Komitàdes vorgesprochen, als sie eine Arbeitsbewilligung beantragen wollte, und da war genau dieser Mann vom Tàvlispiel aufgestanden, war ins Büro hinüber geschlurft, hatte ein Formular aus der Schublade gezogen und es ihr mitgegeben.

Nicht nur der Mundgeruch ihres Chefs, auch der Geruch seines übrigen Körpers war widerlich.

»Wo wohnt der Amerikaner?«

Sie wusste es nicht.

»Und wo sind diese beiden jungen Schweizer, die sich vor einigen Tagen in einem Bungalow neben der Taverne eingemietet haben?«

Die waren doch übers Wochenende nach Gàvdos gefahren um dort jemanden zu treffen, und wurden, wie man vernommen hatte, am Sonntag Nachmittag mit dem Helikopter wieder hierher zurückgeflogen.

Ilona machte einen Schritt zur Seite, so dass jetzt noch ein Stuhl zwischen ihnen stand und er ihr mit seinen Ausdünstungen nicht zu nahe kommen konnte.

»Wo sind sie jetzt? Und wo ist der Deutsche mit dem Boot?«

Peters Schlauchboot schien ihn am meisten zu interessieren, doch Ilona wusste auch das nicht. Sie hatte seit halb acht Uhr hier gearbeitet und

niemanden sonst gesehen. Und außerdem lag zu dieser Zeit doch die Nebelbank über der Ebene.

»Du wirst mich von jetzt an informieren, wenn du Neuigkeiten vernimmst. Hast du das gut verstanden?« sagte und hängte am Ende noch wie beiläufig an: »Dann kann ich auch dafür sorgen, dass deine beiden Sterne noch etwas weiter leuchten.«

Sie sah ihn entsetzt an, drehte sich wortlos um, verließ das Büro und konnte auf der Treppe noch durch die geschlossene Tür sein hämisches Lachen vernehmen.

***

Als Giòrgos einige Minuten später einen schrillen Pfiff aus dem Bürofenster vernahm, wusste er, dass jetzt er an der Reihe war. Er stellte das Wasser ab, trocknete sich die Hände und stapfte mit seinen viel zu großen Turnschuhen die Treppe hinauf.

Gerade als er geklopft hatte und die Tür öffnete, hörte er auf einmal ein stetig anschwellendes und näher kommendes Rauschen und Zischen und spürte dann einen Windstoss, der ihm beinahe die Falle aus der Hand gerissen hätte. Die Dokumente auf dem Pult des Chefs wurden in die Luft und auf den Boden gewirbelt, im nächsten Augenblick knallten die beiden Flügel des offenen Fensters zu.

Der Voriàs hatte eingesetzt. Die Böe pfiff durch den Türspalt. Giòrgos versuchte, die Tür zuzustoßen und hörte hinter sich den Chef fluchen.

»Lies das Papier zusammen und leg alles auf den Tisch«, befahl dieser dann barsch, nachdem er ärgerlich das Fenster geschlossen hatte. Giòr-

gos kniete auf den Boden und beeilte sich, die zahlreichen Broschüren, Karten, Formulare und Zettel zusammenzuraffen und den ganzen Wust wieder aufs Pult zu legen. Kyros nahm eine kleine, aber sehr schwere Kartonschachtel aus der untersten Pultschublade, um den Stoss damit zu sichern.

Hör mir jetzt gut zu, mein Junge, hatte der Chef dann gesagt, und Giòrgos wusste so gut wie ein abgerichteter Hund, dass es jetzt um einen wichtigen Auftrag für ihn ging. Kyros hatte in die Hosentasche gegriffen und sein schmuddeliges Geldscheinbündel hervorgezogen, das durch eine große goldene Büroklammer zusammengehalten wurde, hatte es mit dem Arm auf der Tischplatte festgeklemmt, eine hellblaue Note heraus gezupft und damit vor Giòrgos Gesicht herum gewedelt.

Du weißt doch, hatte der Chef gesagt, diese beiden Männer, die da im Bungalow bei der Taverne gewohnt haben, die wohnen jetzt nicht mehr da. Du hast sie am Sonntag weggejagt. Und ihr Freund, der dicke Deutsche mit dem grauen Schlauchboot, der ist auch nicht mehr da. Sehr gut hast du das gemacht, Giòrgo, alle Kreter sind stolz auf dich.

Giòrgos hatte gestrahlt.

Die drei sind geflohen, hatte der Chef gesagt, aber wir wissen noch nicht, wohin. Deshalb gehst Du heute Abend in jedes Lokal von Frangokàstello, trinkst hier etwas und dort etwas, schaust, ob du sie siehst und fragst, ob man etwas von ihnen weiß. Und wenn du etwas herausgefunden hast, dann gehst du irgendwo hin, wo man dich nicht sieht und rufst mich an. Sobald du etwas Neues weißt, mein Junge, verstehst du, die Uhrzeit spielt überhaupt keine Rolle. Mein kleines Telefon bleibt die ganze Nacht

eingeschaltet. Und deines auch. Hast du mich verstanden?

Ein sehr angenehmer Auftrag also, soviel hatte Giòrgos begriffen, angenehmer als der letzte, als er einen Bungalow durchsuchen musste und dabei von der misstrauischen Frau des Besitzers, die nicht am Tauffest gewesen war, beinahe erwischt worden wäre. Er nahm den blauen Schein entgegen und ließ ihn so schnell es ging in der Hosentasche verschwinden.

Geh jetzt, hatte der Chef dann gesagt, und vergiss ja nicht, mir noch den Schlüssel hochzubringen.

***

Kyros setzte sich an den Tisch und schob den Papierstoß in seine Nähe. Die kleine dunkelrote Kartonschachtel mit der Aufschrift „Fiocchi .45 ACP“ ließ er wieder in der Pultschublade verschwinden.

Zuoberst auf der Beige lag eine weiße Karte, die er vorher noch nie gesehen hatte. Sie musste aus dem grau-roten Heft herausgefallen sein. Er nahm sie in die Hand und las:

35°08’49” NB / 24°15’19” EL

Kyros stutzte. Es handelte sich bis auf eine geringfügige Abweichung um die Koordinaten seiner Boje.

Man war daran, ihn zu umzingeln, das stand fest.

38

Zum zweiten Mal hatte heute die Daskalojànnis von Agia Roùmeli kommend am großen Pier angelegt und dadurch Chòra Sfakìon jeweils für eine halbe Stunde in einen Ort hektischer Betriebsamkeit verwandelt: Mehr als 300 schweißnasse, sonnenverbrannte, erschöpfte Samarìawanderer, Frauen, Männer und auch einige Kinder, meist in kurzen Hosen, knappen T-Shirts, umgebundenen Schweißtüchern und mit geeigneten und weniger geeigneten Arten von Schuhwerk ausgerüstet, entquollen der Fähre und suchten nun ihren Bus, der sie nach der strapaziösen Wanderung durch die weltberühmte Schlucht wieder zum Ausgangspunkt ihrer Rundreise, meist nach Chanià oder nach Rèthimnon zu bringen hatte.

Im Takt der eintreffenden Schiffe hielten sie daher in der Hochsaison zwischen Pier und Busparkplatz zusammen mit den Dorfkrämern einen temporären Viktualienmarkt ab, der sich sehen lassen durfte.

An jener Stelle, wo die Interessen des lokalen Gewerbes endeten, die Touristen den Buschauffeuren überlassen wurden und wo sich folglich auch der Polizeiposten zu befinden hatte, warteten Massimo und Peter geduldig auf Wachtmeister Kamàki, dessen baldige Ankunft von seinem jugendlichen Mitarbeiter seit Stunden in Aussicht gestellt worden war.

In der Zwischenzeit hatten die beiden sich die wenigen Geschäfte des Ortes angesehen, hatten zum Frühstück bei der aufgetakelten, hinten und vorn tief dekolletierten Dorfbäckerin zwei Koulòuri gekauft, hatten Pneudruck und Benzinstand des Wagens überprüft, waren trotz des starken Windes bis zur obersten Kirche des Dor-

fes gegangen, die den 12 Aposteln gewidmet war und schon beinahe als Ruine bezeichnet werden musste, hatten unten im Hafen einen griechischen Salat und noch anderes gegessen, dazwischen in der Polizeibar unzählige Kaffees getrunken und sich immer wieder nach dem Verbleib des Chefs erkundigt.

»Du kannst von mir aus hier noch den Rest deines Urlaubs verbringen, mir aber reicht's – ich fahre zurück«, hatte Peter kurz nach drei Uhr auf einmal verkündet, sich von Massimo verabschiedet und dann mit dem Schlauchboot den Jachthafen Richtung Frangokàstello verlassen.

Massimo, für den die Euros in der Geldkatze langsam zu einer Belastung wurden, sprach ein letztes Mal beim Polizisten vor, der ihm diesmal den Rat erteilte, doch vielleicht besser morgen noch einmal vorbeizuschauen.

Dann gehe ich eben zur Konkurrenz, dachte Massimo. Man durfte sicherlich davon ausgehen, dass sich der Polizist von Komitàdes zwei Tage nach dem Tauffest wieder in einem stabilen Zustand befand. Er ging zum Parkplatz hinauf und versuchte, den grünen Panda zu starten. Einige alternierende Bewegungen mit dem Zündschlüssel reichten aus um den Motor anspringen zu lassen.

Während Massimo bei der Busgarage am Ortsausgang den Tank auffüllen ließ, kurbelte er alle Fenster hoch und wies den Benzinwart an, die Scheiben zu putzen. Staub wehte über die Straße, Plastiksäcke wurden durch die Luft getragen und verfingen sich an Pflanzen und Stacheldrähten. Am östlichen Himmel hatten sich braune Staubschlieren gebildet, die sich Stromlinien gleich den Berghängen anschmiegten und erst weit im Meer draußen mit einer kapriziösen Aufwärtsspirale endeten.

Das schwarze Blech, worauf mit Kreide die Kraftstoffpreise angeschrieben waren, pendelte quietschend im Wind hin und her, als Massimos Wagen geputzt und getankt wieder das Areal verließ. Sein Kater hatte auf dem Beifahrersitz Platz genommen, schaute souverän hin und her und tat ganz so, als ob er in seinem eigenen Fahrzeug säße.

»Ich habe etwas Mühe mit der hiesigen Polizei … « begann er dann vorsichtig.

»Ach?« Massimo wunderte sich, woher Kasimir von seiner Absicht wusste, denn er konnte noch nicht lange in der Nähe gewesen sein, mindestens hatte er ihn erst seit kurzem wahrgenommen.

» … man kann sich kaum auf sie verlassen. Und sie hat keinen Biss.«

Eine Kurve beim Dorfeingang von Komitàdes zwang ihn, sich auf die Straße zu konzentrieren und die Fahrt zu verlangsamen, bevor er antworten konnte.

»Misch dich nicht in meine Angelegenheiten. Bekanntlich ist es deine Aufgabe, Mäuse zu fangen. Ich hingegen habe eine Menge Geld in meiner … « – er vermied aus Höflichkeit das Wort, das ihm auf der Zunge lag – »… Bauchtasche, und will es der Polizei übergeben.«

»Eben.«

»Eben was?«

»Mäuse, die sie gefangen hätte, würde eine kluge Katze niemals der Polizei von Komitàdes übergeben.«

Der Schwarze streckte seinen Hals und tat auf einmal so, als würde er weiter vorne etwas sehr Unangenehmes wahrnehmen. Dann sagte er unverhofft:

»Kannst du rasch anhalten? Jetzt. Hier. Mach schon!«

Massimo trat, er wusste nicht wieso, kräftig auf die Bremse und fuhr ohne zu denken rechts an den Straßenrand.

Gleichzeitig hörte er ganz deutlich, wie im Fond die Katzenklappe ging, obwohl er sicher war, dass nirgends eine solche eingebaut war. Er drehte sich irritiert um und schaute dann wieder nach vorn.

Blickte in einen riesigen Kühlergrill, der unerwartet und viel zu schnell hinter einer Hausecke aufgetaucht war, es war ein Lastwagen, dessen Bremsen gerade noch rechtzeitig zu quietschen begannen, und auf dessen grüner Motorhaube man sehr groß und glänzend die Buchstaben M · A · N erkennen konnte.

Der Kater war verschwunden.

***

Das Eisentor zu seinem Grundstück stand weit offen und war nun nicht mehr orangefarben, sondern schiefergrau. Vangèlis stand mit einer Farbbüchse und einem Pinsel davor und prüfte mit wehenden Haaren sein Werk, als Massimo ihm entgegenfuhr, anhielt und das Fenster herunterließ.

»Prächtig ist es geworden«, fand er, »aber denkst du nicht, dass jetzt der ganze Staub an der frischen Farbe kleben bleibt?«

»Ich habe bloß noch einige Kratzer ausgebessert, der Rest ist trocken. Willst du herein kommen?«

»Ich wollte eben darum bitten«, entgegnete Massimo erleichtert, stellte den Wagen an die Stelle, an der man ihn von der Straße aus nicht sehen konnte, drehte das Fenster hoch und stieg aus.

»Es gibt Probleme«, meinte er dann.

»Kaffee?«

»Gerne.« Sie gingen zum Haus.

»Ihr seid mit dem Helikopter zurückgekommen, habe ich vernommen.«

»Nur ich. Die beiden anderen sind noch auf der Insel und kommen frühestens morgen Nachmittag mit dem Schiff zurück. Ein Ingenieur aus Piräus, den Anthì von früher her kannte, hatte uns nach Gavdòpoula mitgenommen und bekam dort, während er uns das Projekt von diesem hirnverbrannten Containerhafen schmackhaft machen wollte, eine Blinddarmentzündung.«

»Künstlerpech«, meinte Vangèlis trocken. »Und dann?«

»Man musste ihn so rasch es ging mit dem Helikopter nach Chanià ins Spital bringen. Ich bin bis hierher mitgeflogen. Doch das ist nicht das Problem. Das Problem ist das:« Er zog den Plastikbeutel hervor. Vangèlis machte große Augen.

»Woher?«

»20'000 Euro. Wir haben das Geld heute Morgen in einer Boje weit draußen im Meer gefunden, kurz bevor es der Perser dort abholen wollte.« Massimo erzählte dem Alten, wie er in die ganze Geschichte hinein gezogen worden war.

»Das ist schlecht«, meinte dieser am Ende. »Das gibt mit Sicherheit Stunk. Kyros und sein Scherge, dieser Satrap, werden nicht ruhen, bis sie dich erwischt haben.« Erst wollte er noch sagen: «Und dann gnade dir Gott«, doch er hielt sich zurück. Stattdessen sagte er:

»Es war ein weiser Entscheid von dir, das Geld nicht in Komitàdes abzugeben.« Massimo schwieg. »Der Polizist aus Kalamàta befindet sich, seit er sich einmal von ihm bestechen ließ,

unter der Knute von Kyros. Wer weiß außer mir noch, dass du da bist?«

»Man wird registriert haben, wie ich mit dem grünen Wagen durch die Dörfer Richtung Ebene gefahren bin. Falls niemand gesehen hat, dass ich bei dir abgebogen bin, werden sie denken, ich sei nach Frangokàstello gefahren.«

»Das Gescheiteste, was du tun kannst, ist, morgen so früh als nur möglich nach Chanià zur Polizei zu gehen. Ich werde dir den Namen eines Polizeikapitäns aufschreiben, der in der Stadt einen guten Ruf genießt. Bis dahin hältst du dich hier im Haus still. Ich arbeite draußen am Tor weiter, bis es dunkel wird und jedem klar ist, dass ich keinen Besuch habe.«

39

Die Zodiac Futura mochte für das Befahren küstennaher Gewässer geeignet und zugelassen sein, doch bestimmt nicht bei dieser Windstärke, von der Peter schätzte, dass sie bei etwa 9 Beaufort liegen musste. Mit reduzierter Geschwindigkeit war er im Schutz der Steilküste von Chòra Sfakìon aus Richtung Frangokàstello gefahren und hatte sich auf diese Weise dem Fallwind weitgehend entziehen können. Erst als er sich der Ebene näherte und die Berge zurücktraten, setzte er sich zunehmend dem Sturm aus.

Schon immer hatte er sich darüber gewundert, dass der Voriàs im Gegensatz zum Südwestwind keine größeren Wellen erzeugte. Der Wind pfiff einfach mit rasender Geschwindigkeit erst über die Ebene, dann durch Bäume und Sträucher am Strand, trug Sand, Staub und Kehricht ins Meer. Dort lösten sich zischend Schaumkronen von der Wasseroberfläche ab, die schließlich als Gischt und Flocken weit hinaus getragen wurden.

Die Gegenleistung dieser tourismusfeindlichen Traktur war, dass „am Morgen danach," wenn der Wind nach Stunden, Tagen oder Wochen, so genau konnte das nie jemand voraussagen, plötzlich abflaute, der Strand völlig frei von Unrat und das Meer wenn auch kalt, so doch klar wie Kristall war und jene Touristen, die nicht enttäuscht abgereist waren, zum tröstenden Bade einlud.

Vom Schlauchboot aus hatte er eine andere Wahrnehmung. Wie nie zuvor fühlte sich Peter hier den Naturgewalten ausgeliefert, er spürte, wie ihn jede Böe vom Kurs abzubringen versuchte und wie er sich mit dem Steuer wieder und wieder dagegen zu wehren hatte. Die kurze Stre-

cke von Chòra Sfakìon nach Frangokàstello, die man sonst mit Leichtigkeit in einer halben zurücklegte, hatte ihn heute beinahe eine ganze Stunde gekostet.

Jetzt konnte er am Tavernenstrand schon Details unterscheiden. Erstaunlich, wie viele Menschen sich trotz des Sturms noch am Strand befanden. Sie standen in Gruppen beisammen, schienen zu ihm aufs Wasser hinaus zu blicken, zu gestikulieren, miteinander zu sprechen. Peter setzte an zu einer letzten weiten Linkskurve, die ihn souverän am Riff vorbei in die Mitte der, wie er insgeheim hoffte, jedoch nie zugegeben hätte, Bewunderer seines kriminalistischen Spürsinns führen würde.

Dann begannen einige von ihnen am Strand zu winken. Von weitem erkannte er den türkisblauen Badeanzug von Violetta, dann, näher kommend, Ilona mit Konrad und Paul, jetzt den Besitzer der Taverne, dessen Küchenschürze ihm ins Gesicht flatterte und sich, während er versuchte, aufs Meer hinaus zu blicken, um den Feldstecher wickelte sowie einige weitere Gäste, mit denen er in den vergangenen Nächten den einen oder anderen Pintenkehr hinter sich gebracht hatte. Nur Massimo fehlte noch.

Für die letzten Meter hatte er den Motor abgestellt und hochgekippt. Er stieg aus dem Schiff, zog es an Land und wollte sich eben für den würdigen Empfang bedanken, als Violetta sich aus der Gruppe löste und in Tränen aufgelöst auf ihn zu eilte.

»Violetta, was ist mit dir? Wie siehst du aus?« Er wurde bleich. »Was ist geschehen?« Und dann, schon alles ahnend: »Wo ist Eva-Maria?«

»Der Wind hat den Zwillingen das Krokodil hinaus geblasen, und Eva wollte es wieder holen«, schluchzte sie. »Sie ist ihm nachge-

schwommen, hätte es einige Male beinahe erwischt, doch dann kamen immer wieder diese Böen, und das grüne Ding hat sich überschlagen und ist weiter und weiter hinaus geblasen worden. Sie ist da draußen und kann nicht mehr zurück schwimmen. Wir konnten sie vorhin mit dem Feldstecher noch sehen. Jetzt hat der Wirt nach Chanià angerufen, sie werden mit dem Helikopter kommen.« Violetta weinte, war am Verzweifeln, während die anderen ratlos daneben standen.

»Das kann doch noch ewig dauern!« Peter geriet außer sich. »Bis die da sind und ihr ihnen erklärt habt, wo sie zu suchen haben, kann es schon dunkel sein.« Er sah keine Gefahr, verspürte keine Angst mehr, sondern hatte nur noch dieses eine Ziel im Kopf:

»Ich nehme jetzt mein Boot, fahre raus und hole sie.«

Bevor jemand von den Anwesenden auch nur ein Wort einwenden konnte, hatte Eva-Marias Vater das Schlauchboot wieder ins Wasser hinaus gestoßen. Er kletterte hinein, senkte den Motor ab, startete ihn und fuhr mit zunehmender Geschwindigkeit hinaus.

Hinter ihm war nun der Bann gebrochen. Die Menschen am Strand riefen und pfiffen, die Zwillinge heulten, doch Peter ließ sich nicht beirren, hörte möglicherweise im Motorenlärm oder einfach in seiner Angst um Eva-Maria gar nichts mehr, brachte das Schlauchboot zum Gleiten und fuhr mit Vollgas und Rückenwind auf eine kleine Wolke am Horizont zu, in der er seine Tochter zu erkennen glaubte.

Irgendwann konnte er wieder klar denken, kam zu sich und nahm das Gas zurück. Längst hätte er an jener Stelle sein müssen, wo das Mädchen mit dem Krokodil hingetrieben worden

war. Weder war von einem Krokodil noch von Eva-Maria etwas zu sehen. Peter begann ohne auf Wind, Wellen und Gischt zu achten, mit geringer Geschwindigkeit hin und her zu kreuzen.

Weit über eine Stunde hatte er mit seiner verzweifelten Suche zugebracht, doch nun musste er einsehen, dass seine Anstrengungen sinnlos waren. Peter beschloss, das Manöver zu unterbrechen schaltete die Zündung aus und versuchte nachzudenken.

Es gab jetzt um ihn herum nur noch Wasser und diesen Wind, diesen unglaublich leisen, weil sich nur an der Kontur des Bootes und an seinem Körper stauenden böigen Nordwind, der Kreter und Touristen so oft an den Rand des Wahnsinns getrieben hatte und ihn jetzt zu allem Überfluss noch frieren machte, weil Peters Haut ununterbrochen von Gischtfetzen benetzt worden war.

Er könnte jetzt zurückfahren. Die Gäste in der Taverne, der Wirt, die Polizei, die Versicherung, Verwandte und Freunde in Deutschland – alle müssten das verstehen. Einige sich dazu berufen Fühlende würden vielleicht versuchen, Violetta und ihn zu trösten, indem sie ein mitleidendes Gesicht aufsetzen oder vielleicht wirklich mitfühlen und dazu Belanglosigkeiten sagen würden wie:

»Du hast bestimmt alles getan, was man von dir hätte erwarten können. Sie hatte gegen den Wind einfach keine Chance«, wobei sie freilich wie auch alle Übrigen denken würden: zum Glück ist das nicht uns passiert.

Was aber, wenn er später, was er im Leben gerne zu verhindern suchte, mit sich allein gewesen wäre? Oder wenn er Violetta angeschaut hätte, wenn er ihr in die Augen geschaut hätte und darin hätte lesen müssen, was ihm inzwischen sehr klar geworden war: Wenn du dich nicht in

gespielter Bescheidenheit vor den Anderen hättest wichtig machen wollen, wenn du den Perser Perser und sein Pulver Pulver hättest sein lassen, wenn du dich um dich selbst und um deine Familie gekümmert und deine väterliche Verantwortung, die du dir damals, als wir mehr oder weniger zufällig und schon ordentlich beschwipst miteinander gevögelt haben, selbst aufgetragen hast, wenn du diese Verantwortung wirklich wahrgenommen hättest – dann wäre deine Tochter jetzt noch am Leben.

Nein, das ging nicht. Das ging ihm gegen die Grundfeste. Peter war auch hier unbeirrbar.

Obwohl er der Ansicht war, dass er es nie richtig gelernt hatte, dass man es ihm nie richtig vorgemacht hatte oder, wie er im Job wohl sagen würde, dass ihm eine solche Kompetenz unglücklicherweise abging, wie all dem auch sei – Peter begann zu beten.

Betete, indem er schwieg. Minutenlang schwieg, mehrmals in tiefster Reue schluchzte und sonst nichts tat, bis sein Magen unvermittelt begann, sich in Krämpfen zusammenzuziehen und Peter, der sich über den Bootsrand krümmte, Eiskaffee, Tomaten, Gurken, Fèta, Kaffee und Kouloùri mit dem Wind in weitem Bogen ins Libysche Meer kotzte, während es in den Hosen warm wurde und sein Urin den Oberschenkel hinunter lief. Dann brach er hustend und schluchzend, die Knie auf der Bodenschiene, den Kopf auf dem Sitzpolster, zusammen –

***

Doch Peter war hart im Nehmen.

„Steh auf, wenn du am Boden bist, steh auf, auch wenn du unten liegst, steh auf, es wird

schon irgendwie weitergehn, steh auf!“ Irgendeinmal war ihm sein Lieblingslied von den Toten Hosen in den Sinn gekommen. Er rappelte sich wieder zurecht, stand im Boot auf, klammerte sich zwischen Steuerrad und Gashebel fest. Mit aller Inbrunst, zu der er ohne es je geahnt, geschweige denn bisher erfahren zu haben, fähig war, brüllte er in den Sturm hinaus:

»Eva-Maria!«

»EEvAA!«

»EEEvAAA wOOO bI I Ist dUUU?«

Als ob er gewusst hätte, was in einem solchen Fall für den uneingeschränkten Herrscher der Situation schicklich sei, nämlich diesem ausgekotzen bierbäuchigen Prokuristen vor seinem endgültigen Verzweifeln wenn auch nicht gerade die letzte Zigarette, so doch eine letzte Chance zu gewähren, hatte sich der Voriàs für einen kurzen Augenblick gelegt. Ein Peter brüllte in die Flaute, während der andere gleichzeitig, wie es auch sonst seine Art war, in alle Richtungen horchte.

So vernahm er den Schrei.

Einen ohnmächtigen, verzweifelten, weit entfernten Schrei seiner Tochter. Sah im Westen, wo die Sonne sich über Loùtro gegen den Horizont zu neigen begann, die einen kurzen Moment senkrecht aus dem Wasser ragende Kontur einer im Durchlicht grün schimmernden Luftmatratze mit zwei kurzen Krokodilbeinen. Erst jetzt erinnerte er sich daran, dass ein Signalhorn zur vorgeschriebenen Ausrüstung des Bootes gehörte. Er zog es hervor, riss mit zitternden Fingern den Sicherheitsstift heraus und betätigte den Abzugbügel. Ein markerschütterndes Hupsignal war die Folge, wie er es sonst nur aus dem Fan-Corner des Gottlieb-Daimler-Stadions und schon gar nicht auf diese Distanz zu vernehmen gewohnt war.

Peter startete den Motor und fuhr so rasch es die Verhältnisse zuließen gegen Westen, erreichte endlich das Krokodil, an dessen schwarzen Handgriffen sich eine psychisch völlig aufgelöste, zitternde und mit den Zähnen klappernde menschliche Gestalt klammerte, die seine Tochter sein musste. Es war nicht einmal sicher, dass sie ihn erkannt hatte. Nur etwas hatte sie begriffen: dass sie gerettet war.

Er zog Eva-Maria an Bord.

Nach einigen Minuten war sie bereit, das Krokodil loszulassen. Er trocknete sie so gut es ging mit dem Bootslappen ab und zog ihr das grüne Sweatshirt über, das Massimo diesen Morgen mit zur Boje genommen hatte. Eine Viertelstunde saßen Vater und Tochter weinend, eng umschlungen und sich gegenseitig Wärme gebend auf der unbequemen Bootsbank und genossen das unbeschreibliche Gefühl, einander nicht verloren zu haben.

Ob Gebet oder Beschwörung – er wusste es nicht, doch was Peter auch immer getan hatte, wie er es auch getan hatte – es hatte gewirkt.

Nach der rettenden Flaute hatte nun, wie es ihm schien, der Wind mit noch größerer Heftigkeit wieder eingesetzt.

Auch die Wellen waren hier draußen höher geworden. Peter hieß seine Tochter eine Schwimmweste anziehen. Eva-Maria hatte Durst und verlangte nach Wasser. »Es gibt bloß noch die große PET-Flasche mit diesem Eistee, den wir am Freitag in Loùtro gekauft und dann nicht fertig getrunken haben.« Das war ihr egal. Sie trank und trank, und ihr Durst war kaum zu stillen. Auf einmal drehte sie sich zu ihm um und rief entsetzt:

»Papa! Mein Krokodil!«

Der Wind hatte das Krokodil vom Boot geblasen. Sich wieder und wieder überschlagend, folgte es einer Gischtwolke und wäre wohl selbst mit dem Boot kaum mehr einzuholen gewesen.

»Wir können jetzt nicht noch das Krokodil retten, Eva, wir müssen rein, es wird bald dunkel«, mahnte Peter und startete den Motor.

Nachdem sie einige hundert Meter gegen Wind und Wellen gekämpft hatten und die Zodiac Futura mehrmals beinahe gekentert wäre, musste Peter jedoch einsehen, dass es ein Ding der Unmöglichkeit war, in der Dunkelheit mit diesem leichten Boot gegen den unerbittlichen Wind aufzukommen. Er kletterte nach hinten und überprüfte den Kraftstofftank. Die Anzeige stand bei Null. Von den 25 Litern, die er gestern hatte einfüllen lassen, war gerade noch die Reserve übrig geblieben.

»Wir werden die Nacht hier draußen verbringen müssen, Eva. Es ist unmöglich, bei diesem Wind zurückzufahren, und außerdem haben wir nicht mehr genug Benzin dabei.«

Doch bei sich dachte er: Wir können nur noch hoffen, dass man uns findet, bevor wir verdursten.

40

Es war kurz nach fünf, als Massimo und Vangèlis sich zum Abschied umarmten, der Schweizer ein letztes Mal das Notenbündel in der Geldkatze prüfte und sich dann seinem Wagen zuwandte. Die letzten Sterne des Orion waren gerade daran, am heller werdenden Morgenhimmel aufzugehen und über dem Horizont zu verblassen. Vangèlis öffnete das Tor, Massimo wendete den Wagen, winkte noch einmal zurück und bog dann Richtung Chanià in die Dorfstraße ein. Das Tor zum Grundstück schloss sich ebenso geräuschlos hinter ihm, wie es aufgegangen war.

Er war allein.

Oder glaubte es wenigstens. Denn der Schweizer war kaum 200 Meter gefahren, als er im Schein der abgeblendeten Autolampen auf der Straße vor sich einen Menschen liegen sah, daneben ein Motorrad, welches einmal rot gewesen sein mochte und keinen verkehrstauglichen Eindruck mehr machte. Das Vorderrad drehte sich trotz seines schlechten Zustandes langsam im Wind. Auf der Straße hatte sich eine große dunkle Lache gebildet, die zum Teil wieder verdunstet war. Massimo hielt an, stieg aus, trat hinzu. Es roch nach Benzin. Der junge Mann lag auf dem Rücken, seine Cowboystiefel zeigten zum Mond hinauf, der hinter den Bergen unterging. Er hatte die Augendeckel halb geöffnet und schnarchte.

Massimo schüttelte ihn an der Schulter, versuchte, ihn zu wecken. Das Schnarchen brach abrupt ab. Mühsam setzte sich der Jüngling auf und starrte ihn aus dümmlichen Kuhaugen an. Er wirkte, wenn man von einer Beule an der Stirn absah, unverletzt und konnte trotz sprachlicher Differenzen dazu bewegt werden, sich an

den Straßenrand zu setzen. Dann zog Massimo das Moped aus der Benzinpfütze, lehnte es an einen nahen Mastixbusch und drehte den Benzinhahn zu.

Er musste an Peter denken, der in solchen Fällen zu sagen pflegte: »Der ist dicht wie ein Hamster.«

»Kalì mèra«, sagte Massimo jedoch nur, bevor er wieder zum Wagen ging. Und indem er mit dem Zeigefinger nach oben zeigte und damit wie ein Scheibenwischer hin und her fuhr, riet er ihm beim Einsteigen noch eindringlich: »And no smoking!«

»Già!« rief der immer noch gehörig Besoffene mit tiefer Stimme, hob zum kollegialen Abschied die schwere Hand und ließ sie dann wieder aufs Knie fallen.

Massimo fuhr weiter, fuhr einmal mehr durch alle diese Dörfer, deren Namen er nur schwer lesen und schon gar nicht im Kopf behalten konnte. Erst als er vor einem Haus mit im Wind knatternder Griechenfahne ein blau-weißes Polizeiauto stehen sah, wusste er, dass er in Komitàdes war und nun gleich die Hauptstraße erreichen würde.

Vangèlis hatte ihm für die Reise noch einige Tipps gegeben, hatte Namen und Abteilung seines Vertrauensmannes aufgeschrieben und ihm eine Skizze gemacht. Und er hatte ihm empfohlen, nicht die direkte Route zu nehmen. »Es ist sicherer, wenn du die Straße über Asfèndou, Kalikràtis und Asì Gonià nimmst. Zeit hast du ja genug, Còstas wird kaum vor neun Uhr im Präsidium sein.«

Der Wagen keuchte die Serpentinen hinauf. Soeben war die Sonne aufgegangen. Nach jeder zweiten Haarnadelkurve wurde der Chauffeur dazu gezwungen, ihrem Licht entgegen zu fah-

ren. Als Massimo die Sonnenblende herunter zog, fiel die dahinter geklemmte Straßenkarte auf das Steuerrad und nur ein brüskes Manöver konnte noch verhindern, dass er vom geteerten Trassee abkam.

Zu zweit war alles einfacher gewesen.

An der Stelle, wo sie vor vierzehn Tagen das erste Mal auf die Ebene hinuntergeblickt hatten, hielt er an und stieg aus. Beinahe hätte ihm eine Windböe die Tür aus der Hand gerissen; er konnte gerade noch verhindern, dass sie beim Öffnen ganz nach vorne klappte und den Bolzen des Türanschlags abscherte.

Die Landschaft erschien komplett verändert: die gestochene Schärfe, in der die Berge sich präsentierten, das helle, beinahe silbern glänzende Grün der Olivenbäume, die sich in ihren Hainen vom Wind abwandten. Die Paximaden und Gàvdos, zum Greifen nah, jedes Detail in unerhörter Auflösung wiederzuerkennen, und schließlich das Meer selbst, das beinahe lückenlos von einer weißen Schaumschicht bedeckt war oder an den dunkleren Stellen, wo dies nicht zutraf, eine graugrüne Farbe angenommen hatte. Und alles unter einem unschuldigen, azurblauen Himmel, der, losgelöst von jeder irdischen Unbill, ungetrübte Ferienstimmung signalisierte.

Es war der Voriàs, der bisher mit Erfolg verhindert hatte, dass die Entwicklung des Tourismus in dieser Gegend trotz massiven Straßenbaus einen balearischen Aufschwung nehmen konnte.

Massimo musste weiter. Wäre der Kater aufgetaucht, hätte Kasimir ihn sicher zur Eile angehalten – so weit waren sie schon.

Es war fast 6 Uhr. Noch war ihm kein Wagen entgegengekommen. Die Straße näherte sich jetzt in zahllosen Serpentinen der tief eingeschnitte-

nen Imbròs-Schlucht und führte dann ins Dorf gleichen Namens. Die wenigen Kafènions waren noch geschlossen. Zwei Kettenhunde bellten und einige Hühner rasten vor dem Wagen über die Strasse, als er das Dorf passierte.

Beim Dorfausgang machte die sich im Umbau befindende Straße eine riesige Kurve und stieg dann zum Pass hinauf, der, wie Massimo noch wusste, den höchsten Punkt der Verbindung zwischen Norden und Süden darstellte.

Die Augen des Katers, der unbeweglich, den Schwanz um die Vorderbeine gewickelt, mitten auf der Hauptstraße saß, drohten in hellem Orange.

Massimo, der lieber den direkten Weg nach Chanià hätte nehmen wollen, fühlte sich ertappt und hielt vor dem Wegweiser an.

Der Schwarze näherte sich dem Panda in der Art eines Sheriffs, der, wie Massimo von Amerikatouristen gehört hatte, sofort losballert, wenn man die Hände nicht am Steuerrad belässt.

Dann vernahm er die Katzenklappe, jenes diskrete polystyrole Scheppern, das ihm so vertraut geworden war; Kasimir drückte sich zwischen den beiden Sitzlehnen und neben der Handbremse hindurch nach vorne auf den Beifahrersitz und roch, bevor er sich setzte, sorgfältig an einem dunklen Fleck in der Mitte des grau gemusterten Sitzpolsters.

»Bald habe ich Anspruch auf einen eingebauten Fressnapf, wenn du mich weiterhin so regelmäßig in Anspruch nimmst. Fahr los, es eilt!«

Widerspruch- und wortlos drehte Massimo am Steuerrad, bog vor dem havarierten Wegweiser in die Bergstraße ein und nahm entgegen seiner ursprünglichen Absicht den Umweg über Kalikràtis unter die Räder.

41

Müde Krieger steigen im wallenden Nebel der frühen Morgenstunden aus dem Meer und zwängen sich Schutz suchend durch den strandseitigen Eingang in den Hof des venezianischen Kastells.

Der Erschöpfung nahe verriegeln die hintersten Männer von innen den Eingang.

Genüsslich zieht Kyros den großen Schlüssel aus dem Hosenbund und öffnet das andere, seitliche Tor.

Die Krieger haben sich auf einmal in Ziegen und Schafe verwandelt, der Perser ruft sie heraus, jeden bei seinem Namen, erst dankbar und freundlich, dann bestimmt und bellend und beginnt zusammen mit seinen Helfern ein Tier nach dem anderen zu melken, indem er ihr Hinterteil zwischen die Beine klemmt und mit seiner rechten Hand an den Zitzen zieht und zieht, bis nicht mehr Milch, sondern nur noch Blut kommt –

Neben dem Stuhl, auf dem er vor vier Stunden eingeschlafen war, begann die Marseillaise zu dudeln.

„Allons enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé."

Kyros wurde aus seinem Traum gerissen, aus einem Traum, von dem er immer noch nicht wusste, wie er weiterging, weil jedes Mal, wenn er ihn träumte, er mittendrin geweckt wurde. Er räusperte sich mehrmals und griff zum Handy.

»Ja!«

»Chef …?«

»Was ist?« Der Chef versuchte, einen wachen Eindruck zu erwecken.

»Ich habe die ganze Nacht – aufgepasst … Eben ist der grüne Panda Richtung Hauptstraße vorbei gerast und hat mich fast über den Haufen

gefahren. Dann bin ich – gestürzt. Und das Motorrad ist kaputt.«

Ohne sich zu verabschieden unterbrach Kyros das Gespräch, schnellte auf, hielt erst seinen Kopf unter den Wasserhahn, trat dann ins Freie und eilte zu seinem Wagen, den er gestern vorsorgend nicht auf dem Tanzboden des Resorts, sondern vor seiner Haustüre abgestellt hatte.

Fünf Minuten später hatte er die Ebene hinter sich gelassen und preschte ohne zur Seite zu blicken an Giòrgos und seiner havarierten Honda vorbei durch Agios Nektàrios, wo schwarz angezogene Frauen stumm und geduldig auf den 6-Uhr-Bus warteten, den er soeben überholt hatte. Dann durchquerte er mit heulendem Kompressor Nomikianà, Voùvas und Vraskàs.

In Komitàdes keuchte ihm ein dicker Mann in Trainingsanzug und Turnschuhen entgegen, diesem flatterte im Zickzack ein irritierter Truthahn voraus, der versuchte, aus dem Gefahrenbereich des Joggers zu kommen und sich genau dann anschickte, die Straße zu überqueren, als sein Wagen auf gleicher Höhe war. Der Kopf des Tieres knallte gegen den rechten Scheinwerfer, Flügel flatterten, Federn wurden vom Wind davongetragen, Kyros fluchte, gab Gas, Reifen quietschten, der Kompressor heulte auf, dann ließ der schwarze Wagen auch das letzte Dorf hinter sich und bog kurz darauf in die Serpentinenstraße Richtung Chanià ein.

Kyros konnte immer noch nicht verstehen, wie es diese verdammten Greenhörner fertig gebracht hatten, dem Bojengeschäft auf die Spur zu kommen. Jemand musste ihn verraten haben. Während er mit der Hand, die ihm übrig geblieben war, routiniert am Knopf des Steuerrades kurbelte und gekonnt eine Kurve nach der anderen hinter sich ließ, ging er in Gedanken die Liste

seiner Feinde und Konkurrenten durch, fand aber niemanden, der auch nur dazu imstande gewesen wäre, geschweige denn das Risiko hätte auf sich nehmen wollen, das seit Jahren florierende Geschäft mit den Partnern aus Zonianà zu stören.

Nun, sobald er den grünen Panda eingeholt und den Fahrer zu Rede gestellt hatte, würde man mehr wissen. Der Perser gab Gas und holte alles aus seinem Wagen heraus, was dessen Bodenfreiheit und die Beschaffenheit der Bergstraße zuließen.

In Imbròs hörte sein Hoheitsgebiet auf. Dahinter waren die Leute aus dem Norden zuständig. Er bremste ab und fuhr gesittet durch das beinahe menschenleere Dorf. Auch hier standen erst wenige Passagiere für den Frühbus an der Straße. Kurz nach dem Dorfausgang erreichte er den Pass, das Tor zur kretische Steinwüste.

Kyros gab wieder Gas. Es konnte sich nur noch um Minuten handeln, bis er sein Opfer eingeholt hatte. Er würde ihm zuerst in angemessenem Abstand folgen, um ihn dann genau dort zu stellen, wo Mann und Wagen leicht und unauffällig entsorgt werden konnten. Einige präzise Fragen würden genügen, um Klarheit zu schaffen. Sollte es Probleme geben, würde Satrap diese im Laufe des Morgens noch für ihn lösen; sein Angestellter hatte da eigene, nicht eben zimperliche Methoden.

Mit leise quietschenden Reifen nahm er eine weitere Kurve – und sah sich unvermittelt einer riesigen Herde Schafe gegenüber, welche eine windgeschützte Straßenecke für ihr Nachtlager ausgewählt und sich hier niedergelassen hatte. Der Perser trat voll auf die Bremse, dann fuhr er im Schritttempo durch die dümmlich blökenden und widerwillig von der verpissten Straße auf-

stehenden Tiere. Eben wollte er wieder beschleunigen, als ihm auf einmal klar wurde, dass der Wagen, den er verfolgte, hier niemals durchgefahren sein konnte: keines der erschreckten Schafe hätte sich so schnell beruhigt und sich dann wieder hingelegt!

Entweder hatte sich der Fiat in Luft aufgelöst – oder er hatte einen anderen Weg genommen.

Mit dem panhelenischen Standardfluch zwischen den Zähnen kurbelte er was das Zeug hielt am Lenkrad, hielt es, während er die Position des automatischen Getriebes wechselte, mit dem Knie fest, wendete ohne Rücksicht auf Verluste inmitten der aufgebrachten Schafherde den Wagen und raste wieder zurück.

Der Fliehende musste, um ihn abzuschütteln, die Nato-Straße über Kalikràtis und Asì Gonià gewählt haben! Ganz so naiv wie man glauben mochte, schien dieser Grüne nun doch nicht zu sein.

Erste Autos, die wohl hinter ihm den Berg hochgefahren waren, kamen ihm jetzt entgegen: zwei Pickups, eine Polizeistreife mit einem Fahrer, den er nicht kannte, dann ein Taxi. Wahrscheinlich hatten sie soeben den Bus überholt, der inzwischen Imbròs erreicht haben mochte. Kyros fuhr mit hoher Geschwindigkeit bis zum Sattel, zweigte beim Wegweiser ab und folgte dann der mit Steinen übersäten und von Winterschäden gezeichneten Nato-Straße.

Der Rückstand auf sein Opfer war bestimmt kleiner geworden, doch war es dem Perser während der Fahrt unmöglich, von unten auf der kurvenreichen, in den Berg hinein gebauten Strecke einen Wagen zu erkennen. Für einen Kriegsinvaliden mit nur einer Hand und nur einem Auge war allein schon das Befahren dieser Rallye-Strecke eine reife Leistung.

Kyros war oben angekommen. Hinter der scharfen Linkskurve, die er gerade hinter sich gebracht hatte, ließ sich der Verlauf der Straße erst auf dieser, dann auf der gegenüberliegenden Talflanke über mehrere Kilometer hinweg verfolgen. Er hielt den Wagen an und stieg aus. Der Wind hatte noch zugelegt. Kyros wandte sich ab und rieb sich den Staub aus dem Auge. Er spürte ein Kribbeln in den Fingern – merkwürdigerweise auch in den Fingern jener Hand, die er einst als Legionär in Afrika beim Minensuchen verloren hatte. Dieses Kribbeln war das sichere Zeichen, dass sein Jagdfieber einem Höhepunkt zustrebte. Doch ein Opfer war auf der ganzen von hier aus überblickbaren Strecke nirgends auszumachen. Kyros stand im Wind, seine schwarzen, fettigen Haarsträhnen wehten ihm ins Gesicht, er starrte an die gegenüber liegende Talflanke und ließ eine halbe, eine ganze Minute verstreichen.

Kein Auto war zu sehen.

Der Einarmige kochte. Es ging nicht an, dass ein alter Profi wie er von Touristen erst mit einem Gummiboot um 20'000 Euro geprellt, dann mit einem Mietwagen an der Nase herumgeführt und zu guter Letzt, bevor sie sich aus dem Staub machten, noch bei der Polizei verpfiffen wurde.

Kyros schaute den Berg hinauf und erkannte die alte, nach Gàvdos orientierte Richtstrahlantenne wieder, deren Existenz für die Leute aus Piräus, denen er vor Jahren die kleine Insel seines Großvaters verkauft hatte, ein gewichtiges Argument gewesen war, ein Argument, mit dem er damals den Kaufpreis von Gavdòpoula noch um 25 Millionen Drachmen in die Höhe treiben konnte …

42

Der Puter war mit Schlagseite und flatternden Flügeln in weitem Bogen über die Straße gehüpft und dann zuckend in einer Geranienstaude neben dem Kafènion hängen geblieben. John hatte seine Joggingrunde abgebrochen, war keuchend hinzugetreten und hatte den schweren Vogel fachmännisch untersucht.

»Der ist reif für den Ofen«, meinte er trocken zu Paramìthos, welcher durch das Spektakel aus dem Schlaf gerissen worden, dann im blau-weiß gestreiften Pyjama auf die Straße geeilt war und hier die Welt nicht mehr verstand. »Als Koch kann ich sowas beurteilen. Am besten, du hackst ihm gleich jetzt den Kopf ab und fragst Nàska dann, ob sie ihn für dich rupft und ausnimmt. Wenn du zu lange wartest, wird er zäh.«

Als der Wachtmeister endlich begriffen hatte, was sich zugetragen hatte, klappte sein anfängliches Erstaunen in wütende Hilflosigkeit um, wobei es ihm weniger um den unerklärlichen Aufbruch des Persers als um das vorzeitige Ableben seines Truthahns ging. Doch er hielt sich mit den privaten Dingen zurück und gab nur eine offizielle Stellungnahme ab. Es wäre eine Frechheit, befleißigte er sich vor den Anwesenden zu toben, so schnell durch das Dorf zu fahren, wenn doch nur 30 km/h erlaubt seien.

John Pomano, die günstige Gelegenheit beim Schopf packend, doppelte nach, beklagte sich über die Störung des Dorffriedens und die Bedrohung der auf den Bus wartenden älteren Dorfbewohnerinnen sowie über die Gefährdung joggender Touristen.

Trotz der frühen Stunde hatte sich jetzt auch die Wirtin vom Kokinì Ginì zu ihnen gesellt. Sie hatte ihre langen roten Haare noch nicht hochge-

steckt und hielt sich einen Arm über den Kopf um zu verhindern, dass sie von Wind verheddert wurden. Nachdem John die Rote über das Vorkommnis ins Bild gesetzt hatte, ging sie einen Schritt auf den Dorfpolizisten zu, sah ihm in die Augen und befahl:

»Lyko, du holst jetzt auf der Stelle Uniform und Waffe. Dann fährst du diesem breitspurigen unflätigen Kerl nach und bringst ihn hier runter.«

Ihre stahlgrauen Augen funkelten gefährlich. Sie meinte es ernst.

»Das ganze Dorf wird auf dich warten, bis du mit ihm zurückkommst. Und wehe, du lässt ihn entwischen!«

Auch die wartenden Buspassagiere waren jetzt näher getreten und standen nickend in einem Halbkreis um die beiden herum. Der Polizist schaute irritiert vom einen zum andern, als müsste er befürchten, auf der Stelle gelyncht zu werden, wenn er sich dem Willen des Dorfsouveräns nicht beugte. Wieder und wieder prüfte seine Zunge aufgeregt den Stiftzahn, doch dieser saß seit dem letzten Eingriff fest.

»Ich komme mit. Für eine Polizeistreife braucht es immer zwei. Wir werden gleich aufbrechen, sonst kommt der Bus und verstopft die Straße. Hol deine Klamotten, ich starte jetzt den Wagen. Du kannst dich während der Fahrt umziehen. Und vergiss das Schießeisen nicht.«

John nahm Paramìthos, der froh war, heil davonzukommen, beim Arm und lenkte ihn sanft, aber bestimmt Richtung Polizeigebäude. Dann quetschte er sich hinters Steuer, schob Erleichterung spendend den Sitz ganz nach hinten und drehte den Schlüssel. Der Wachtmeister sprang aus dem Haus, unter den linken Arm die hastig zusammengerollte Uniform, von der rechten

Hand baumelte sein weißer Gürtel und das Lederfutteral mit der Dienstwaffe.

Noch nie war die Polizei von Komitàdes so effizient ausgerückt – dazu brauchte es den erfahrenen Restaurateur aus Manhattan.

John war kein besonders geübter Serpentinenfahrer, doch er war wie auch sonst im Leben sehr lernfähig. Während der Beamte auf dem Beifahrersitz sich mit Hose und Jacke beschäftigte, brachte er mit wachsender Routine eine Kurve nach der anderen hinter sich. Weit oben konnte er einige Male den schwarzen Wagen ausmachen, doch schien sich der Abstand zwischen ihnen trotz der übersetzten Geschwindigkeit des Streifenwagens zu vergrößern.

»Was tust du, wenn wir ihn tatsächlich kriegen?« wollte der Amerikaner wissen, als sie sich Imbròs näherten.

»Ich werde ihn anhalten und die Personalien aufnehmen – so lautet die Vorschrift.« Er war daran, sich eine Karelia anzuzünden, weil ihm eben aufgefallen war, dass er nur die Pantoffeln an den Füßen hatte.

»Nicht besonders viel. Und dann?«

»Dann sehen wir weiter. Vielleicht wird man ihn später anzeigen.«

»Fahrerflucht nach Kollision mit Polizeiputer?«

»Bitte keine Witze. Übersetzte Geschwindigkeit innerorts. Gefährdung der öffentlichen Sicherheit.«

»Tierquälerei vielleicht?«

»Was ist das? Meine Tiere tun sowas nicht.«

»Da magst du Recht haben. Wieso waren die Leute aufgebracht?«

»Er ist unbeliebt.«

»Ach. Und wieso?«

»Er verleiht Geld, aber zu Wucherzinsen. Und man munkelt, dass er vor zwei Jahren begonnen hat, Schutzgelder einzufordern – davon weiß ich aber nichts.«

»Naja«, meinte John leichthin, »so außergewöhnlich ist das nicht. Wir bezahlen in Brooklin auch Schutzgeld – und kein kleines. Man kann es sogar von den Steuern abziehen.«

Sie waren über den Pass und dann kurze Zeit Richtung Askìfou gefahren, als ihnen auf einmal mit unerhörter Geschwindigkeit der schwarze Mercedes entgegenkam.

»Das war er doch!« rief John verblüfft und trat auf die Bremse.

»Gàmo ti panagìa mou!« fluchte der Wachtmeister, der eigentlich ein treuer Kirchgänger war und in jüngeren Jahren sogar als Ministrant zugedient hatte.

John suchte den Rückwärtsgang, wendete den Wagen und nahm die Verfolgung wieder auf. Irgend etwas hatte den Perser aus dem Konzept gebracht. Hatte er vielleicht gesehen, dass die Polizei ihn verfolgte und versuchte nun, sie abzuschütteln?

»Dort oben ist er!« Lykos zeigte zum Berghang hinauf, wo der schwarze Wagen in halsbrecherischem Tempo die Bergstraße nach Kalikràtis hochfuhr.

»So lass uns doch mal sehen, was da oben abgeht«, grinste John, schaltete einen Gang hinunter und bog ebenfalls ab.

43

Unter weniger widrigen Umständen hätte Massimo während der Fahrt gerne noch etwas mit dem ungewöhnlichen Passagier geplaudert. Gewiss hätte der Dialog sehr bald über jene Gespräche hinausgeführt, die er als jugendlicher Autostopper jeweils mit Fahrern oder Fahrerinnen zu führen sich verpflichtet gefühlt hatte – zum Mindesten aber wäre es im vorliegenden Fall unpassend gewesen, Kasimir mit einem einleitenden: »Woher kommst du?« oder gar mit: »Haben wir uns nicht schon früher gesehen?« zu langweilen.

Statt Fragen zu stellen gab er ihm, während von unten Steine ans Bodenblech prasselten und Massimo die Schlaglöcher zu meiden suchte, einfach nur den Rat:

»Du solltest dich anschnallen.«

Sein Nebenmann tat wie geheißen, nestelte umständlich am Gurt herum und versuchte, dessen Länge anzupassen, doch es gelang ihm nicht, wohl weil seiner Pfote der Daumen fehlte. Auch schien er mit seinen Gedanken woanders zu sein. Immer wieder drehte er Kopf und Ohren, äugte, lugte, horchte, hier nun die Vorteile seiner Herkunft und Anatomie voll ausnutzend, zur Seite, nach hinten, nach unten, als ob er befürchtete, verfolgt zu werden. Auf einmal fauchte er verärgert:

»Da haben wir den Mist. Beim Wegweiser ist einer abgezweigt und fährt hinter uns her.«

»Wie sieht er aus?«

»Schwarz, glänzend und sehr schnell – so wie ich. Gib Gas, wir müssen uns im nächsten Dorf verkriechen, bevor er uns eingeholt hat!«

»Ungefähr so, wie man unter das Plüschsofa rast, wenn es draußen blitzt und donnert?« Ka-

simir gab keine Antwort, klemmte die rosarote Zunge zwischen seine schwarzen Lippen und schaute angestrengt geradeaus.

Massimo hatte jetzt die Nase voll von dieser Verfolgungsjagd, bei der er nicht einmal sicher wusste, ob es wirklich eine war und ob sie tatsächlich ihm galt. Er ging vom Gas und sagte sehr bestimmt: »So. Hier fahren wir jetzt hoch.« Ein steiler, betonierter Weg zweigte links von der Straße ab, verschwand hinter einer Kurve. »Und dann warten wir, bis dein finsteres Ebenbild unten vorbei gerast ist. Nachher fahre ich wieder zurück, setze dich auf der Passhöhe ab und nehme die Hauptstraße nach Chanià.« Dazu griff er an den Bauch und prüfte seine Geldkatze. »Oder wolltest du etwa mitkommen?«

Er schaltete in den ersten Gang und nahm die Betonrampe unter die Räder. Kasimir schwieg, schien nachzudenken.

Das Sträßchen wurde immer schlechter, verdiente diese Bezeichnung kaum mehr, führte zuerst durch einen kleinen Einschnitt und wand sich dann in einer immer enger werdenden Spirale bis zur Bergkuppe hinauf. Wind, der um den Wagen pfiff, Nebelfetzen mit sich trug und an der Karosserie rüttelte. Der Betonbelag hatte jetzt einem lockeren Schotter Platz gemacht. Massimo heftete beim Fahren seinen Blick vor sich auf den Weg, um nicht etwa in den letzten Tagen seines Urlaubs noch den Mietwagen zu demolieren: Steine, verbogene Metallteile, Briden, Schellen und zersplitterte Isolatoren aus Porzellan und Glas lagen verstreut auf dem Trassee, daneben Stacheldraht, Kabel, Elektroschrott. Weiter vorne konnte man einige heruntergewirtschaftete Baracken und drei rostige Öltanks erkennen.

»Vielleicht solltest du mal nach oben schauen.« Kasimir tönte bedrückt, von seiner Selbstge-

fälligkeit war nicht mehr viel übrig geblieben. Massimo beugte sich übers Lenkrad, drehte den Kopf nach oben.

Unschwer erkannte er zwei riesige, aus Metallgittern bestehende kreisrunde Reflektoren, zwischen ihnen senkrecht aufragend einen rotweiß gestrichenen und jetzt angerosteten Mast, der auf halber Höhe in die Wolken eindrang.

Es war ein Unort.

Massimo wendete den Wagen auf dem Parkplatz, versuchte auszusteigen, die Tür gegen den Wind zu öffnen, was beinahe unmöglich war. Die Kälte des frühen Morgens drang durch seine Kleider. Seinen Pullover hatte er gestern im Boot liegen gelassen. Er zog sich seine blau-gelbe Windjacke über, die er für alle Fälle noch mitgenommen hatte und ging zu Fuß weiter. Der Schweizer war wieder allein – wohin der Kater verschwunden war, wusste er nicht.

Zwei mannshohe Metallmasten, an deren Fuß halb verfaulte Hundehütten standen, bildeten den Eingang zum Areal, das einst von Maschengitter und Stacheldraht eingezäunt gewesen sein mochte. Am Boden lag das abgerissene Stück einer rostigen Kette. Früher musste der Weg beleuchtet gewesen sein: ausgemergelte Betonpfosten, zerschossene Kandelaber tragend, führten durch die Anlage und zu den Baracken. Einer der Pfeiler war oben abgebrochen, ein meterlanges Stück hing an einem Armierungseisen herunter und bewegte sich im Wind wie eine riesige reife Ähre hin und her.

Von der anderen Seite des Areals aus konnte man auf einzelne Abschnitte der Bergstraße hinunterblicken. Sein Verfolger war nirgends zu sehen, war hoffentlich schon vorbei gefahren, schon im nächsten und bald im übernächsten

Dorf, dort die Abzweigung nach Asì Gonià suchend, ins Leere rasend –

Massimo war vor die Antenne getreten und hielt sich um aufrecht stehen zu können, an einem Kabelkanal fest. Der Wind pfiff durch die Reflektoren, die unter dieser Belastung ratterten und ächzten. Wirbel lösten sich heulend, stöhnend, wimmernd von dem rostenden, rhythmisch in den Wolken hin und her schwingenden Phallus ab und brachten einzelne Partien von ihm zu klappernder Vibration.

Er schaute auf das schäumende Meer hinunter. Zwischen vorbei peitschenden Nebelschwaden erkannte er im Morgenlicht genau vor sich, in der Richtung, in die auch die beiden mächtigen Antennen wiesen, Gàvdos und Gavdòpoula.

»Nimm dich in Acht vor diesen runden Dingern, das ist zu gefährlich.« Massimo hat auf einmal den Eindruck, dass die schwarze Katze auf, nein, in seinem Kopf hockt. Ja, ihre Stimme muss von innen kommen, denn in diesem infernalischen Geratter und Geheul würde jeder tierische Laut, selbst das Gebrüll eines ausgewachsenen Panthers untergehen. Sie hat sich wieder mal verkrochen, diesmal nicht unter das Sofa, sondern in sein Hirn.

Er dreht sich um, will sich im Windschatten der Baracken zum Wagen zurück arbeiten, als sein Blick auf eine menschliche Gestalt mit wehenden Haaren und flatternden Kleidern fällt, die, ebenfalls gegen den Wind kämpfend, sich ihm auf der Schotterpiste langsam nähert.

Verdammt! Es ist der Perser.

Um dies zu wissen, braucht man keine Hirnkatze, denn etwas weiter unten, dort, wo der Beton beginnt, steht ein schwarzer Mercedes.

»Geh nach hinten. Folge dem Ziegenpfad. Tue so, als ob nichts geschehen wäre.«

Massimo versucht, sich trotz des ätzenden Seitenwindes ruhig von der Antenne zu entfernen. Jedes Mal, wenn er den rechten Fuß hebt und nach vorn setzen will, streift sein Schuh den Knöchel des linken.

Der ausgetretene schmale Pfad führt durch eine kleine Delle, in der einige Steine noch das Fundament eines Ziegenstalles erkennen lassen. Der Weg steigt wieder leicht an, führt nach knapp 200 Metern zu einem betonierten Würfel von vielleicht zwei Metern Kantenlänge, dessen Innenraum den Hirten als Unterstand dienen mag. Wenig daneben steht der Sockel eines mutwillig zerstörten Triangulationspunktes.

Er ist beim Würfel angekommen und dreht sich um. Der Perser betritt den Ziegenpfad und nähert sich langsam, doch unaufhaltsam und bedrohlich.

Noch 100 Meter.

Noch 50, noch 20.

Die Auseinandersetzung ist nicht mehr zu umgehen.

»Pass auf! Der Kerl ist bewaffnet! Verkriech dich im Würfel!« gellt ihm die Katze von innen ins Ohr. Scheißkater.

Massimo wird bleiben, wo er ist, entschlossen, sich allem Bösen und Hässlichen auf der Welt entgegenzustellen, koste es was es wolle. Lieber in freier kretischer Natur über den Haufen geschossen werden als in der Ecke eines engen Betonwürfels, wo es nach Schafskot, Aas und faulen Eiern stinkt.

Alles stülpt sich um.

Massimo kennt das Gefühl. Es ist, als ob er im Geristeinwald durch das Elefantentor treten würde, doch diesmal viel intensiver.

Wie ein Zuschauer im Kino kann er sich jetzt ansehen, wie der Perser, die rechte Schulter nach

vorne geschoben, gegen den Wind kämpft und sich langsam dem Würfel nähert. Wie er sich dann aufrichtet und dem Opfer sein hässliches, vernarbtes Gesicht zuwendet. Da, wo sonst das linke Auge ist, könnten die verehrten Kinobesucher und –besucherinnen jetzt ein hautfarbenes Pflaster erkennen. Noch zehn Meter. Die linke Hand fehlt. Sein Unterarm endet in einem rosafarbenen Stumpf – die Holzprothese hat er heute Morgen in der Eile des Aufbruchs zu Hause liegen gelassen. Und zur Vervollständigung sämtlicher Klischees ist er oberhalb seines Armstumpfes auch noch tätowiert, das aufmerksame Publikum würde ein dunkelblaues, nein, fast schwarzes, auf der Spitze stehendes gleichseitiges Dreieck erkennen – LEGIO PATRIA NOSTRA könnte es bei genauerem Hinsehen während einer kurzen Sequenz noch lesen, doch nur Eingeweihte oder Lateiner würden es verstehen.

Jetzt steht der Verfolger still, soweit dies unter den gegebenen Umständen möglich ist, er greift mit seiner Hand langsam, beinahe bedächtig hinter den Rücken, zieht dort eine Pistole aus dem Hosenbund und will eben mit dem Daumen den Schlaghammer spannen, als er hinter sich durch das Tosen des Orkans eine menschliche Stimme rufen hört.

»Chrìsto!«

Erst glaubt der Perser, sich getäuscht zu haben. Als er denselben Ruf ein zweites Mal vernimmt, lässt er langsam die Waffe sinken, entfernt sich rückwärts einige Schritte von Massimo, der über ihn hinwegblickt und auf dem Ziegenpfad einen großen, etwas schwerfälligen Mann in einem schwarz-gelben Trainingsanzug näher kommen sieht. Dann dreht sich Kyros um.

Zum dritten Mal, diesmal aus der Nähe:

»Chrìsto!«

Mit misstrauischer Bedächtigkeit gehen die beiden Männer aufeinander zu. Sie müssen sich wohl schon früher begegnet sein. Seine Waffe hat der Perser inzwischen unauffällig weggesteckt. Der andere scheint keine bei sich zu haben. Sie blicken sich an und beginnen miteinander zu sprechen.

Massimo bleibt, wo er ist und kann zusehen, wie der Große eindringlich auf den Perser einredet und, so scheint es ihm, es schafft, die ganze Bedrohlichkeit, die von diesem widerwärtigen Menschen ausgegangen ist, innerhalb kürzester Zeit zu demontieren.

Jetzt gehen die beiden zurück. Kyros voran, langsam und bedächtig, wie es seine Art ist, der schwarz-gelbe Koloss hinter ihm. Ein Interesse am Schweizer oder an dessen Geld scheint nicht mehr zu bestehen.

Massimo lässt sich auf einen Futtertrog sinken, der verkehrt vor dem Betonwürfel am Boden liegt, mit Steinen beschwert ist und vier rostige Metallfüße in die Luft streckt.

Er wartet, atmet, schnauft und genießt seine Rettung, für die er keine Erklärung weiß.

Minuten später fährt langsam und vorsichtig ein Streifenwagen den steilen Weg hinunter, dicht gefolgt vom schwarzen Coupé des Persers.

Selbst die Katze hat sich davongemacht. Doch man kann es ihr nicht übel nehmen – sie hat diesmal ihr Äußerstes gegeben.

Wie ruhig es geworden ist! Erst jetzt merkt er, dass der Wind nachgelassen hat. Mehr noch: die ganze Welt erscheint ihm wie verwandelt.

Massimo steht auf, geht den Weg zurück bis zum Parkplatz, wo inmitten des ganzen Schrotts immer noch der grüne Mietwagen steht.

Ihm ist auf einmal, als hätten seine Füße Flügel.

44

Peter erwachte, weil die nächste Böe, die nach den Erfahrungen der vergangenen Nacht der soeben abgeklungenen unweigerlich hätte folgen müssen, wider Erwarten ausgeblieben war.

Er wand sich aus der Bootsblache, unter der sie Schutz gesucht hatten und hob den Kopf. Es war schon hell. In weiter Ferne waren die kretischen Berge als scharf gezeichnete blaugraue Kontur sichtbar. Die Wolken waren verschwunden. Im Osten war über den Paximaden ein zorniges Rot eben daran, sich zugunsten eines strahlenden Sonnenaufganges zurückzuziehen.

Peter fühlte sich hundsmiserabel. Er fror. Alles schmerzte – alles außer seinem Kopf, dies wohl, weil er gestern Abend keinen Alkohol zu sich genommen hatte. Quälend langsam gelang es ihm, die Ereignisse des vergangenen Tages auf die Reihe zu bringen. Den Vorias und das Krokodil. Seine hoffnungslose Suche nach Eva-Maria, die sich jetzt vorne im Boot zusammengerollt hatte und immer noch schlief. Wie er von Chòra Sfakìon zurückgekehrt und trotz Schreiens und Pfeifens der anderen in den Sturm hinausgefahren war. Massimo, der Kutter, die Boje und das viele Geld.

Und zu guter Letzt nun noch diese prekäre Lage inmitten des Libyschen Meeres.

Ohne es zu merken, hatte Peter sein Telefon hervor gezogen, aufgeklappt und einen routinemäßigen Blick auf das Display geworfen.

Oben in der Mitte stand zu lesen: GAVDOS.
Er stutzte erst und kam dann auf die Idee, seinen Kopf zu drehen.

Gàvdos!

In reinster morgendlicher Unschuld präsentierte sich die Insel beinahe zum Greifen nah im

Licht der aufgehenden Sonne. Kein Wind, keine Wellen – nichts mehr erinnerte an das vergangene Unwetter, das seiner Tochter und vielleicht auch ihm beinahe das Leben gekostet hätte.

Höchstens noch eine Runde Russisches Roulett hätte eine ähnlich euphorisierende Wirkung hinterlassen können. Peter wusste sein Glück nicht zu fassen, denn insgeheim hatte er mit dem Schlimmsten gerechnet, damit nämlich, dass sie tagelang ohne Wasser und Benzin im offenen Meer treiben und nicht gefunden würden.

Um auch, wie es zu früher Stunde seine Gewohnheit war, auf der profanen Ebene das Wohlbefinden zu steigern, beschloss er, als erstes sein Morgengeschäft zu verrichten, setzte sich in einer etwas gewöhnungsbedürftigen Haltung neben den Motor auf die Kante des Bootes, ließ sich nach vorne kippen, bis die Beine am Bootsspiegel Halt fanden und pinkelte dann für sein Alter etwas zu langsam, aber Erleichterung bringend ins Meer.

Hinter dem Rücken von Peter hatte sich nun auch seine Tochter aufgerappelt. Zu seiner Verwunderung gewann er den Eindruck, dass Eva-Maria die vergangenen 12 Stunden als üblen Traum weggesteckt hatte und sich an diesem strahlenden Morgen nur noch darüber freute, dass ihr Vater sich die Zeit genommen hatte, mit ihr zusammen nach Gàvdos zu fahren.

***

Der Motor hatte Besorgnis erregend zu husten begonnen, als sie 20 Minuten später in Karàve anlegten. Mit weichen Knien schleppten sie sich zum Hafenrestaurant, das um diese Zeit noch nicht bedient war. Sie setzten sich schlotternd an den erstbesten Tisch, ließen sich von der Sonne

trocknen und versuchten, Violetta zu erreichen. »Ich sitze hier mit Eva-Maria im Hafen von Gàvdos«, posaunte Peter gleich ins Telefon, nachdem seine Frau sich mit brüchiger Stimme gemeldet hatte. Als sie ihre Tochter hörte, begann sie zu schluchzen.

»Sei bitte nicht traurig, Mama, wir kommen bald zurück. Der Wind ist weg«, tröstete Eva-Maria sie. »Heute Mittag sind wir wieder bei euch. Und dann schwimmt der Papa ganz bestimmt mit dir hinaus.« Langsam gewahrte das Mädchen, was es angerichtet hatte. »Ach Mama, hör bitte auf zu weinen, der Papi hat dich doch so lieb!«

Um acht Uhr schlurfte die Wirtin der Taverne Lìtsa im Morgenmantel die Treppe herunter und öffnete die Gaststube, doch die beiden hatten nur Durst, mochten nichts essen und noch immer schwankte der Boden sanft unter ihren Füßen.

Zwei Stunden später hatten sie das Boot wieder flott gemacht. Jetzt erst meldete sich bei den beiden der Hunger. Peter hatte bei der Wirtin gerade zwei Portionen Continental Breakfast bestellt, als sein Telefon zu dudeln begann. Eine griechische Nummer, die er nicht kannte.

»Peter. Ja? – Ach, *du* bist das, Massimo! Jetzt hör mal zu, was uns gestern noch passiert ist!« Dann gab er ungefragt die Geschichte mit dem Krokodil zum Besten, diesmal schon etwas ausführlicher.

»Und du, wo bist du eigentlich geblieben? – Ach ja? Und was machst du auf der Hauptwache in Chanià? – Was sagst du da? Der Perser?« – »Bei welcher Antenne?«

Dann sagte Peter lange nichts mehr. Hörte zu, nickte, schluckte. Nachdem er die ganze Geschichte vernommen hatte, war von seiner Überlebenseuphorie nicht mehr viel übrig geblieben.

Klein und grau war er auf einmal geworden. Sein Hunger war weg.

»Natürlich können die beiden mit uns zurückfahren. Und dein Gepäck nehmen wir auch gleich mit.« Und als Massimo ihm halb im Scherz nahelegte, vor der Rückfahrt doch den Tank noch aufzufüllen, meinte er nur grimmig:

»Worauf du dich verlassen kannst.«

Dem Doppelpeter war soeben der Humor ganz vergangen.

45

Eigentlich müsste ich viel früher beginnen. Ich müsste schon mit der Geschichte unseres Vormieters beginnen, der mich im zarten Alter von drei Jahren von einer seiner Freundinnen in Pflege nahm, weil sie unglücklicherweise begonnen hatte, am Berner Konservatorium Violine zu studieren.

Einige Wochen nach ihrem Debüt wurde ich sehr, sehr krank und hätte um ein Haar den Verstand verloren.

Der Arzt hatte damals vermutet, dass es an den Obertönen lag, mit denen meine Ohren nicht zurechtkamen und hatte der Geigerin dringend geraten, sich von mir zu trennen, was sie zu meiner großen Erleichterung schließlich auch tat. Ich durfte zu Pascal an die Schosshaldenstraße ziehen und genas auf der Stelle.

Schuld daran war nebst der himmlischen Ruhe, die hier tagsüber herrschte, auch die hervorragende Akkomodation, denn mein neuer Wohnpartner arbeitete in der französischen Botschaft und nahm oft an diplomatischen Anlässen teil, von denen er mir, wenn es die Umstände erlaubten die übrig gebliebenen Fischkanapees nach Hause brachte.

Auch zu Hause erhielt ich von Pascal und seinen zahllosen, häufig wechselnden Partnerinnen und Partnern immer wieder neue Impulse gesellschaftlicher Art. Sie brachten mir gehackte Leber, geräucherte Forelle und Schlagsahne und ich verzehrte diese Leckerbissen diskret in der Küche, während er sich vor dem Video oder nebenan auf dem Wasserbett mit seinen Gästen vergnügte.

Ich gewöhnte mich bald an die neue Betriebsamkeit mit all ihren Nebenerscheinungen – es war wohl der Preis, den ich für die gute Kost zu bezahlen hatte – und avancierte innerhalb von zwei Jahren zu einem der bestgebauten, gepflegtesten und beliebtesten Kavaliere des Rosengartens, der nur einen Katzensprung von der Schosshalde entfernt liegt.

Die Hemmungen hingegen, die Pascal zeigte, wenn er, zwischen zwei Videos aus dem Badezimmer zurückkommend, mir ausnahmsweise nackt begegnete, ließen ahnen, dass es bei ihm nicht überall ganz richtig tickte.

Dabei war auch er nicht mal schlecht gebaut.

Um Abhilfe zu schaffen, ließ er in der Küche ein zusätzliches Katzentor einbauen. Erst fühlte ich mich geschmeichelt, denn wer hat schon die Wahl zwischen zwei privaten Hauseingängen? Dann merkte ich, dass die Klappe nur dazu diente, mich während seiner Orgien vom Wohn- und Schlaftrakt fern zu halten. Mit einem Lockton, dem ich noch heute nicht widerstehen kann, dem furzenden Geräusch des Rahmbläsers nämlich, holte er mich in die Küche, gab etwas von der weissen Köstlichkeit in meinen Teller und schob von außen die Tür zu, wobei er nie vergass, das Vergnügen spendende Gerät wieder mit ins Wohnzimmer zu nehmen.

Als ob mich diese komischen Verrenkungen, das Kichern, Keuchen und Stöhnen auf der Couch vor dem Plasmabildschirm interessiert hätten!

Viel mehr Reiz konnte ich Pascals temperiertem Wasserbett abgewinnen, auf das ich mich leider nur legen durfte, wenn er nicht zu Hause war und in der Eile des morgendlichen Aufbruchs die Schlafzimmertüre offen gelassen hatte.

Als mein Wohngenosse die Stelle in Brüssel annahm oder, was zutreffender ist: von Paris aus dazu verknurrt wurde, zog Massimo, der bis anhin als Student in der Mansardenwohnung gehaust hatte, zu mir ins Parterre und überließ mir fortan seinen wundervollen Diwan zur unentgeltlichen Benützung. Das Allerwichtigste an dieser kleinen Rochade aber war, dass es mir gelang, die diplomatischen Beziehungen zur Küche der nahen Botschaft aufrechtzuerhalten – selbstverständlich berücksichtigte ich ab und zu auch Massimos Beutel- oder Büchsenkost, dies jedoch eher aus Gründen der Höflichkeit.

Jetzt wurde es auch nachts ruhig im Haus …

Es bedurfte noch einiger Zeit, bis das Bild, das ich mir als Jugendlicher von den Menschen gemacht hatte, soweit revidiert war, dass es auch auf Massimo zutraf. Während ich mich mit ihnen bisher eigentlich immer nur über profane Dinge wie Ernährung und Hygiene unterhalten konnte, hatte ich mit Massimo nach wenigen Monaten eine tiefere Basis des Zusammenlebens erreicht.

Natürlich lief auch diesmal erst alles über das Kulinarische, doch mit der Zeit wurde er zutraulicher, begann, mit mir über seine Probleme zu sprechen, streichelte oder kraulte mich, was ich gelegentlich über mich ergehen ließ, und bedankte sich manchmal sogar, wenn ich ihm beiläufig einen guten Tipp gab. Im privaten Bereich etwa, wenn er zum Beispiel im Wald den Schlüsselbund verloren zu haben fürchtete und ich nach seiner ergebnislosen Suche, gerade in dem Augenblick, als er aufgegeben hatte, die Katzenklappe einen Spalt weit öffnete und ihm mitteilte, dass dieser doch vom Kofferraumschloss seines Wagens herunterbaumelte.

Später begann ich, ihn bei seinen Hobbies, die er sehr engagiert anzugehen pflegte, zu beraten.

Dazu gehörte nebst dem Pilze Sammeln, wo ich ihm regelmäßig zu den besten Plätzen im Bantigerwald führte (wobei ich ihm dort nur jene Pilze zeigte, die ich selber auch mochte – die für mich unbekömmlichen musste er immer selbst finden), zu diesen Hobbies gehörte also auch das Malen.

Als Ausgleich zu seinem Theologiestudium, wo es in den ersten Semestern nur darum gegangen war, sich Hebräisch, Griechisch und Latein in den Kopf zu drücken, hatte Massimo zu Malen begonnen, allerdings mit geringem Erfolg.

Dies änderte sich, als er nach seinem beruflichen Umstieg zu mir in die Parterrewohnung zog und mir erlaubte, ihm beim Malen zu assistieren – bei der Motivwahl, sofern es hier etwas zu wählen gab, oft bei der Flächenaufteilung, meistens aber beim Mischen der Farben.

Als ich bemerkte, wie sehr er sich nutzlos verausgabte und dann jeweils schweißgebadet und entmutigt vom Dachboden herunterstieg, gab ich ihm einmal den Tipp, übungshalber einige Tarot-Motive einer Engländerin namens Frieda Harris zu verfremden, eine Aufgabe, die er nach einigem Zögern mit Vehemenz anging. Im Laufe der nächsten Jahre malte er in unregelmäßigen Abständen, doch immer im gleichen Format beinahe 30 Bilder, die sich sehen lassen konnten – zu meinem großen Bedauern war nicht eine einzige Katze darunter.

Mehr als ein Dutzend von diesen Acrylbildern konnte er gleich von der Staffelei weg verkaufen, zwei wurden an einer Weihnachtsausstellung der Berner Kunsthalle prämiiert, zwei weitere hatte er in verliebter Dankbarkeit der vornehmen Francesca aus Fiesole mitgegeben, die ihn einmal einige Tage in Bern besucht hatte, einige stehen noch auf dem Dachboden und drei Bilder, die

ihm besonders lieb geworden sind, hängen jetzt in unserem Wohnzimmer.

Ja, diese Francesca … Da hätte Pascal noch einiges hinzulernen können.

Soviel zum Privaten.

Massimos geschäftliche Erfolge am ILIAS-Institut, worin ich unter anderem auch die bestechenden wissenschaftlichen Papiere und die brillanten Referate von Kesselring einschließe, waren, so behaupte ich unbescheiden, lückenlos darauf zurückzuführen, dass er sich auch im Beruf mehr und mehr auf mich zu verlassen wagte.

Es hatte Jahre gedauert, bis ich ihn so weit hatte. Lange vermied er es, sich in meiner Begleitung in der Öffentlichkeit zu zeigen und wollte sich – wer will so was schon – unter keinen Umständen vor diesem Hansdampf, der sich Professor nannte und sein Chef war, blamieren, weshalb am Institut für jede intuitive Entscheidung jeweils noch ein rationaler Überbau nachgereicht werden musste, was meinem Freund und Wohnpartner aufgrund seiner akademischen Vorgeschichte und seiner sprachlichen Gewandtheit jedoch sehr leicht fiel.

Ja, Sie haben richtig gelesen, ich habe Freund gesagt, denn mittlerweile war so etwas wie eine Freundschaft zwischen uns entstanden. Ich konnte mir zunehmend erlauben, ihm, was Männer sonst gar nicht mögen: auch dann Rat zu erteilen, wenn er gar keinen erfragte, doch man stelle sich etwa vor, was geschehen wäre, wenn ich ihn in diesem kretischen Kaff nicht rechtzeitig vor dem riesigen Lastwagen gewarnt hätte, der sich auf das Recht des Stärkeren verlassen hatte und bei der unübersichtlichen Ausfahrt neben der Kirche einfach im Leerlauf auf die Straße hinaus gerollt war – ich hätte mir noch gleichentags einen neuen Wohnpartner suchen müssen.

Im Laufe seiner weiteren Entwicklung ist es sogar mehrmals vorkommen, dass er ungehalten wurde, wenn ich ihn nicht rechtzeitig über ein bevorstehendes Ereignis ins Bild setzte oder zu einem Vorfall Stellung nahm, was ich stets als etwas anmaßend empfand – nach solchen Ausrutschern sorgte ich als Revanche jeweils dafür, dass er das nächste Mal beim Pilze Sammeln vergeblich durch das Elefantentor trat.

Langsam, langsam wurde er reif für die Meisterprüfung, die abzulegen der eigentliche Sinn dieser minutiös arrangierten Reise von seiner Heimat zum schrecklichsten aller kretischen Orte war und die er niemals bestanden hätte, wenn er im entscheidenden Moment sein Ich nicht vollständig aufgegeben und sich auf sein Mich verlassen hätte, der ich seither auf Schritt und Tritt sein treuer Freund und innerer Begleiter geworden bin – meistens.

Denn Massimo hat natürlich auch andere Qualitäten, die mir hingegen abgehen und in welche ich mich nie einmische. Seine Intelligenz etwa oder sein Mut oder die Freude an Musik, die ich in dieser Form nicht teile. Unsere offene Beziehung lässt aber ohne Weiteres zu, dass wir uns in solchen Fällen für einen Moment ohne große Emotionen voneinander verabschieden, um dann im rechten Augenblick wieder zusammenzutreffen und das nächste Wegstück gemeinsam angehen.

So hat sich unser Zusammensein im Laufe der Jahre entspannt. Noch nie hat Massimo bisher bereut, dass er auf dieser Reise mit mir, seiner inneren Katze – wobei das Wort Intuitionskatze ähnlich wie das Wort Geldkatze allein schon genügen würde, um jeden, der es in den Mund nimmt, bei mir zu disqualifizieren – Freundschaft geschlossen hat, genauso wie auch ich mit

ihm, nein, dass ich zum festen Bestandteil seines Tun und Lassens geworden bin. Fraglos ist sich mein Wohnpartner nicht mehr bewusst, wie er sich in allen Lebenslagen ohne Vorbehalte auf mich abstützt – und wie praktisch und effizient das ist.

Nur selten, wenn ich sehr hungrig bin oder viel Mußе und Lust auf süße Sahne habe, denke ich an jene Zeiten zurück, die ich mit Massimos Vorgänger zubrachte. Und vergesse nicht, dass ich bei Pascal viele Kompetenzen der weltlichen Art mitgekriegt habe, die mir im Rosengarten beim Erfüllen meiner täglichen Katerpflichten immer wieder zustatten kommen.

46

»Endlich, Massimo, endlich! Alle haben wir dich vermisst. Wo hast du bloß gesteckt?« Ilona hatte soeben ihre Zwillinge im VW-Bus unter dem Johannisbrotbaum deponiert und ihnen eine Siesta aufgebrummt.

»Ach, ich habe in Chanià noch jemanden getroffen, und das hat dann noch etwas länger gedauert. Aber jetzt bin ich wieder da. Wie sieht's bei euch aus? Alles klar? Wieso riechst du nach Feuer?«

»Nichts ist klar. Der Perser ist heute sehr früh weggefahren und noch nicht zurückgekommen, hat sich aber später noch mit Satrap getroffen und ihn angewiesen, den ganzen Inhalt seiner Archivschränke und auch sonst eine Unmenge Papier zu verbrennen, und ich musste dabei helfen. Man soll in dieser Gegend nur Feuer machen, wenn es windstill ist, deshalb haben wir uns beeilen müssen – niemand weiß, wann der Voriàs wieder einsetzt.« Massimo konnte nur zustimmen.

»Wo sind Peter und Jean-Paul?« wollte er dann wissen. Ilona schaute ihn verständnislos an.

»Ja – hast du die wilde Story nicht mitgekriegt? Der Doppelpeter ist doch gestern Abend völlig aufgelöst mit dem Schlauchboot in den Wind hinaus gefahren um Eva-Maria herein zu holen und erst heute Mittag von Gàvdos zurückgekehrt. Gott sei Dank hat er sie finden können, aber als die beiden zurück kamen, war er so fix und fertig, dass er mit der ganzen Familie als er wieder dazu imstande war abgereist ist.« Beim letzten Satz machte Massimo erst große Augen, ließ sich aber weiter nichts anmerken.

»Ist niemand sonst mit den beiden zurückgefahren?«

»Doch«, zierte sich Ilona, »da war noch so eine kleine Schwarzhaarige, die nach Dir gefragt hat. Die müsste eigentlich noch in der Taverne sein – oder vielleicht auch wieder am Strand.« Es wurde deutlich, dass sie von diesem neuesten Hindernis nicht besonders begeistert war.

Massimo wollte sich eilends verabschieden, doch Ilona hielt ihn noch einmal zurück.

»Einen Moment noch – ich hab da noch was.« Sie kramte in ihrem grünen Stoffbeutel, worin sie stets auch das Notwendigste zur Versorgung der Zwillinge mitschleppte – und zog dann triumphierend das grau-rote Heft von Kesselring hervor. »Ich meine, dass du mal am Strand in einem solchen Ding gelesen hast.«

»Woher …?« Massimo war sprachlos.

»Es lag zwischen den Papieren von Kyros. Satrap war gerade dabei, es zusammen mit dem ganzen anderen Kram ins Feuer zu werfen. Da habe ich an dich gedacht und es hinter seinem Rücken noch vor den Flammen gerettet.«

Massimo gab ihr einen Kuss auf die nach Schweiß und Asche riechende Wange. »Vielen Dank, Ilona. Du hast mir sehr geholfen.«

***

»Noch immer verstehe ich nicht, wieso Jean-Paul auf Gàvdos geblieben ist und nicht mit euch zurückfahren wollte. Was ist bloß in ihn gefahren?« Massimo saß auf dem Beifahrersitz von Anthìs dunkelblauem Saab und streichelte mit den Augen ihr Profil, während sie routiniert eine Serpentine nach der anderen hinter sich ließ.

»Du hättest ihn am Morgen sehen sollen. Diese Runenhopserei hat ihn gewaltig mitgenom-

men. Die Füße durchgetanzt, einen Ellbogen aufgeschürft, eine riesige Beule am Kopf. Ich vermute, dass er irgend einen Anfall gehabt hat, denn er hat sich auch in die Zunge gebissen. Ist Jean-Paul etwa ein Epileptiker?« Massimo wusste es nicht.

»Vielleicht hatte er etwas Mühe mit der Einsicht, dass du nicht seinetwegen nach Gàvdos gefahren bist …«, meinte er dann und legte seine Hand auf ihren braunen Oberschenkel.

»Er wollte dir doch eine SMS schicken. Hast du noch nichts gekriegt?« fragte Anthì. Massimo griff in die Geldkatze, zog sein Telefon hervor und schaltete es ein – beinahe hätte er sich nicht mehr an den Freischaltungscode erinnert. Es dauerte eineinhalb Serpentinen, bis das Gerät zu piepsen begann und beinahe nicht mehr aufhören wollte – in rascher Folge kamen Meldungen aus Kreta, aus Rhodos und aus der Schweiz herein:

SOEBEN IST KASIMIR
ANGEKOMMEN.BIN
SEHR
ERLEICHTERT.UND
DU? WANN KOMMST
DU ZURÜCK?ODER
BIST DU AUF KRETA
HÄNGENGEBLIEBEN?
ANDREA L.
–

Ich gebe gerade in
Plakias unser Boot
zurück.Wir fahren
noch einige Tage an
die Nordküste.Melde
mich, wenn wir in
Sicherheit sind.Peter
Violetta Eva-Maria

–

Bleibe noch 2-3 tage auf gavdos.bitte panda in chora sfakion abstellen.schlüssel unter fussmatte.abrechnung zu hause.viel spass mit anthi.. ;–) lg j-p

–

vodaphone CU follows your pace – wherever you might be, whatever you might be doing! Please call 13830 in order to get more information!

–

ROSA HAT DAS VORIAS VERKAUFT UND SCHLIESST AUF ENDE AUGUST!DANACH WIRD DORT NUR NOCH KOREANISCHES FAST FOOD ZU KRIEGEN SEIN. :.–(ANDREA L.

–

Schlüssel von f. nicht gefunden,mussten zündung überbrücken.selino

leider verpasst.sind
erst mittwoch
zurück.ruf mich an.lg
j-p

–

E. HAT AUF DER
AKROPOLIS DEN
FUSS VERSTAUCHT.
(ATHEN, NICHT
RHODOS?)KASIMIR
IST 1 WOCHE
WEG.IST DAS
NORMAL?WO BIST
DU?FUNKSTILLE?
ANDREA L.

–

AM 14.7. IST
KASIMIR
VERSCHWUNDEN.
ANGST VOR DEM
FEUERWERK DER
FRANZOSEN.WAS
SOLL ICH TUN?
ANDREA L.

–

Wie sieht es aus
beim projekt mit den
griechen? Brauchen
sie support? Infos?
Gibt es neue facts
oder resultate?

PROF. ELIAS
KESSELRING

47

Mit strahlendem Gesicht erschien Lykos beim Hotel Plaza, setzte sich zu John ans Tischchen, zog die Mundwinkel nach hinten, schürzte die Lippen und zeigte auf den Stiftzahn, der zwischen gelblichen Zahnreihen weiß hervorleuchtete. Als der Kellner das Frappee gebracht hatte, begann er genüsslich mit dem Trinkhalm den braunen Schaum zu schlürfen. Während der nächsten zehn Minuten war für den Wachtmeister die Welt in Ordnung. Dann wurde er dienstlich.

»Vor der Besprechung mit meinem Vorgesetzten sollten wir uns noch darüber einigen, was gestern bei der Antenne eigentlich genau geschehen ist.«

»Das ist doch rasch gesagt. Ich bin mit dem Wagen hochgefahren, ausgestiegen und habe zugeschaut, wie Chrìstos langsam auf diesen Touristen zugegangen ist und dabei eine Pistole aus dem Hosenbund gezogen hat. Darauf habe ich ihn von hinten beim Namen gerufen und mich als sein jüngerer Bruder aus Amerika zu erkennen gegeben. Weil du nicht in den Pantoffeln aussteigen wolltest, bist du im Wagen sitzen geblieben. Später sind wir zurückgefahren, du und ich mit dem Polizeiauto voraus, mein Bruder hinter uns. Beim ersten geraden Straßenstück hat er auf einmal überholt und ist mit hoher Geschwindigkeit davongefahren, so schnell, dass ich ihm nicht mehr folgen konnte ohne unser Leben aufs Spiel zu setzen. Danach wurde er nicht mehr gesehen.«

Lykos runzelte die Stirn, kniff abwechselnd das linke und das rechte Auge zu und fixierte zwischen seinem hin- und her springenden

Trinkhalm den alten Leuchtturm am Ende der Hafenmauer.

»Mag sein, dass all das auf dich so gewirkt hat, aber eine solche Aussage ist nicht polizeikonform und könnte zudem vor Gericht Probleme geben.«

»Was soll ich denn sonst sagen?«

»Meine Beobachtung war etwas differenzierter: Ich bin also mit dem Streifenwagen zur Antenne hochgefahren, habe den Wagen gewendet, parkiert und abgeschlossen, habe den mir nur vom Sehen her bekannten Mann angesprochen, ihn auf die übersetzte Geschwindigkeit bei seiner Durchfahrt durch Komitàdes aufmerksam gemacht, seine Papiere überprüft und mir Namen und Autonummer notiert. Kurz: ich habe eine routinemäßige Polizeikontrolle durchgeführt.«

»Das tönt gut«, grinste John, »und dann?«

»Auf der Rückfahrt ist dir aufgefallen, dass er nicht seinen, sondern deinen Namen angegeben hat und dass es sich bei der überprüften Person möglicherweise um deinen verschollenen Bruder handeln könnte.«

»Und womit kann ich mich im Polizeipräsidium sonst noch lächerlich machen?«

»Du machst dich in keiner Art und Weise lächerlich«, widersprach Lykos. »Solche und ähnliche Fälle kommen in der Sfakià häufig vor.«

»Aha. Und dann?«

»Dann erklärst du, wieso du nach Kreta gekommen bist und wie du feststellen musstest, dass der größte Teil eures Landes verkauft worden ist und dein Bruder in Erwartung der spezifischen Bedürfnisse der auf Gavdòpoula stationierten Matrosen und Hafenarbeiter auf der verbleibenden Parzelle begonnen hat, ein Pu … – will sagen: ein Touristen- und Freizeitzentrum aufzubauen. Danach sehen wir weiter.«

John gewann den Eindruck, dass die kretische Art, solche Probleme zu lösen punkto Pragmatik die amerikanische noch weit in den Schatten stellte. Dann fiel ihm ein: »Du schuldest mir noch einen Kaffee, Lyko, Das letzte Spiel hast du verloren.« Paramìthos runzelte die Stirn, zog die Börse hervor, legte seufzend das Geld auf den Tisch und stand auf.

Jetzt erhob sich auch John. Er stutzte – da war ein neues Gefühl, etwas hatte sich angenehm verändert, seit er das letzte Mal mit Psaràkis und dessen sprachloser Assistentin hier gesessen war. Ja, das war es: sein Sessel hatte sich beim Aufstehen nicht mehr am Hinterteil festgeklemmt.

John musste abgenommen haben.

***

»Können Sie sich ausweisen?«

John tastete nach seinem biometrischen Pass und reichte ihn dem Polizeioffizier. Dieser schien befriedigt und fuhr fort:

»Entschuldigen Sie bitte, dass wir Sie solange haben warten lassen. Das Dossier Papadomanolàkis war gerade in Arbeit und musste erst aufdatiert werden.« Stolz drückte er einige Tasten des brandneuen Computers, der vor ihm auf dem Pult stand, doch schien das Ergebnis auf dem Bildschirm noch nicht rundum zu befriedigen.

»Lykos, mach uns bitte Kaffee.« Das war Dienstton und Klartext. Als sein Mitarbeiter eiligst den Raum verlassen hatte, griff der Offizier zu einem dicken Bundesordner und begann, in gewohnter Manier darin zu blättern, bis er gefunden hatte, was er suchte. Dann blickte auf und auf sagte:

»Jànnis Papadomanolàkis. Unter diesem Namen wollte am 20. Juni ein Mann von New York kommend in Athen den Zoll passieren und wurde von den Sicherheitskräften des Flughafens angehalten, weil der Name seit mehreren Jahren auf der Fahndungsliste von Interpol figuriert. Im Immigration Office hat man die Fingerabdrücke abgenommen und eine Leibesvisitation durchgeführt. Das Ergebnis der Überprüfung war negativ.«

»Das kann man wohl sagen«, brummte John, und dachte an seinen Auftritt in den Unterhosen und an die Stempelfarbe, die er kaum mehr von den Fingern weggebracht hatte.

»Darf ich mir zur Vervollständigung der Akten noch rasch Ihren linken Arm ansehen?« Willig schob John das Hemd zurück und streckte dem Offizier seinen Arm entgegen. Dieser schien befriedigt zu sein und meinte:

»So würden wir jetzt dieses Dossier schließen …«

John nickte erleichtert. Dann kam Lykos mit einem Tablett zurück und hörte gerade noch:

»… und das neue eröffnen.«

Beinahe hätte der Wachtmeister das Wasser ausgeleert: »Was meinst du damit? Was ist geschehen?«

Der Offizier zögerte einen Moment, schaute unsicher zwischen Lykos und John hin und her und sagte dann:

»Die Polizeistation von Chòra Sfakìon hat uns vorhin gemeldet, dass auf der Serpentinenstraße ein schwarzer Mercedes SLK 200 von der Fahrbahn abgekommen und in eine Schlucht hinunter gestürzt ist. Es muss sich um ihren Bruder gehandelt haben, John. Er wurde aus dem Wagen geschleudert und erst heute Morgen tot aufge-

funden. Der Wagen soll ausgesehen haben wie eine zerknüllte Bierdose.«

Jetzt hatte auch John verstanden. Er schluckte, dachte einen Augenblick nach und stellte endlich die Frage, deren Antwort ihn am meisten interessierte:

»Was wird jetzt mit dem Beach Resort geschehen?«

Der Offizier blätterte weiter in den Akten und meinte:

»Ihr Bruder ist tot. Sonst ist niemand zu Schaden gekommen. Forderungen sind uns keine bekannt. Das Land, worauf Kyros Beach Resort gebaut worden ist, wurde im Grundbuch seinerzeit auf ihren Namen eingetragen, wenn auch unfreiwillig. Dass nicht ihr, sondern der Pass ihres Vaters bei der Verschreibung vorgelegt worden ist, wird hier niemanden stören. Ihr Bruder hat vor fünf Jahren ohne Bewilligung zu bauen begonnen, das ist alles. Aber deshalb werden Sie ihn wohl kaum noch anzeigen wollen.«

John war noch nicht beruhigt. »Natürlich nicht. Aber was soll das neue Dossier?«

»Chrìstos war schon vor dem Sturz nicht mehr am Leben.« Der Offizier schluckte.

»Und wieso weiss man das so genau?«

»Die Polizei von Chòra Sfakìon hat seinen Kopf im Kofferraum des Wagens gefunden.«

48

Die Wirtin des »Kokinì Ginì« übertrug mit aufgesetzter Lesebrille Zahlen in ein blaues Schulheft. Vor ihr auf dem Tisch waren von Wäscheklammern zusammengehaltene Kassenzettel und Quittungen ausgebreitet. Daneben lagen ein Bleistiftspitzer und ein Radiergummi.

»Wieviel kostet die große Gasflasche?«

»Fünfzehn Euro«, antwortete Nàska, die eben mit Hut, Handtasche und frisch geputzten Schuhen die Treppe herunter kam.

»Und mit Depot?«

»Fünfundvierzig.«

Die rote Wirtin schaute von ihrer Arbeit auf und musterte die Angestellte von Kopf bis Fuß. Wie gut diese Bulgarin aussah! Vielleicht war *das* der Grund, weshalb die Männer vom Dorf in der letzten Zeit so gerne im Kokinì Ginì vorbeigeschaut hatten!

»Jetzt willst du also wieder dahin, wo du hergekommen bist?« Noch nie bisher hatte sie eine Angestellte so ungern ziehen lassen.

»Diesmal werde ich nicht mehr von einem einhändigen Scheusal begrabscht.«

Dass Nàska jetzt mit dem Amerikaner zusammen das Beach Resort weiterführte, wollte der Wirtin nicht in den Kopf.

»Ihr könnt natürlich tun was ihr wollt. Aber nachdem Lykos mir gesagt hat, wie der Perser zu Tode gekommen ist … Möchtest du vielleicht, dass John dasselbe Schicksal erleidet wie sein Bruder?«

»Jànnis ist kein einarmiger Bandit. Und außerdem folgt das Blut dem Finger.«

»Was soll denn das wieder heißen?«

»Nur die direkten Nachkommen fallen unter die Blutrache. So will es der Kànun.«

»Der was?«

»Das alte Gewohnheitsrecht der Albaner.«

»Pah. Da hat sich doch die albanische Drogenmafia längst darüber hinweggesetzt. Wer verwandt ist mit dem Perser steht auf ihrer Liste. Und dann kommt noch dazu: jetzt, wo Kyros nicht mehr für unsere Gegend zuständig ist, werden sie alles daransetzen, sich auch die Sfakià einzuverleiben. Das gibt ganz sicher Schwierigkeiten. Bleib bei mir, hier ist es sicherer.«

Von draußen ertönte während einer halben Sekunde die Polizeisirene.

»Das ist Jànnis. Ich muss gehen. Er hat sich für den Nachmittag bei Lykos den Wagen ausgeliehen. Già soù.« Nàska wandte sich gegen den Ausgang.

Der roten Wirtin blieb erst der Mund offen, dann fiel ihr ein: »Ich wollte ohnehin noch zum Metzger hinunter fahren um einige Hühner zu kaufen. Vielleicht schaue ich nachher noch bei euch vorbei – bis dann.«

***

John stellte den Streifenwagen neben einem silbernen Doppelstockbus auf dem Parkplatz hinter dem Beach Resort in den Schatten einer Tamariske. Dann gingen sie neben der großen Holztafel vorbei zum Restaurant, wo der Barkeeper einen Bierhumpen nach dem anderen füllte, während die Blonde mit der großen Nase sie an eine Gruppe durstiger Touristen verteilte.

In der Küche klapperte Geschirr.

Vor der Eistruhe spielten zwei mit einer roten Leine zusammengebundene Kinder.

Als John und Nàska sich setzen wollten, löste sich ein Mann in einem weissen, kurzärmligen Hemd, mit breiten Schultern, sehr brauner Haut

und einer flachen Nase aus dem Hintergrund, trat näher, streckte John emphatisch seine riesigen Hände entgegen und fragte eine Spur zu freundlich:

»Sind sie Kyros' Bruder?« John nickte und wollte ihm als erstes seine Partnerin vorstellen, doch die beiden schienen sich schon früher begegnet zu sein. Dann meinte der Afrikaner strahlend:

«Mein Name ist Satrap. Ich bin der Stellvertreter. Ich kenne mich hier aus.«

49

Nach langem Reisen hatte er sich schwebend einer Stadt genähert. Als erstes waren ihm die ungleichmäßig gebauten, zwischen den Giebeln aufragenden Sandsteintürme aufgefallen. Je näher er dem Zentrum gekommen war, desto höhere Türme hatten die Häuser aufgewiesen. Endlich hatte er das Berner Münster wieder erkannt und war gelandet.

In der Krypta ist soeben die Theatervorführung zu Ende gegangen. Als Kulissen haben große, mit leuchtenden Farben eingefasste Stellwände gedient: Kobaltblau, Zinnober, Signalgelb. Abgerundete Formen sind zu erkennen. Zwei Rolltreppen verbinden das Untergeschoss mit dem Glasausgang, eine führt hinauf, die andere herunter. Von den beiden Glastüren führt die rechte ins Freie, die linke ins Gebäude.

Massimo wartet höflich, bis keine Besucher mehr entgegenkommen und tritt dann durch die linke Tür auf den Münsterplatz, wo sich ihm inmitten einer großen Menschenmenge der Karnevalswagen nähert. Er kann eine Gruppe fremdartiger, mit braunen Anzügen und blauen Foulards bekleidete Männergestalten erkennen. Aus den Narben in ihren Gesichtern, aus ihren Krücken und Prothesen muss man schließen, dass sie in ihrem Leben einiges durchgemacht haben.

Begeistert eilt ihm Direktionsassistent Müller entgegen und versucht ihn davon zu überzeugen, dass man auf diese Masken getrost eindreschen dürfe; sie würden sich freiwillig dafür zur Verfügung stellen, doch er lehnt dankend ab.

Aber die Gestalten kommen näher, rauben ihm beinahe den Atem. Massimo kann sich nicht mehr frei bewegen, man hat begonnen, ihn von allen Seiten zu berühren, zu betasten, zu ergrei-

fen … Auf einmal fällt ihm ein, dass das Ganze nur arrangiert sein könnte, um ihm was auch immer wegzunehmen –

Dann hatte er aufgezogen, um mit einem gezielten Fausthieb dem Nächststehenden mitten in die Fratze zu schlagen.

»Woran denkst du, Massimo?«

Massimo schreckte auf und blickte auf seine geballte Faust, mit der er heute beim Erwachen das halb volle Wasserglas von Anthìs Nachttisch in weitem Bogen auf den Teppich geboxt hatte.

»An diesen Traum von heute Vormittag, wie ich noch weiterschlief, als du schon am Duschen warst. Noch nie im Leben habe ich einen solchen Volltreffer gelandet. Ich bin vor mir selbst erschrocken.«

»Du bist daran, dich zu befreien, Massimo.« Anthì strich liebevoll über die harte Faust, bis wieder eine entspannte Hand daraus geworden war.

»Du musst jetzt aufs Schiff, es ist dreiviertel neun. Nein – die Pikilìa habe ich vorhin bezahlt.«

Massimo packte seinen Rollkoffer und bemühte sich, beim Weggehen keinen dieser hellblau überstrichenen dreibeinigen Blechtische vor dem Souvlàki-Stand umzustoßen. Nebeneinander gingen sie zur LYSSOS, deren Heckklappe den ganzen Tag schon im Hafen von Soùda auf Beute gewartet hatte.

»Was wirst du als erstes tun, wenn du zu Hause angekommen bist?« wollte Anthì wissen.

»Ich werde wohl die Katze füttern müssen.« Er zwinkerte ihr zu.

»Und dann?«

»Dann rufe ich dich an.«

»Ja. Tu das.« Sie blickten sich in die Augen.

Anthì zog einen hellblauen Briefumschlag mit roter Masche hervor und drückte ihn Massimo in

die Hand: »So gut kennst du mich jetzt schon: wenn ich etwas sage, dann meine ich es auch so. Und jetzt geh in Gottes Namen.«

Sie umarmten sich ein letztes Mal, dann holperte der Rollkoffer verloren hinter seinem Herrn über die Heckklappe.

Massimo kam sich auf einmal sehr einsam vor. Den gelangweilten Gruß eines Matrosen, die Trillerpfeifen der Schiffsoffiziere, das Fluchen der Chauffeure und das Quietschen ihrer Lastwagenreifen, den Geruch von Küchenabfällen und verbranntem Dieselöl, das Ächzen der Rolltreppe, die Fahrscheinkontrolle und die Lautsprecherstimmen, all das nahm er nur wie durch einen dichten Schleier wahr.

Er drängte nach oben und erkämpfte sich einen Platz an der Reling.

Schwarzer Rauch und Russ puffte durch die Kamine über ihn hinweg in die Dämmerung hinaus; die Fähre hatte leicht zu vibrieren begonnen. Ketten wurden eingezogen und Taue gelöst.

Anthì war zu ihrem Wagen zurückgegangen, schaute zu Massimo hoch, winkte. Er zog sein Telefon aus der Bauchtasche und rief sie an, wollte seiner endemischen Blume noch all jene Zärtlichkeiten ins Ohr flüstern, die ihm in der letzten Nacht nicht mehr eingefallen waren, als sie mit ihren kleinen Füßen seinen Rücken gestreichelt hatte, doch die Distanz zu ihr schien ihm dabei eher zu- als abzunehmen.

Beinahe unmerklich hatte das riesige Schiff abgelegt und begonnen, sich zentimeterweise von der Hafenmauer zu entfernen. Die Schiffssirene gab dumpf ihren zweisilbigen Abschiedsruf von sich. Anthì war bis ans Ende der Mole gefahren, zu jener Stelle, wo sie vor bald drei Wochen auf der Brücke eines Pickups vor dem Mikrofon gestanden war.

»Das kann noch nicht alles gewesen sein!« ging es Massimo durch den Kopf, als die ersten Passagiere schon dem Schiffsrestaurant zustrebten und er noch immer mit der KYRIX in der erhobenen Hand winkend an der Reling stand und zu den Scheinwerfern von Anthìs Wagen hinüber sah, die von der Hafenmauer nicht wie für alle übrigen Passagiere einfach in die Dunkelheit hinein – sondern zu ihm und nur für ihn hinüber blinkten.

Dann erinnerte er sich wieder an den Brief mit der roten Schleife.

***

Sie waren allein. »Du musst dich jetzt entscheiden«, drängte Kasimir.

»Was denn? Ich habe mich längst entschieden. Niemand weiß das besser als du.«

»Entscheiden heißt auch: auf etwas verzichten. Überlege dir gut, worauf du verzichten willst. Entscheiden ist ein Kinderspiel, verzichten schon viel schwieriger – und rückgängig machen ist unmöglich.«

Etwa so musste es sein, wenn man sich das Leben nehmen wollte.

Massimo stand zuhinterst an der Reling. Er blickte hinunter, sah zu, wie die Schiffspropeller zwei sprudelnde Schneisen ins dunkle Wasser schnitten.

»Es ist fast wie ein Tod, und du wirst staunen, was danach alles geschieht«, lockte Kasimir und schob ihm mit der Pfote die Fototasche zu:

»Na?«

Auf einmal ging alles wie von selbst.

Massimo öffnete erst den Deckel, dann den inneren Reissverschluss und hatte schließlich das Pflichtenheft in der Hand.

Begann ruhig, erst nur einzelne, dann mehrere Seiten gleichzeitig in schmale Streifen zu reißen und sie in der nächtlichen Ägäis dem Fahrtwind und den Wellen zu überlassen.

Er war frei.

Dank

Der Dank des Autors geht (in der Reihenfolge ihres Auftretens, keineswegs wertend) an die folgenden Personen:

Edmond Jurczek, der bei mir einst im Speisewagen zwischen Bern und Zürich den Mut freigelegt hat, dieses Buch zu schreiben;
Zora Heimlicher, die immer wieder mit klugen Einfällen zur Seite gestanden ist;
Nicole Terstappen, deren strengem Lektorat manch überflüssige Zeile zum Opfer gefallen ist;
Peter Fahr für seine wertvollen Tipps von Autor zu Autor;
Ruedi Müller für seine kritischen Kommentare in den Zwischenstadien;
Peter Gottwald für das Kommentieren von Plot und Inhalt und für alle Impulse im Zusammenhang mit Zen-Meditation und Jean Gebser;
Martin Frank für das kritische Durchlesen des Manuskripts im Endstadium;

sowie für alle Freunde und Bekannten, die mich bei der Arbeit in irgend einer Form unterstützt haben.

Bern, im September 2010

Markus Heimlicher